

**LEBENDE BILDER
AUS DEM
MODERNEN PARIS
...: NEUE BILDER**

Adolph Ebeling



7 120

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Handwritten signature or initials.

Lebende Bilder

aus dem modernen Paris.

Siebenter Band.

Adolph Ebeling

Neue Bilder aus dem modernen Paris. II.

Haderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1869.

Neue Bilder

aus dem modernen Paris.

Von

Adolf Geling.

Zweiter Band.

Haderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1869.

Inhaltsverzeichnis.

Faits divers.	Seite
Kaiserliches Amüſement.	1
„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit.“	5
Die Kürbiſkönige.	8
Schloß Verch.	10
Mildthätigkeit im Faubourg St. Germain.	13
Die Vicomtesse de Renneville.	16
Ein Abenteuer.	18
Die Börſe.	23
Die Japanefiſche Geſandſchaft in Paris.	26
Liebhabetheater im Hôtel de ville.	30
Parifer Schneidſchwindel.	35
Ein pifanter Gemäldehandel.	39
Ein Maskenball im Irrenhauſe.	42
Eine „réception“ in der franzöſiſchen Academie.	46
Die Ledru-Rollin-Hüte.	51
Eine Loretten-Gräfin vor Gericht.	53
Der Leichenzug Meyerbeer's.	57
Ein Parifer Heirathspuff.	59
Ein fürſtliches Paar.	64
Fernande.	68
Téréſa, die Alcazar-Diva.	71
Lord Seymour.	75
Der artefiſche Brunnen in Paſſy.	79
Der König von Preußen in Compiègne.	81
Jagdgeſchichten.	86

1514
318

v.7 542428

	Seite
Sankt Petersfest auf Montmartre.	90
Die Patti und die Victoria.	94
Der Dessertteller und das Sauerkraut des Baron v. Rothschild.	98
Ein Blatt aus Alexander Dumas' Memoiren.	103
Portomarken.	106
Eine Zeitungssente.	112
Schon wieder ein Lorettenprozeß.	114
Aux Italiens.	117
Falsche Banknoten.	120
Allerheiligen und Allerseelen.	124
Post festum.	127
Ein unterirdisches Bankett.	130
Prinz Oscar von Schweden.	132
Pour les pauvres, s'il vous plait.	135
Sylvester.	137
Les odeurs de Paris	140

Antrag zu den faits divers.

<u>Anzugroße Ehrlichkeit eines Pariser Droschkentufchers. —</u> <u>Raffinirte Diebinnen. — Ein noch raffinirter Dieb. —</u> <u>Eine rührende Geschichte. — Ein Wunder-Exemplar von</u> <u>einem Hund. — Künstlich ausgebrütete Küchlein. — Ein</u> <u>Heirathsbureau. — Eine Damenschneiderrechnung. — Eine</u> <u>Gespenstergeschichte, wie sie sein muß. — Zwei Gaunerin-</u> <u>nen aus der Schweiz.</u>	192
<u>Schlusswort zu Ehren der Weltausstellung.</u>	221
<u>Zwei Worte zur Erklärung des folgenden Kapitels.</u>	238
<u>An den Chronikschreiber.</u>	239
<u>Pater peccavi, als Einleitung. — Das Marsfeld nach dem</u> <u>Schluss der Weltausstellung. — Das zertrümmerte Pal-</u> <u>menhaus. — Silhouetten aus dem Corps-Législatif:</u> <u>Rouher, Thiers, Jules Favre, Berryer, Glais-Bizoin,</u> <u>Garnier-Pagés, Hervéguen.</u>	247

	Seite
Wieder einmal Weihnachten und Neujahr. — Die Haußmann'sche Budenstadt auf den Boulevards. — Drei Sterne als Glückwunsch.	260
1868. I. Trübe Neujahrstimmung. — Das neue Militairgesetz. — Kriegsgerüchte. — Noch immer die Haußmann'schen Buden. — Das Klein'sche Magazin und Violet's Parfümerieladen. — Toilettengeheimnisse der vornehmen Welt. — Die Puderfrage. — Große Stille bei Hofe. — Eine Militiarde in der Bank. — Die Armuth in den Straßen von Paris.	272
II. Winterbergnügen auf der Seine und im Bois du Boulogne. — Der modeblaue Paletot. — Der Schlittschuhläuferclub. — Die völlige Decadenz der Opernbälle und der theatralischen Revuen. — Aufruhr im Theater an der Porte Saint Martin. — Quousque tandem?!	285
III. Ein Wort über die Pariser Kamine und ein Kaminabenteuer in Pau. — Das Demolitionsholz und der Marschall Soult. — Das Thauwetter und die Erlösung. — Eine wichtige Anmerkung.	299
IV. Vater und Tochter oder Droschkenkutscher und Marquise.	310
V. Das neue Militairgesetz. — Der Senator Dumas und Archimedes. — Retrologe: der General Gêmeau; der Duc de Luynes; der Akademiker Flourens; der Landschaftsmaler Rousseau.	323
VI. Neue Manier über die Kammerverhandlungen zu berichten. — Censur und Censoren. — Heidelberger Erinnerungen. — Uizuleichte Kostüme im Chatelet-Theater. — Emile Augier's neuestes Stück: Paul Forestier. — Decadenz des französischen Drama's. — Gondinet's Schauspiel: Le comte Jacques. — Die Kaiserin und die Bäuerin.	336

Faits divers.

Unter diesem Titel (Verschiedenes, Allerlei) findet man täglich in den Pariser Zeitungen größere oder kleinere Artikel aller und jeder Art: Geschichten und Anekdoten, literarische, künstlerische und wissenschaftliche Notizen, Todesfälle und Charakterzüge bedeutender Persönlichkeiten (die unvermeidliche *chronique scandaleuse* natürlich nicht zu vergessen), Aufsehen erregende Prozesse und Verbrechen, Ernstes und Erbauliches, Lustiges und Humoristisches, Rührendes und Schauerliches, — kurz alles Mögliche bunt durcheinander, was nur irgendwie, wenn auch noch so flüchtig, das Publikum der Weltstadt interessiren kann und mithin des Erzählens werth scheint.

Ähnliches schwebte mir vor, als ich die folgenden Blätter zusammenstellte, für die ich vielleicht noch ganz besonders den Leser um Nachsicht bitten würde, wenn ich dies nicht längst für Alles, was ich überhaupt schreibe, zu thun gewohnt wäre.

Kaiserliches Amusement.

Wenn man ein hoher Herr ist, oder gar der allerhöchste im Lande, so hat man oft die originellsten Amüse-

ments und Ueberraschungen. Dahin gehört die kleine Geschichte von den acht Bäumen, die dem Kaiser kürzlich in höchstgener Person passirt ist.

Er machte nämlich vor seiner Abreise nach Biarritz der Prinzessin Clotilde einen Abschiedsbesuch im Palais-Royal, nachdem er den Neubau der Tuilerien inspiciert hatte. Im Vorbeifahren wirft der Kaiser einen Blick auf den neuen, gerade vollendeten Platz vor dem Théâtre Français, wodurch die südwestliche Seite des Palais-Royal frei geworden ist. Se. Majestät läßt den Wagen einen Augenblick anhalten und sagt zum General Fleury, der ihn, wie fast inuner, begleitet: „Der Platz ist hübsch, aber etwas kahl; man hätte dort recht gut einige Bäume hinpflanzen können.“ Weiter sagt der Kaiser nichts und fährt hinein in den Hof des Palastes, macht seinen Besuch und nimmt sogar, als außerordentliche Gnade, die Einladung seines Veters an und bleibt zu Tische. Also ganz wie ein gewöhnlicher Bürgermann; vielleicht daß er gar nach Saint-Cloud geschickt hat, um der Kaiserin sagen zu lassen, sie solle nicht mit der Suppe auf ihn warten, er sei sonst wo eingeladen und dinire in Paris. Nach der Tafel, gegen acht Uhr, vermuthlich bei einer Tasse Kaffee mit einer Cigarre, tritt der Kaiser, wie von ungefähr, auf den südwestlichen Balcon hinaus und schaut hinab auf den erwähnten freien Platz. Aber dieser ist wie durch ein Zauberwort verändert: acht hohe stattliche Bäume stehen zu beiden Seiten; man pflanzt gerade noch den letzten, und die Arbeiter bringen dem Kaiser, den sie recht gut erkennen, ein lautes Lebehoch. Dieser

läßt sogleich durch die Lakaien einige Duzend Flaschen Wein hinabtragen, die vermuthlich kein Gewächs aus Surešne oder Puteaux waren, und nun geht das Anstoßen und das Vive l'Empereur! dort unten los, als wenn es der fünfzehnte August wäre. Die Vorübergehenden bleiben neugierig stehen, zu Hunderten und Tausenden, denn die dortige Gegend ist eine der belebtesten von ganz Paris, und kein Mensch weiß, was diese Bacchanalie zu bedeuten hat. Am nächsten Morgen liest man die Geschichte in den Zeitungen und macht dem General Fleury ein Compliment über seine Aufmerksamkeit, ohne sich indeß weiter den Kopf zu zerbrechen, wie es möglich gewesen ist, diese „Decorationsveränderung“ so schnell zu bewerkstelligen. Dem Leser will ich sie aber doch lieber mit zwei Worten erklären.

Eine sofortige Mittheilung Fleury's an Monsieur Alphand, inspecteur général des embellissements de Paris (ein Mann, so geschickt, wie sein Titel lang ist), und die Weisung, daß man ihm höchstens drei Stunden Zeit lasse. In drei Stunden kann aber Monsieur Alphand viel thun. Nach zehn Minuten ist der Platz bereits abgesperrt und ein kleines Regiment Arbeiter erscheint; je zwölf Mann graben eines der acht tiefen Löcher, in welche die Bäume gepflanzt werden sollen. In kaum einer Stunde sind die Löcher fertig. Ein anderes „Regiment“ hat mittlerweile in der Baumschule der Tuileries acht große Kastanienbäume ausgegraben, je zwanzig Mann für jeden Baum, ebenfalls das Werk einer Stunde. Darauf erscheinen die zu diesem Behufe construirten

Wagen und heben mit ihren Ketten, Stangen und Rädern die Bäume sammt dem sie umgebenden Erdreich heraus und fahren sie durch die Rue de Rivoli hinüber nach ihrem neuen Wohnplatze. Monsieur Alphand, zu Pferde, sprengt wie ein General ab und zu, commandirt, treibt zur Eile an und hält dabei die Uhr in der Hand: er hat nur noch fünfzig Minuten; aber schon ist der erste Baum gesetzt und nach weitem zwanzig Minuten die übrigen. Schnell werden die Lächer zugeworfen, der Platz wird geebnet und gesäubert, und die „Regimenter“ ziehen mit ihren Hacken, Spaten und Schaufeln leise wieder ab, wie sie gekommen. Monsieur Alphand hat noch Zeit, in der Mitte des Platzes einen venetianischen Mast mit wehenden Tricoloren aufzurichten und die Passage wird wieder freigegeben, als wenn gar nichts passirt wäre. Da öffnen sich aber auch schon oben die Balconthüren — es war mithin die höchste Zeit, denn die letzten zwanzig Arbeiter waren, wie gesagt, noch am achten Baume beschäftigt, zum Aerger freilich des Inspectors, aber zur Beruhigung des Kaisers, der denn doch sah, daß alles mit natürlichen Dingen zugegangen war.

So verfährt man hier, wenn man dem „Herrn“ ein „kleines Vergnügen“ machen will, das ganz an die „guten Zeiten“ unter Ludwig XIV. erinnert, den man eines Morgens ähnlich überraschte, nur daß man dort die Bäume gefällt, statt gepflanzt hatte, was jedenfalls leichter war.

Der große König steht nämlich eines Tages zufällig an einem Erkerfenster des Heinrichsbaues, wie der südliche

Flügel des Schlosses von Fontainebleau heißt und sucht umsonst die gegenüberliegenden Höhen des Calvarienberges, wo gerade ein neuer Jagdpavillon gebaut wurde; eine dichte Ulmenallee verdeckt die Aussicht. Se. Majestät wendet sich an Colbert mit den Worten: „Schade, daß die Bäume gerade vor diesen Fenstern stehen müssen.“ Colbert merkt sich das königliche Wort, und am nächsten Morgen ist die ganze Allee, gegen sechszig hundertjährige Stämme, verschwunden, und Ludwig XIV. konnte nun von dem bewußten Erkerfenster aus den gegenüber liegenden Pavillon bequem sehen; er fand aber die Sache so „natürlich,“ daß er sich gar nicht weiter darüber verwunderte.

Und hat man nicht gar einmal für die Kaiserin Catharina von Rußland, weil die Gegend, durch welche die Reise ging, allzu kahl war, ganze Baumreihen hingepflanzt und am Abend wieder herausgerissen, um sie für den folgenden Tag zwei Meilen weiter noch einmal zu pflanzen, und dies lustige Manöver drei, vier Mal wiederholt, bis die Kaiserin endlich ganz erstaunt sagte „Aber die Bäume am Wege sehen ja alle so welf und vertrocknet aus!“

„Ach' immer Tren' und Redlichkeit.“ . . .

Eine halbe Million für ein Zehnfousstück! Im November des vorigen Jahres starb in der Rue du Bac ein alter und reicher Hagestolz, auf dessen endliches Ab-

leben zwei lustige Neffen seit langen Jahren sehnlichst gehofft und geharrt hatten. Aber das Sprichwort sollte sich an ihnen bewähren und sie zu Narren machen; denn bei der Eröffnung des Testaments zeigte es sich, daß ganz Jemand anders zum Universalerben eingesetzt war, und zwar eine kleine Näherin, vulgo Grisette, Rosa Cousin, Rue du Temple 64, im fünften Stock. „Meine beiden Neffen,“ sagte der Erblasser, „haben schon zu meinen Lebzeiten so viele dumme Streiche gemacht, daß ich fürchten muß, sie würden, wenn sie nach meinem Tode in den Besitz meines Vermögens gelangten, noch viel dümmere machen. Ueberhaupt sind mir meine zwei Hunde stets lieber gewesen, als meine zwei Neffen; denn sie waren treuer, anhänglicher und gehorsamer als sie. Ich empfehle sie daher, d. h. die Hunde, meiner Universalerbin, mit der Bitte, jedem meiner Neffen tausend Franken für ihre Schneiderrechnung auszusahlen.“ Die kleine Rosa trat in der That, trotz aller Reclamationen der Neffen, mit Hilfe eines tüchtigen Advocaten, der mit Vollstreckung des Testaments beauftragt war, die Erbschaft an. Dieser gab auch die gewünschte Aufklärung.

Der Verstorbene war ein Original und ein Misanthrop obendrein. Um die Rechtlichkeit seiner Mitmenschen auf die Probe zu stellen, machte er oft die seltsamsten Experimente, die leider fast immer ungünstig ausfielen und ihn in seiner schlechten Meinung bekräftigten. So hatte er sich einst in einen Omnibus gesetzt und zwar auf den ersten Platz, dicht neben den Conducteur. Er vermittelte sehr bereitwillig das Hin- und Hergeben des

Geldes, und jedesmal, wenn der Conducteur kleine Münze zurückzahlte, überreichte unser Sonderling dem betreffenden Reisenden die Summe. Aber er fügte stets unbemerkt und geschickt aus seiner Tasche ein Geldstück hinzu, wie wenn sich der Conducteur geirrt und zu viel herausgegeben hätte, und beobachtete dann seine Leute. Diese überzählten ruhig ihr Geld, merkten natürlich den Irrthum, zählten noch einmal und steckten alsdann ihren kleinen Profit schmunzelnd ein. Fünfzehn Mal wiederholte der Alte sein Kunststück, und von den fünfzehn Personen war auch nicht eine, die mit dem armen Conducteur, der täglich nur drei Franken verdient, Mitleid hatte. Erst beim sechszehnten Male rief ein junges Mädchen sofort hastig aus: „Conducteur, Sie haben mir einen halben Franken zu viel gegeben!“ und gab ihn zurück. Das Gesicht des Misanthropen klärte sich auf: das Mädchen war ärmlich aber sauber gekleidet. Er ging ihr nach, verschaffte sich ihre Adresse und zog weitere Erkundigungen ein, die günstig ausgefallen sein mußten, denn, wie gesagt, das Zehnjousstück erwarb dem redlichen Kinde eine halbe Million.

Dabeigewesen bin ich freilich nicht, lieber Leser, aber die Geschichte ist doch immer möglich, und das ist für mich Grund genug, sie unter meine „faits divers“ aufzunehmen.

Die Kürbiskönige.

Es sind dies ganz eigenthümliche Könige, stille, friedliche Producte des Pflanzenreiches, aber von gewaltigem Umfange und von großem Gewicht: Les rois des potirons! Drei ungeheure Kürbisse, die alljährlich im September mit Musik und wehenden Fahnen im Triumph durch die Hallen getragen, auf eine reichgeschmückte Estrade gesetzt und unter lautem Trompetenschall und dem Beifallsrufen von wenigstens viertausend Menschen als „Kürbiskönige“ proclamirt werden. Die Pariser sind wirklich ein lustiges Volk, die sich nicht allein an Allem und mit Allem amüsiren, sondern die auch an jedem Dinge eine amüsante Seite herauszufinden wissen, und wär' es ein Kürbis! Die Ungethüme waren aber auch wirklich sehenswerth; der schwerste wog zweihundert und zweiundsiebzig Pfund und hatte den Umfang eines großen runden Sopathisches, bei einer Höhe von fast vier Fuß; er war also noch um ein Bedeutendes größer, als der Riesenkürbis auf der vorjährigen Blumen- und Fruchtausstellung, in dessen ausgehöhltem Bauche bequem fünf Menschen sitzen konnten. Die beiden andern „Könige“ wogen nur einige Pfund weniger und theilten mit ihrem gewaltigen Genossen den Ruhm des Tages. Der Umzug durch alle drei Hallen dauerte mehrere Stunden, von den nöthigen Libationen unterbrochen, die natürlich als obligate Beigabe nicht fehlen durften. Als dann wurden für die drei Könige drei Königinnen gewählt: drei stattliche „dames de la Halle,“ die sich die

Ehre gern gefallen ließen, aber doch das schließliche Schicksal der Monarchen nicht abwenden konnten, die auf dem mittlern, blumenbekränzten Markttisch der Gemüsehalle öffentlich versteigert wurden. Ein König in Auction und dem Meistbietenden zugeschlagen, notabene gegen baare Bezahlung! So etwas kann doch nur in Paris passiren. „Combien le premier roi? — cent francs! cent vingt, cent trente“ u. s. w. Bis auf zweihundert Franken stieg der Kaufpreis der ersten Majestät, die beiden andern gingen etwas billiger fort. Man sieht es deutlich: die „Könige“ sind zur Zeit nicht theuer hier im Lande. Anfangs wollte man den ersten König „l'Empereur“ nennen, aber die Marktpolizei that ein Einsehen und verbot den schlechten Witz. Man denke sich auch, wie respectwidrig. „Combien l'Empereur? cent francs . . .“, er wäre am Ende nicht einmal auf zweihundert Franken gekommen; vielleicht nur auf hundertfünfzig. Niemand mehr als hundertfünfzig Franken für den „Kaiser“? Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten — Glück damit! Das wäre doch gar zu pikant gewesen. Mit den „Königen“, wie gesagt, macht man schon geringere Umstände, mit den Kürbiskönigen wenigstens, die bereits eine Viertelstunde nach der Auction, in hundert große und kleine Scheiben zerschnitten, an eben so viele Liebhaber verkauft wurden. Aber die „königliche“ Suppe, die man davon bereitet, ist nur eine sehr passable Speise; in feinen Häusern wird in die Vanille-Reiskuchen eine kleine Kürbiszuthat gemacht, was ein recht gutes Gericht abgibt.

So bin ich aus den obigen schlimmen, politischen Andeutungen und staatsgefährlichen Anspielungen auf eine einfache, unschuldige Kochbuchnotiz gekommen: ein hinreichender Beweis hoffentlich für meine friedlichen und conservativen Gesinnungen.

Schloß Berny.

Mit hunderttausend andern Parisern zogen auch wir hinaus, um das schöne interessante Gebäude noch einmal zu sehen, das jetzt, wo wir dies schreiben, bereits dem unerbittlichen Demolitionshammer verfallen ist. Der stundenlange Park mit seinen hundertjährigen Eichen und Buchen, der prächtige Garten, den Le Nôtre in Person angelegt, das Schloß selbst, von Mansard erbaut, ein herrliches Denkmal des Renaissancestils, Alles, Alles wird in wenigen Monaten verschwunden und dem Erdboden gleich gemacht sein; und wieder einige Monate später wird man mit Erstaunen die neuen Gebäude aus der Erde herauswachsen sehen: freilich keine Schlösser mit Thürmen und Zinnen, sondern Fabriken und prosaische Magazine und Gewölbe; denn die großen pariser Weinhallen sollen hierher verlegt werden.

Noch aber steht es da in seiner ganzen Herrlichkeit, das schöne Schloß, oder denken wir es uns wenigstens so für einen kurzen Moment. Noch sind die hohen Säle und Zimmer, die langen Galerien mit ihren tiefen Fensternischen und ragenden Balcons unangetastet, unent-

weicht; die hohen Marmorkamine, die Gobelinstapeten, die schweren seidenen Vorhänge, die Krystallkronleuchter in Silber gefaßt, die vergoldeten Möbel, das kostbare Holzschnitzwerk an den Wänden, die venetianischen Spiegel und all der überreiche Hausrath, all der verschwenderische Prunk, worin der hohe französische Adel zu Ludwig's XIV. Zeiten seine ganze Lebensaufgabe setzte — Alles ist noch wohl erhalten, wie an jenem denkwürdigen Tage, an welchem der Graf von Bercy die Ehre hatte, seinen Monarchen zu empfangen und zu bewirthen.

Das ganze Ameublement (wir gingen allein durch sechszehn prächtige Säle) soll in öffentlicher Auction verkauft werden. Die Liebhaber und Kunstkenner rüsten sich schon von allen Seiten, denn diesmal sind alle Gegenstände von authentischer Echtheit, gewissermaßen verbrieft und besiegelt, und Unterschleife sind hier unmöglich. Daher wird sicherlich Alles theuer bezahlt werden; doch darauf haben auch die Käufer gerechnet, denn sie hätten ja sonst nicht die ungeheuere Summe von sieben und einer halben Million Franken für die Besizung gegeben.

Aber wer ist denn der Käufer, der dieselbe gekauft hat, wer ist der Glückliche, der bis heute Schloß Bercy sein nennen konnte? Käufer ist die Lyoner Eisenbahn-Gesellschaft, die eine halbe Million mehr als die Stadt Paris geboten und die bereits an eine andere Actiengesellschaft den größten Theil des Terrains wieder verkauft hat zur Erbauung der obenerwähnten Weinhallen. Der letzte Eigenthümer des Schlosses war ein Kaufmann

von deutscher Abkunft, Namens Nikolai, dessen Großvater die ganze schöne Besitzung zur Schreckenszeit um einen Spottpreis erstanden und noch dazu in Assignaten bezahlt hatte; seitdem erbte sie fort auf Sohn und Enkel. Schon in den vierziger Jahren, als die Lyoner Eisenbahn angelegt wurde, verkaufte der Besitzer einige Wiesen und Felder und auch (was schon ein größeres Opfer war) die untere Terrasse des Schloßgartens an die Compagnie für mehr als eine Million, und später für einen ähnlichen Preis einen Theil des Parks. Dadurch war das Schloß selbst mit den übrigen Liegenschaften mehr als doppelt bezahlt, so daß, bei dem jetzigen Verkauf des Ganzen, die ungeheuere Kauffumme als ein reiner Nettogewinn zu betrachten ist.

Uebrigens hinterläßt die Familie Nikolai ein gesegnetes Andenken und ganz Bercy sieht dieselbe mit Betrübniß scheiden. Der Name Nikolai stand stets obenan, wenn es sich um eine gemeinnützige Unternehmung oder um ein frommes Werk handelte, und in ganz Bercy, wenigstens auf dem linken Seine-Ufer, wo das Schloß liegt, gibt es keine Armen.

Durch die Vergrößerung der Hauptstadt wurde auch Bercy mit zu Paris gezogen und die Besitzung erhielt sofort den dreifachen Werth; vorzüglich in jenem Theile von Paris, wo die größten Bahnhöfe und die Hauptstapelplätze für alle aus dem Innern Frankreichs ankommenden Waaren liegen.

So verdrängen die Eisenbahnen und Dampfmaschinen alles Andere, — die moderne Industrie streckt

ihre unerfättlichen Arme stets weiter aus und verschlingt Alles. Bald werden die Locomotiven durch jene Ebene brausen, wo noch kürzlich eine dunkle Waldung Schatten verbreitete und zur Ruhe einlud; Fabriken mit hohen Schornsteinen werden bald die Stelle jenes stolzen Schlosses einnehmen und Steinkohlendampf wird über jene Seineufer ziehen, auf deren Terrassen bis heute (eine blühende Oase inmitten der Wüste!) nur Rosen prangten und Orangenbäume dufteten; und um die bittere Ironie vollständig zu machen, werden die großen Wein- und Spiritushallen hierher verlegt: ein pariser Viertel mithin, dessen Bewohner und Besucher sich nicht gerade durch ihre Nüchternheit auszeichnen. Sic transit gloria mundi.

Wohlthätigkeit im Faubourg St. Germain.

Ein charakteristischer schöner Zug sehr vieler Gesellschaften des hohen pariser Adels ist der fast stets damit verbundene Wohlthätigkeitszweck, der entweder ganz unmittelbar hervortritt, oder doch mit freundlichem Zuruf im Hintergrunde erscheint. Es ist nämlich nichts Seltenes, daß bei großen Soirées plötzlich eine der vornehmsten Damen im Saal die Runde macht und zu irgend einem guten Zwecke eine Sammlung improvisirt, die oft viele Tausende einträgt. Vorzüglich werden die Herren an den Spieltischen, natürlich die glücklich Spielenden, in Contribution gesetzt und gar manches Goldstück wandert

vom profanen Kartentisch in die Hand einer barmherzigen Schwester, die es am nächsten Tage in irgend einer Dachkammer auf das Bett eines armen verlassenem Kranken legt. Denn die Noth und das Elend sind groß in Paris, und wenn edle Privatleute nicht den öffentlichen Unterstützungsbehörden und Hülfsvereinen mit ihren reichlichen Beiträgen zur Seite ständen, so wäre es schrecklich.

Die Fürstin B. hat eine neue Idee in dieser Hinsicht gehabt und mit dem glänzendsten Erfolg realisirt. Sie ließ eines Tages das ganze untere Stockwerk ihres Palastes in ein Kaffeehaus verwandeln; der Leser erstaunt, aber es ist wirklich so: in ein Kaffeehaus, d. h. in ein pariser Kaffeehaus mit Billardzimmern, Estaminets für die Raucher, Lesecabinetten mit in- und ausländischen Zeitungen, einem Divan für die Schach- und Dominospieler u. s. w. Der große Saal in der Mitte bildete das Centrum, das eigentliche Café. Die Fürstin selbst saß am Hauptbüffet, als Dame du Comptoir, wie dies in den pariser Kaffeehäusern Mode ist, von Tassen, Krystallflaschen und Silbergeräthen umgeben, die sämtliche Dienerschaft des Hauses war in Kellnertracht, und Besuchende kamen und gingen und zwar in solcher Menge, daß man am zweiten Abende gegen fünfzehnhundert Personen zählte. Alle diese Gäste gehörten den höchsten Ständen an und mußten theuer bezahlen, denn auf den überall ausgelegten Karten waren die Preise außerordentlich hoch notirt; die einfache Tasse Kaffee kostete zwei Franken, ein Glas Eis fünf Franken u. s. w. Auch

wurden die Besuchenden gebeten, beim Fortgehen das Trinkgeld nicht zu vergessen. Drei Tage dauerte dieser großartige Scherz, von welchem die ganze vornehme pariser Welt sprach und der gegen sechszig tausend Franken eingebracht haben soll, und dessen ernste, schöne Seite mit zwei Worten diese ist: Die Fürstin bewohnt im Sommer ein Schloß in der Normandie; in dem zu dieser Herrschaft gehörenden Dorfe brach im vorigen Jahre eine Feuerbrunst aus, welche die Pfarrwohnung in Asche legte und der angrenzenden Kirche bedeutenden Schaden zufügte. Die erstere ließ die Fürstin (sie ist Wittwe und schon im vorgerückten Alter) sofort auf ihre Kosten wieder aufbauen und für die Kirche, versprach sie dem betrübtten Pfarrer, werde sie sorgen, wenn sie in Paris sei. Und wahrlich, sie hat ihr Wort fürstlich gelöst, und dabei ist ihr Vermögen keineswegs so colossal, wie das vieler anderer Familien im Faubourg Saint Germain. So thut die vornehme Welt in Paris Gutes, und dieser Fall, obwohl er originell ist, steht keineswegs vereinzelt da, denn die adeligen Damen der Hauptstadt gehen in allen mildthätigen Werken mit dem schönsten Beispiel voran. Vom rein ethischen Standpunkte aus mag eine solche Weise, Almosen zu sammeln und zu geben, vielleicht ein ernstes Bedenken erregen, aber nehmen wir um Gotteswillen da, wo es sich darum handelt, den Hungernden Brot zu schaffen und sonstiger Noth zu steuern, nehmen wir da nur immerhin die Menschen, wie sie einmal sind und die Welt, wie sie einmal besteht, mit ihren Mängeln und Schattenseiten; ja schmeicheln

wir sogar, natürlich unschuldig und stets in Ehren, hier der Eigenliebe und huldigen wir dort ein wenig der Mode, wenn wir nur Tausende gewinnen für Diejenigen, deren leidenblasseß Antlitz allein schon ein schrecklicher Vorwurf ist für den Genuß und die Freude der Beglückten und Reichen. Mit quäkerhaftem Augenverdrehen über Weltverderbniß und Sündenlast erreichen wir praktisch nichts; und wenn der Baron von Rothschild (aufgepaßt!) alljährlich an seinem Geburtstage zwanzig tausend Pfund Weißbrot an die pariser Stadtarmen vertheilen läßt, was sämtliche Zeitungen mit großen Lettern verkünden, indem sie stolz hinzufügen „du pain de première qualité,“ so forschen wir nach keinem weiteren Motiv dieser Munificenz und bedauern höchstens, daß es nicht hunderttausend Pfund sind und daß der Geburtstag des Herrn v. Rothschild nicht alle acht Tage eintrifft.

Die Vicomtesse de Renneville.

Wenn ich in meinen Büchern über Paris von Damentoiletten und Moden rede, so gibt es vielleicht manche Leser, die mir diese „Lappalien“ arg verdenken. Ich flüchte mich aber hinter die Leserinnen, die mich freundlich in Schutz nehmen und tröste mich außerdem mit dem Gedanken, daß die bedeutendste Moden-Schriftstellerin von Paris, die berühmte „Vicomtesse de Renneville“ ein Mann ist. Das wußten Sie vielleicht nicht

einmal, Mes dames, ich übrigens auch nicht, bis ich in Person diese seltsame Entdeckung machte. Eine wichtige Commission, noch dazu aus Deutschland (wichtig jedenfalls für die Dame, die sie mir gegeben), führte mich einst in die Rue Bergère, wo die genannte Vicomtesse wohnt und wo sich zugleich das Bureau ihres Modejournals befindet. Ich hatte sogar ein Paar feinere Handschuhe angezogen und meinen besten Hut genommen . . . man kann gegen Damen nie aufmerksam genug sein, vollends gegen eine Vicomtesse; der Diener weist mich durch ein Vorzimmer in das Cabinet, ich klopfe, eine tiefe Baßstimme ruft: „Entrez!“ — „Madame la Vicomtesse de Renneville, s'il vous plaît,“ sage ich so wohlklingend, als möglich. — „C'est moi, Monsieur,“ ruft dieselbe Baßstimme und eine hohe Figur, die ich bis dahin gar nicht bemerkt, richtet sich hinter dem Schreibtisch auf und heißt mich willkommen. Ein schöner Mann, wenn man will, diese „Vicomtesse,“ mit vollem schwarzem Barte und nicht minder üppigem Haupthaare und einer feinen Havannah=Cigarre im Munde. Die „Vicomtesse“ heißt mit ihrem bürgerlichen Namen Monsieur Meunier, Herr Müller, und man würde ihn, wenn man so neben ihm sitzt, für alles Andere eher halten, als für jenes zarte weibliche Wesen, das unter dem obigen hochadligen Namen den vornehmen Damen des Faubourg St. Germain und des Faubourg St. Honoré heute den Kopfpuz der Gräfin soundsso schildert, oder morgen den Schnitt einer neuen Robe auf das genaueste detaillirt, oder auch die Lilionesse und Pineaud's neue Veilchenpaste

als bestes Teintverschönerungsmittel empfiehlt, und Alles mit einem Aufwande an Beredsamkeit und mit einem Reichthum an schönen Phrasen, die dem besten Feuilletonisten Ehre machen würden. Er lacht selbst darüber, der gute Herr Müller, aber er schwimmt einmal mit dem Strom, und seine Modeberichte, die zugleich allen bedeutenden Magazinen als Reclame dienen, bringen ihm jährlich ein hübsches Stück Geld ein.

Beim Abschied gab mir die „Vicomtesse“ noch ein Rendez-vous auf den Abend in einer großen Bierbrauerei des Faubourg Montmartre, weil dort seit einiger Zeit das Bier am besten sei, was „sie“ mir als Kenner versicherte; ich stellte mich auch ein, aber „Herr Müller,“ der dort in seinem eigentlichen und wahren Elemente zu sein schien, trank mir zu viel Schoppen vor, denen ich mit dem besten Willen nicht gerecht werden konnte, so daß ich in dieser Beziehung wirklich die Vicomtesse dem Monsieur Meunier vorziehe. Pardon für diese unbedeutende Geschichte, aber meine Leserinnen sehen daraus, daß es hier in Paris gar so verpönt nicht ist, wenn ein Herr über Damenmoden berichtet und dabei raucht und Bier trinkt, was ich letzteres noch dazu auf das allermäßigste thue.

Ein Abenteuer.

Ich ging, wie gewöhnlich, Nachmittags gegen fünf Uhr in das Lesecabinet von Molini. Es ist dies der

günstigste Moment für die Abendzeitungen, die sämmtlich zwischen vier und sechs Uhr erscheinen: ganz frisch und feucht, wie warmes Brot. Die Dame du Comptoir, bei der ich meine vier Sous deponirte, sagte mir an jenem Tage, noch dazu mit einem geheimnißvollen Wink: „Vous ferez attention aux journaux allemands.“ Ich wußte nicht recht, was diese Bemerkung zu bedeuten hatte, erinnerte mich aber, daß gerade in jenen Tagen die Zeitungen sehr unregelmäßig eingetroffen waren, d. h. nicht aus Deutschland (von dort kommen sie sehr regelmäßig), sondern aus dem Ministerium des Innern, wo sie, bevor man sie ausgibt, durchgesehen und nur allzu oft confiscirt werden. Sie mußten wieder einmal allerlei verbotene Waare enthalten haben.

Ich gehe also ganz unbefangen an den deutschen Zeitungstisch, der voll von Zeitungen lag; aber kein einziger Leser saß daran und sonst ist dort kaum ein Stuhl frei. Doch nein! Ein Herr saß an jenem Tische und zwar einer, der ganz absonderlich aussah. Ich bin auch nicht von gestern und lasse mich nicht mehr so leicht anführen, wie vor zehn Jahren, als ich nach Paris kam; ich wußte daher gleich, was die Glocke geschlagen hatte. Ein Blick auf die deutschen Zeitungen machte mir das Weitere klar. Die „National-Zeitung“ lag in der Mitte, der „Wanderer“ nebenbei; aus beiden Blättern leuchtete mir sofort ein französisches Gedicht entgegen: das bekannte Studentenlied „Le lion du quartier latin,“ das man sich hier heimlich zusteckte, weil die Polizei darauf fahndete, wie auf eine Verschwörungskiste. Das

war also des Pudels Kern! Der „Herr,“ der allein an jenem Zeitungstische saß, war nichts mehr und nichts weniger als ein „Mouchard,“ den man in's Molini'sche Lesecabinet geschickt hatte, um zu spioniren. Armer Patron! Wie übel und schlimm muß ein Mensch, materiell und moralisch, daran sein, um sich zu einem so elenden Handwerke zu verdingen. Es gibt doch noch sonst allerlei Mittel, hier in Paris ehrlich sein Brod zu verdienen, bevor man zu diesem allerletzten greift. Kurz, die Sache verhielt sich so, wie ich sie erzählt habe, und nun erklärte ich mir auch leicht die Worte der Dame du Comptoir.

Der Mouchard hielt ein großes Zeitungsblatt vor sich und schien eifrig darin zu lesen, schielte aber immer seitwärts zu mir herüber, wie ein Fischer nach der Angel, ob der Fisch anbeißt. Welch' eine jämmerliche Logik in diesem ganzen Verfahren! Weshalb nicht einfach eine Zeitung confisciren, wenn sie mißliebige Dinge enthält? Statt dessen läßt man sie passiren und öffentlich auslegen, um vielleicht ein paar sorglose Leser zu erwischen, die den schlimmen Artikel lesen und sich alsdann ungenirt darüber aussprechen. Im vorliegenden Falle führte diese ungeschickte Tactik nicht einmal zu einem Resultate; denn der Zeitungstisch war, wie gesagt, leer. Der Pariser wittert einen Mouchard auf hundert Schritte.

Ich aber nahm ein deutsches Blatt nach dem andern zur Hand, sah hinein, blätterte umher, legte es wieder hin und rührte alles ziemlich ostensibel durcheinander; das erwähnte Gedicht (Spottverse auf die kaiserliche

Familie und den Hof, aber schlechte) hatte ich natürlich längst gelesen. Nachher nahm ich ein Abendblatt und setzte mich in einen entlegenen Fauteuil. Unser Mann verfolgte mich auch dorthin, freilich nur mit den Augen, und damit war das ganze, große wichtige Abenteuer aus, das ich, auch, so weit es meine Person betrifft, hier gewiß nicht erzählt haben würde, wenn es nicht eben, in seiner Art, als Beitrag zur Pariser Sittengeschichte gelten könnte.

Doch das Beste kommt noch hinterher. Am nächsten Nachmittage ging ich wieder wie gewöhnlich zu Molini. Der bewußte Herr saß dies Mal nicht am deutschen Zeitungstische und war auch sonst nicht zu sehen. Ich konnte aber der Versuchung nicht widerstehen und sagte der Dame du Comptoir ein Wort darüber. „Du lieber Gott,“ antwortete sie achselzuckend, „man muß sich das Alles gefallen lassen und noch gute Miene zum bösen Spiel machen; wenn man sich beklagen wollte, hätte man erst recht Unannehmlichkeiten zu erwarten.“ „Ein schöner Trost,“ sagte ich zu mir selbst und dachte dabei unwillkürlich an die letzte Strophe des bewußten Gedichtes, die eben von den mouchards handelt.

„Er hat auch beim Fortgehen nach Ihnen gefragt,“ begann die Dame du Comptoir von neuem, „und ich habe ihm Ihren Namen genannt, gerade um allen Verdacht zu entfernen.“

„Meinen Namen?“ wiederholte ich erstaunt. „Sie kennen mich ja gar nicht! Wissen Sie denn, wie ich heiße?“

„Nun ja,“ antwortete sie unbefangen und wie etwas, das sich von selbst verstände. „Sie sind ja der Vicomte Bonjon du Terrail.“

„Ich, Monsieur du Terrail?“ rief ich und hätte beinahe laut aufgelacht. „Wer hat Ihnen denn das gesagt?“

„Verschiedene Herren und auch der Commis, der im vorigen Monate unser Haus verlassen.“

„Schönen Dank, schönen Dank! Nicht allein für die Erhebung in den Adelsstand, sondern noch mehr dafür, daß man mich für einen der ersten Schriftsteller Frankreichs und Europa's hält.“

Der Tausend! Ich, der einfache und (etwa die Fastnachts-Abenteuer ausgenommen) der ehrbare Chronikschreiber, der große, berühmte Vicomte! Wer hätte sich das träumen lassen! Ich hatte alle Mühe, der guten Dame ihren seltsamen Irrthum auszureden. Sie lächelte etwas spitz und sah mich an, wie man im Wirthshaus die Potentaten ansieht, die incognito reisen und in's Fremdenbuch einschreiben: „Der Herr von so und so.“ Ich setzte mich auch an demselben Abend stolz in's Café und zwar recht nach vorn. Vielleicht daß mich noch Andere für den großen Mann halten.

Wer weiß, der Mouchard hätte mich wohl gar begleitet, wenn er früher meinen Rang und Namen gewußt, wie es Jules Fabre passiert ist, der neulich einen ganzen Tag lang einen dienstbaren Geist auf den Fersen hatte. Und was wird man jetzt auf der geheimen Polizei von Bonjon du Terrail denken!

Sehe ich aber den Vicomte, so werde ich ihm den

Schwant erzählen, ihm aber zugleich versichern, daß ich „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“ die hohe Ehre kategorisch abgelehnt habe.

Die Börse.

Seitdem man an der Börse nicht mehr das berüchtigte, vielgeschmähte Eintrittsgeld bezahlt, ist der Zudrang in den Tempel des Merkur so ungeheuer, wie es selbst in den schönen Zeiten Louis Philippe's, von wo die Eisenbahnspeculationen datiren, nie der Fall gewesen ist. Dabei fängt das Actienfieber und die Speculationswuth von neuem an zu grassiren, und mehr als ein kleiner Mirès geht unter der hohen Colonnade des genannten Tempels stolz auf und ab, jedoch niemals sehr lange; er stolpert plötzlich über ein unvorhergesehenes Hinderniß, fällt alsdann die große Treppe mit mehr oder weniger lautem Gepolter herab und befindet sich wieder auf der Straße unter den übrigen Menschenkindern. Das ist der Lauf der Welt, d. h. der hiesigen Börsenwelt; auch wundert man sich nicht weiter darüber, denn dergleichen „Executionen“ passiren hier täglich. Der Speculant steigt und fällt wie seine Papiere. Mit der neuen, richtiger mit der zurückgekehrten alten Börsenordnung haben sich leider auch die Coulissiers wieder verdoppelt und verdreifacht, was seinerseits ebenfalls die Zahl der Stadtsergenten vermehrt hat. So

zieht stets Eines das Andere nach sich, und jede noch so gute Sache hat ihre Schattenseite. Die „Tourniquets“ mit ihrem obligaten Franken, so willkürlich und ungerecht auch die Einrichtung an sich war, hatten doch das Gute, nicht Jeden so geradezu in das Heiligthum zu lassen; es war eine Art Controle, wenigstens für jene Classe von Schwindlern, die oft nicht ein Mal den Franken in der Tasche hatten, nur um hinein zu kommen und „Geschäfte“ zu machen. Denn schon im Alterthum war ja bekanntlich Merkur nicht allein der Schutz-Patron der Kaufleute, sondern noch ganz anderer Leute, für die eben in unserer modernen Zeit der liebe Gott die Polizeidiener vorzugsweise geschaffen hat. Außerdem hat sich das „schöne Geschlecht“ ebenfalls wieder an der Börse eingefunden, wohlbemerkt an, nicht in der Börse; denn hinein darf keine Dame, und wär' es eine Herzogin. Sie bleiben draußen stehen, jene „Damen,“ die übrigens keine Herzoginnen sind, sondern den untersten Classen angehören: Marktweiber, Kohlenhändlerinnen, Lumpensammlerinnen u. s. w., die sämmtlich auf die hausse und baisse speculiren und an den kleinen Winkel-Lottereien Theil nehmen, welche die Coulissiers täglich arrangiren, und bei denen man keine Capitalien riskirt, sondern gegen einen kleinen Einsatz, nur die „Differenz“ gewinnt oder verliert: zwei, vier, sechs Franken, und wenn's hoch kommt, zehn, was aber reichlich genug ist, um Tausende von alten Weibern anzulocken, die alsdann das hohe Gitter, das von allen Seiten das Börsengebäude einfaßt, ungestüm belagern und ängstlich auf die Cours-Ausrufer

warten, die ihnen das Glück oder Unglück des Tages verkünden sollen. Die Polizei kann diesem Unwesen nur schwer steuern; sie faßt wohl hier und da eine Schöne in flagranti ab, wenn sie just einem der Coulissiers ihren Einsatz durch das Gitter zusteckt; aber im Uebrigen kann sie nicht viel thun, denn Jeder und auch Jede hat in Paris das Recht, an die Börse zu gehen, „pour savoir le prix de la rente.“ Ist es doch schon vorgekommen, daß von den Stadtsergenten selbst einige der Versuchung nicht widerstehen konnten und ebenfalls ein Paar Loose nahmen, „pour tenter la fortune.“ Wer hätte auch wohl in Paris nicht an der Börse gespielt? In jedem Speculanten steckt heutzutage ein kleiner Mirès, und wer tausend Franken gewonnen hat, begnügt sich nicht mit seinem Gewinn, sondern will morgen zehntausend gewinnen.

Große Heiterkeit erregte im Hôtel des Ventes das Erscheinen der acht Börsen-Tourniquets auf dem Auktionstische, die öffentlich versteigert wurden. Zwei von ihnen kaufte ein Engländer aus Passy für schweres Geld; denn man trieb ihn in die Höhe, weil man wußte, daß er sie für jeden Preis haben wollte. Die sechs andern wurden dem Wirth des Casino's in Asnières zugeschlagen, der sie aber jetzt bereits wieder in den Localblättern zum Verkauf anbietet, da man ihm von allen Seiten den Kopf warm gemacht, es werde kein Pariser auf seine Bälle kommen, wenn er am Eingang des Saales die vier — Tourniquets aufstelle. So wird hier jetzt Opposition gemacht, unschuldig und fromm, wie man sieht.

und wie es sich für gehorsame Bürger ziemt. Der oben erwähnte Engländer, so erzählt uns wenigstens der „Charibari,“ hat auch nur deshalb die beiden Tourniquets gekauft und sie an den Eingang seiner Wiese setzen lassen, um eben die Leute abzuhalten, sein Eigenthum zu betreten.

Die Japanesische Gesandtschaft in Paris.

Hier nur einige Notizen, wie sie damals durch alle Blätter gingen. Zuerst ihre seltsamen Mahlzeiten, zu denen sie mehrere Franzosen eingeladen hatten. Ein entsetzliches Fischgericht machte den Anfang: die Fische, Steinbutten, Seezungen und Salmen, wurden roh, in Scheiben geschnitten, servirt. Die Sauce soll aber vortrefflich gewesen sein und die Gäste thaten ihr Möglichstes, um ernsthaft zu bleiben und die freundlichen Wirthe nicht zu verletzen. Diese sollen von allen Speisen ungläubliche Quantitäten zu sich genommen, d. h. — *salva venia* — gefressen haben. Dabei wurde während der ganzen Mahlzeit beständig heißes Wasser umhergeboten. „Les Parisiens reculaient avec horreur,“ meldet der „Figaro,“ „mais les Japonais en buvaient des quantités énormes.“ Dies heiße Wasser soll die Verdauung erleichtern und zugleich den guten Leuten das massenhafte Essen möglich machen. Schönen Dank! eine gute Flasche Bordeaux ist uns lieber. Dann und wann zog einer von den Japanesen sein Taschentuch heraus faltete es auseinander und schneuzte sich; die übrigen

verneigten sich alsdann, und wenn gar der oberste Bot-
schafter sich schneuzte, so verdoppelte sich das respect-
volle Grüßen. Die Taschentücher waren von Papier,
bunt bemalt, wahre Cabinetstücke an farbigen Allegorieen
und Fragen; aber auch hier sagen wir wieder: schönen
Dank! ein gewöhnliches leinenes Sacktuch ist uns lieber.
Ein solches papierenes Taschentuch ist in Japan ein Be-
weis von hoher Distinction: je vornehmer der Mann,
desto bunter ist es bemalt, oft mit goldenen Figuren,
und da sie begreiflich nicht gewaschen werden können
(nicht die Leute, sondern die Taschentücher), so sind sie
zugleich ein kostbarer Luxusgegenstand. Seltsames Volk,
die Japanesen! Wenn sie einen Liebesbrief schreiben
wollen, so nehmen sie ein Stück eigens präparirter
Leinwand und kritzeln darauf mit einem Rothstifte die
Gefühle ihres Herzens: sie schneuzen sich mithin in das,
worauf wir schreiben, und schreiben auf das, worin wir
uns schneuzen. Die völlig verkehrte Welt! In andern
Sachen sind sie aber so verkehrt gar nicht. Als nach
Tische Caffee und feiner Liqueur gereicht wurde, thaten
sie tapfer Bescheid, wie vorher bei der Mahlzeit; ja, die
meisten leerten ein Gläschen nach dem andern und zwar
in solcher Menge, daß es fast schien, als wäre es das
warme Wasser von vorher. Ihre Kleidung ist barock
und unschön; alles hängt und schlottert in weiten Falten
unbeholfen an ihnen herum, man begreift kaum, wie sie
sich darin bewegen können. Die Stoffe selbst aber sind
prächtig, zumeist von starker Seide mit eingewirkten
Figuren und Goldstickereien, den bekannten Chinesischen

Gewändern sehr ähnlich. Dabei tragen sie blaue oder rothe baumwollene Strümpfe, aus denen die große Zehe nackt hervorsteht, um welche sie die Schnüre legen, die an den Sandalen befestigt sind; ebenfalls sehr häßlich. Nur die beiden eigentlichen Gesandten tragen eine Art Pantoffeln von gelbem Leder, sehr primitiver Arbeit. Der Hut ist vollends unbeschreiblich: ein langes, conisches, hohles Ding, schwarz mit bunten Schnüren umwickelt, beinahe so häßlich, meint der „Figaro,“ wie unsere Herrenhüte, welche die Japanesen nicht genug beschauen und bewundern konnten; sie nahmen sie ihren Gästen aus der Hand, setzten sie auf, betrachteten sich alsdann im Spiegel und schüttelten sich vor Lachen. Die Federhüte der Officiere ließen sie hingegen durch ihren Dolmetscher für das Schönste erklären, was sie je gesehen. Sie tragen keine Schmucksachen oder Orden, keine Ringe, Ketten, Nadeln u. s. w. und zwar im Gegensatz zu den Chinesen, die sich oft über und über mit dergleichen behängen. Nur der Griff ihres Yatagans ist reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt; die Gesandten selbst trugen bei der Audienz in den Tuilerien jeder zwei Brillanten vor der Brust, die mehr werth gewesen sein sollen, als alle Juwelierläden des Palais Royal zusammen genommen: wahre Kohinoore an Größe und Farbenpracht. Die Klingen ihrer Yatagans sind dabei so scharf wie Rasiermesser; sie ziehen sie auch manchmal aus der Scheide heraus und spielen und kokettiren damit in ganz beunruhigender Weise. Wärte tragen die Japanesen nicht, — weil sie keine haben; eine Eigenthümlichkeit, die sie

mit vielen Völkern der mongolischen Race theilen. Ihr Zopf ist dagegen von außerordentlicher Länge und Dicke, was um so erstaunlicher ist, als derselbe nur im Wirbel wurzelt; denn das übrige Haupthaar wird kahl geschoren. Sie rollen den Zopf sehr geschickt zusammen und bergen ihn alsdann in ihrem Hüte; deshalb kommen ihnen auch unsere Hüte so unbegreiflich vor, weil wir eben keinen Zopf haben (keinen Haarzopf nämlich, ist man fast versucht, hinzuzusetzen). Doch wir haben gut lachen über die Japanesen; wer weiß, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns bei ihnen einstellten, vorzüglich unsere Damen in ihren Crinolinen. Die Gesandten und ihr Gefolge betrachteten selbige nicht allein mit den Zeichen der größten Bewunderung, sondern wollten sie auch auf eine so handgreifliche Weise näher untersuchen, daß der Dolmetscher seine gesammte Sprachkenntniß aufbieten mußte, um ihnen zu erklären, daß eine derartige Untersuchung durchaus unstatthaft und anti-europäisch sei.

Am besten stehen sich bei der Anwesenheit der japanesischen Gäste, nach dem Wirth des Hôtel Louvre, welcher ihnen einen ganzen Flügel eingeräumt hat, die Theater-Directoren, die eine besondere Loge für die hohen Gäste herrichten und den Besuch durch die Zeitungen verkünden lassen, was stets ein brechend volles Haus macht. Wenn die guten Leute nur etwas hübscher, d. h. weniger garstig wären, so ließe man es sich schon gefallen; so aber machen sie kein Glück in der Pariser Damenwelt, und was vor den Augen der Pariserinnen keine Gnade findet, ist niemals von großer Bedeutung.

Will es uns selbst doch sogar scheinen, als hätten wir uns zu lange und zu umständlich bei diesen Japanesen aufgehalten.

Liebhabetheater im Hôtel de Ville.

Unter den Pariser Wintervergnügen scheinen seit einigen Jahren die Privattheater eine bedeutende Rolle spielen zu wollen; wenigstens ist der Anfang dazu glänzend gemacht. Wir constatiren dies gern, und wenn wir eine Kritik der verschiedenen Vorstellungen zu liefern hätten, vorausgesetzt, daß wir bei allen gegenwärtig sein könnten, so würden wir von vornherein alles loben und schön und vortrefflich finden: Schauspieler und Schauspielerinnen, das Orchester, die Decorationen und alles Uebrige.

Der freundliche Leser, wenn er auch sonst sehr strenge in seinen künstlerischen Anforderungen ist, würde es sicherlich machen wie wir, sobald er erfährt, daß jene Liebhabetheater sämmtlich einem wohlthätigen Zwecke dienen, ja, daß man sie einzig und allein deswegen in's Leben gerufen hat. Die Fürstin B. steht auch hierin wieder obenan, und ihre „Truppe“ hat schon mehr als eine Vorstellung gegeben. Die letzte, die zugleich die glänzendste war, fand im Hôtel de Ville Statt, wo ihr zu diesem Zwecke der Seinepräfect einen großen Saal mit den daranstoßenden Gemächern und Gallerieen zur Verfügung gestellt hatte. Deshalb konnten auch diesmal die Einladungen sehr ausgedehnt werden, so daß

sich über fünfzehnhundert Personen, sämmtlich aus den höhern und höchsten Klassen der Pariser Gesellschaft eingefunden hatten. Genau genommen sind es keine Einladungen, die ausgegeben werden, sondern die Billette werden verkauft und zwar von mehreren Damen der großen Welt, die ihre bestimmten Empfangstage haben. Das Billet kostet in der Regel für einen einzelnen Herrn zehn und für einen Herrn und eine Dame zwanzig Franken, ohne übrigens der Mildthätigkeit Schranken zu setzen, wie es auch hier und mit Recht heißt; denn je mehr Geld zusammen kommt, desto besser. Reiche Leute, oder auch die „Löwen“ der Soirées, übergeben der sammelnden Gräfin oder Herzogin gern ein Hundertfrankenbillet und werden dafür mit einem freundlichen Lächeln und einem noch freundlicheren „que Dieu vous le rende“ beglückt. Auf diese Weise kommen viele Tausende zusammen, die ohne irgend einen Abzug, denn die Kosten bestreiten die Unternehmer, die sämmtlich reiche Leute sind, aus ihrer eigenen Tasche, in die Kasse irgend einer frommen Stiftung fließen: hier eines Waisenhauses, dort einer Armenanstalt, oder eines Privathospitals in der Provinz, auch wohl zum Bau einer Kirche oder eines Schulhauses, oder zu sonst einem ähnlichen Werk christlicher Nächstenliebe. Welcher Bemittelte möchte sich hier ausschließen und nicht gern zu einem so schönen Unternehmen seinen Beitrag geben? Er kann ja außerdem sicher auf einen genußreichen Abend in der besten Gesellschaft rechnen. Manchmal hat er sogar das Glück, ein neues Lustspiel zu sehen, das auf diesen Brettern

zuerst erscheint, bevor es auf einem Boulevard-Theater oder gar im Théâtre Français gegeben wird, was schon mehrfach vorgekommen ist. Es ist unglaublich, was in dieser Hinsicht in Paris für Gutes gethan wird, und das bekannte Wort, das der Bischof von Orleans einst zum Gegenstand einer Gelegenheitspredigt nahm, ist nur zu wahr: „Que de mal dans cette ville, mais aussi que de bien!“

Die Fürstin B. ist dieselbe Dame, die vor einigen Jahren in ihrem Palais ein Café eröffnet hatte, wie ich in einem der vorhergehenden Kapitel erzählte. Auch sonst erfindet die Fürstin noch allerlei Mittel und Wege, den Armen ihres Quartiers zu Hülfe zu kommen: bald ist es eine Lotterie, die sie in dem großen Kreise ihrer Bekannten veranstaltet; bald ein Bazar, den sie in ihrem eigenen Hôtel eröffnet, und wo sie gestickte Kleinigkeiten und hundert andere Dinge zu hohen Preisen verkauft, und stets zahlreiche Freunde und Abnehmer findet. Ähnliche Bazars sehen wir übrigens in jedem Winter in fast allen hiesigen Gesandtschaften, und derjenige der englischen Ambassade zeichnet sich stets durch seine Großartigkeit aus. Man will sogar in den Tuileries und unter dem directen Präsidium der Kaiserin einen solchen Bazar eröffnen und im Namen Ihrer Majestät alle Damen, die bei Hofe Zutritt haben, um eine Beisteuer bitten. Mancher, der die Rechnungs=Ablagen liest, die jene philanthropischen Gesellschaften und Unterstützungs=Vereine jährlich veröffentlichen, erstaunt über die ungeheuern Summen, die auf diese Art zusammenkommen,

und begreift nicht, „wo all' das Geld bleibt,“ und daß es überhaupt noch Arme in der Weltstadt gibt; er würde weit weniger erstaunen, wenn er die Zahl dieser Armen kenne, die der letzte Censuz für die zwanzig Arrondissements von Paris auf 283,600 feststellt. Alsdann wird es begreiflich, daß viele Millionen kaum ausreichen, um das Allernöthigste zu schaffen. Aber Ehre und Anerkennung allen Denen, welche die Hand zu dem großen Liebeswerke bieten und nicht lässig werden in der Sorge für ihre nothleidenden Brüder.

Im Hôtel de Ville war es übrigens an jenem Theater-Abend so gedrängt voll, daß es schwer hielt, in den Hauptsaal, wo die Vorstellung stattfand, hineinzugelangen, und noch schwerer, dort wegen der starken Hitze auszuhalten, wenigstens für uns, die wir der leidigen Repräsentation und Convenienz weniger schuldig waren, als die vielen Damen, die in großer Toilette, mit Diamanten und Blumen, den mittlern Raum des großen Saales einnahmen, und die Herren, die in der sogenannten kleinen Uniform erschienen waren: wie bei Hofe „en petit comité.“

Ein einactiges Lustspiel von Octave Feuillet fand rauschenden Beifall, denn es wurde vortrefflich gegeben. Die zwei Damen, die darin auftraten, eine Herzogin und eine Marquise, waren dies Mal zwei wirkliche; und wenn eine Anomalie die vornehmen Zuschauer flüchtig verletzete, so war es die Bedientenrolle, die ein junger Vicomte mit heroischer Selbstaufopferung übernommen

hatte. Er nahm sich aber auch so unbeholfen und linksisch darin aus, daß er allgemeine Heiterkeit erregte.

Zufällig befanden wir uns später, als sich die Räume zu lichten begannen, in dem blauen Saale, dessen Balcon auf den freien Platz vor dem Hôtel de Ville hinausgeht; . . . zufällig, sage ich so gern, wenn ich irgend eine interessante Notiz machen will, die sich mir oft durch den Ort und die Stunde unwillkürlich aufdrängt. Auf jenem Balcon stand nämlich im Revolutionsjahre 48 vierzehn Tage lang fast täglich Lamartine und beschwichtigte durch seine Rede die wilden, wogenden Volksmassen, die zu vielen Tausenden den weiten Platz füllten. Von den nahen Quais über die Brücken links kam mit jeder Stunde neuer Zuzug, viel betrunkenen Pöbel aus den Vorstädten dazwischen, oft unter Borantragung scandalöser Banner und Inschriften, und stets unter lärmendem Absingen der Marseillaise. Das Stadthaus war voll Menschen: Advocaten, Magistratspersonen, frühere Minister, Banquiers, hohe Beamte, und im Hauptsaal, der sogenannten „salle du trône“ (der Thron war natürlich sofort hinaus und auf die Straße geschafft worden, wo ihn die Gamins im Jubel umhertrugen) saßen die Mitglieder der provisorischen Regierung. Auf den Gesichtern auch der Muthigsten las man Befürchtungen und Sorgen, auf gar vielen Angst und Verzweiflung; nur ein Mann blieb ruhig und unbeirrt. Er stand schon über zwei Stunden auf jenem Balcon und redete ununterbrochen zu der tobenden Menge, von der ihn wohl die Wenigsten verstanden; aber er imponirte

ihnen gewaltig durch seine Gestalt und durch seine Kühnheit, sich ihnen so gegenüber zu stellen. „C'est un aristo!“ rief plötzlich eine rohe Stimme aus dem dichtesten Haufen, c'est un aristo comme tous les autres!“ In demselben Augenblicke fiel ein Schuß . . . die Kugel flog dicht an Lamartine vorbei, durch die offene Balconthür und schlug in den großen Spiegel der Hinterwand, wo sie, ohne sonst die geringste Zerstörung anzurichten, in dem Glase ein glattes, rundes Loch machte und in der Mauer stecken blieb. Gleich darauf zog die Nationalgarde heran und säuberte den Platz, den sie die Nacht über besetzt hielt. Am nächsten Morgen erschien das bekannte Manifest Lamartine's an Europa.

Man hat seitdem jenen Spiegel, der bei einer Höhe von sechszehn und einer Breite von acht Fuß viele tausend Franken gekostet hat, wie zum Andenken an die damalige Schreckenszeit, ganz so gelassen, und der Portier, der die Fremden durch die Säle führt, versäumt gewiß nicht, das ominöse Loch zu zeigen und die obige Geschichte dabei zu erzählen.

Pariser Schneiderschwindel.

Nehmen wir als Beispiel die neuen Galerien von Paris; sie sind freilich nichts anderes als ein großes Herren-Kleidermagazin, aber so schön, wie man dergleichen selbst hier in Paris noch nicht gesehen hat. Die nöthigen Reclamen fehlten auch bei diesem Unter-

nehmen nicht, um die Aufmerksamkeit des großen Publicums, vorzüglich der eleganten Welt zu erregen. Acht Tage lang überreichte man uns an allen Ecken der innern Boulevards eine kleine Broschüre, zierlich gebunden und „d'une haute importance,“ wie der jedesmalige Commissionär wichtig hinzufügte. Das Annehmen kostete nichts und das Durchlesen auch nichts. So erfuhren wir denn die nähern Details über den „großen Kampf der Pariser Schneider gegen die Kleidermacher en gros“, zwei Industrien, die nicht mit einander zu verwechseln sind. Die Erstern arbeiten auf Bestellung und nach Maß, die Andern verfertigen die Kleider fabrikweise und massenhaft, miethen alsdann ein Magazin und geben für wenig Geld schlechte Waare. Sie haben trotzdem in den letzten Jahren dergestalt überhand genommen, daß die eigentlichen Schneider durch sie fast ganz verdrängt wurden. Diese sind daher zusammengetreten, „um dem Unwesen zu steuern,“ sie haben die Galerieen von Paris gegründet und versprechen ebenfalls billige, aber dabei gute Waare. Also auch wieder nichts als Concurrnz, und die Befürchtung liegt sehr nahe, daß auch dies nicht viel mehr sein wird, als ein neuer Puff, „pour attraper le monde“. Vor der Hand hat freilich das Unternehmen ein günstiges und äußerst verlockendes Aussehen. Das neue Local auf dem Boulevard des Italiens, also im „centralsten Centrum“ des eleganten Paris, ist wunderschön und zieht allabendlich tausend Neugierige an, die das freie Entrée benutzen und in den prächtigen Galerieen auf- und abgehen, um die dort ausgestellten

Kleidungsstücke zu mustern. Ein Luxus in der äußern Einrichtung, der selbst in Paris überrascht. Zuerst eine Rotunde, von Säulen getragen, die Wände lila mit reicher Vergoldung, hohe Spiegel und blinkender Marmor überall, die Erleuchtung „feenhaft;“ die Aufseher und übrigen Angestellten des Hauses im schwarzen Kammerherrenfrack mit Kniehosen und seidnen Strümpfen, um den Hals eine breite goldene Kette, mit einer daran hängenden großen Medaille, ganz wie bei Hofe, einer von ihnen trägt sogar das Kreuz der Ehrenlegion; fast genirt man sich, dort zu kaufen, oder nach dem Preise eines Rodes zu fragen und etwa zu handeln und zu dingen, oder gar sich profaisch ein Beinkleid anmessen zu lassen. Equipagen mit Livrédienererschaft halten vor dem Hause, vornehme Leute steigen aus und ein, von den Aufsehern unter Kraxfüßen empfangen und unter gleichen Kraxfüßen an den Kutschenschlag zurückbegleitet, als wenn die Herrschaften sämtlich regierende Häupter wären; hinten, in dem reservirten Theile des Etablissement's, aber von den Galerieen nur durch hohe Spiegelscheiben getrennt, drängen sich die eigentlichen Kunden, die ihre Einkäufe und Bestellungen machen, — kurz, „l'art du tailleur a dit son dernier mot,“ wie es in der kleinen Broschüre heißt.

Wenn nur auch der innere Kern dieser äußern schimmernden Schale entspräche, wenn nur alles Gold wäre, was glänzt! Aber man muß hier in Paris sehr auf seiner Hut sein, um nicht angeführt zu werden,

namentlich in Bezug auf derartige neu auftauchende industrielle Unternehmungen.

Seit Jahren spielt z. B. in dem großen Modewaaren-Magazin der *Chaussée d'Antin*, beim jedesmaligen Beginn der Winter-Saison, die bekannte Comödie der Scheinkäufer, der vorfahrenden Equipagen, der aus- und einsteigenden „Herrschaften“; und doch ist all der Hofuspokus nur Schwindel, nur Goldschaum und hohler Schein. — Wer verbürgt uns mithin, daß die neuen „*Galleries de Paris*“ nicht ähnliche Seifenblasen steigen lassen, und nicht vielleicht schon jetzt hinter verschlossenen Thüren das Resultat ihrer spätern „*déconfiture*“ berechnen? Hat doch noch vor kurzer Zeit ein ähnliches Etablissement, das seine Zahlungen einstellen mußte und vom Handelsgerichte zum gänzlichen Ausverkauf „*à tout prix*“ gezwungen wurde, einen Prospectus in Paris vertheilen lassen, der mit den Worten anfing: „*Enfin nous sommes en faillite, et nous défions tout le monde de nous prouver le contraire.*“ Also mit wahren Triumph den Banquerott publicirt und diejenigen förmlich herausgefordert, die behaupten, man wäre nicht wirklich insolvent. Allerdings kommen auf der andern Seite auch oft Scheinbanquerotte vor, nur um durch einen sogenannten Zwangsverkauf, der alsdann mit großen Buchstaben und lauten Posaunen verkündigt wird, leichtgläubige Käufer anzulocken. Unredliche, verächtliche Manöver, die wahrhaftig um nichts besser sind, als absichtlicher Betrug oder sonstige Prellerei! Dabei nehmen die französischen Gesetze den einfachen, gewöhnlichen Banquerott sehr leicht und lassen

dem Falliten allerlei Hinterthüren offen, um sich zu „rehabilitiren“, wie der Code sagt; nur bei einem erwiesenen fälschlichen Banquerott sind die Gesetze sehr strenge; aber der Schwindel, der in der Mitte zwischen beiden liegt und oft am schlimmsten und am gefährlichsten ist, schlüpft glücklich durch, stolziert im scheinenden Gewande, macht sich breit und thut groß, und ruft wohl schließlich noch ganz laut: beweist uns doch einmal, daß wir unehrliche Leute sind. — O tempora, o mores!

Ein pikanter Gemäldehandel.

Der Marquis v. A. ist kürzlich gestorben, und da er im Rufe eines Sonderlings stand, so ist es natürlich, daß man sich nach seinem Tode manchen spaßhaften Streich von ihm erzählt. Er war ein passionirter Gemälde-Liebhaber, namentlich der alten Schule; er kaufte gern und viel, bezahlte auch, da er ein großes Vermögen besaß, hohe Preise, wenn er sicher war, einen berühmten Meister zu bekommen. Daß er, obwohl er sich sehr gut auf Bilder verstand, dennoch manchmal angeführt wurde, darf Keinen Wunder nehmen, vorzüglich in Paris, wo der Gemäldehandel in gewissen Regionen mit großem Schwindel betrieben wird. Aber der Marquis war ein feiner, verschlagener Herr und führte seinerseits auch die Verkäufer wieder an, wenn sich ihm dazu eine günstige Gelegenheit bot. So unter Anderm wie folgt.

Ein bekannter Händler spricht dem Marquis seit

einiger Zeit stets von einem wundervollen Tizian, den er durch einen „glücklichen Zufall“ irgendwo entdeckt hat: 25,000 Franken. Der Marquis sieht das Gemälde, findet es schön, hält es aber für eine Copie und bietet 1200 Franken. Der Händler schwört bei allen Heiligen, daß es ein Original sei, zeigt auf das doppelt verschlungene TZ, die bekannte Chiffre des Meisters, und bearbeitet den Marquis dergestalt, daß dieser endlich einwilligt, das Bild zu nehmen, d. h. den verlangten hohen Preis zu zahlen.

„Nur eine Bedingung mache ich,“ sagte der Marquis zum Verkäufer, „der Handel wird rückgängig, wenn Sie selbst einräumen, sich geirrt zu haben. Die Herren hier sind Zeugen.“ Es waren gerade einige Freunde des Marquis gegenwärtig.

Der Händler geht selbstverständlich auf diese Bedingung ein; denn, wie sollte er selbst je in den Fall kommen, dies „Original“ für eine Copie anzuerkennen?

Schließlich bittet ihn der Marquis, das Bild, sorgfältig verpackt, nach seinem Schlosse in der Nähe von Bordeaux zu expediren, wo es sein Intendant für die dortige Galerie in Empfang nehmen werde.

Auch dies geschieht. Kaum aber ist es geschehen, so schreibt der Marquis seinerseits dem Intendanten, ihm das Bild, so wie es angekommen, wieder nach Paris zurückzusenden, was ebenfalls geschieht. In Paris läßt er das Gemälde mit einem leichten Firniß überziehen, in einen prachtvollen Rahmen setzen und in einem Saale seines Hotels aufhängen. Alsdann läßt er den Händler

bitten, sich zu ihm zu verfügen, sorgt auch dafür, daß die oben erwähnten Herren sich um dieselbe Stunde bei ihm einfinden. Der Händler erscheint und wird von dem Marquis mit Vorwürfen empfangen: er habe keine Nachricht erhalten, daß das Gemälde wirklich in Bordeaux angekommen sei. Jener hat aber, als guter Geschäftsmann, den Frachtbrief in der Tasche und überreicht denselben dem gnädigen Herrn. „Eh bien,“ sagt der Marquis, „das ist noch nicht Alles; während Sie behaupten, mir den echten Titian nach Bordeaux geschickt zu haben, ist es mir geglückt, das wahre Original hier in Paris aufzufinden. Kommen Sie und urtheilen Sie selbst,“ und er führt den Patron in das Nebenzimmer und vor das Bild. Kaum erblickt es der Händler, als er sofort ausruft: „Das nennen Sie ein Original von Titian? Eine mittelmäßige Copie ist es, weiter nichts!“

„Auf Ehre und Gewissen?“ fragte der schlaue Marquis.

„Mein Ehrenwort! und diese Herren sind Zeugen.“

Statt aller Antwort reichte ihm der Marquis seinen Frachtbrief. Ein Todesurtheil hätte den seiner Prellerei so eclatant und unwiderlegbar überwiesenen Mann nicht härter treffen können, als diese demonstratio ad oculos.

„Für tausend Franken will ich das Bild behalten,“ sagt der Marquis ruhig, wie wenn nichts vorgefallen wäre; „Sie haben alsdann den Rahmen bezahlt, er kostet gerade zweihundert Franken und 1200 bot ich Ihnen ja gleich Anfangs.“ Der Händler sagte zu Allem

ja, und machte sich auf und davon; vermuthlich mit dem löblichen Vorsatze, dem Marquis in Zukunft nie wieder eines seiner „Originale“ anzubieten.

Ein Maskenball im Irrenhause.

Welcher Leser kennt nicht die Salpêtrière, das große Pariser Irrenhaus für weibliche Geisteskranke (die männlichen sind in Bicêtre), und wenn man auch jene Anstalt nicht besucht hat, so kann man sich doch leicht vorstellen, daß sie, wie alle derartigen hiesigen Etablissements, großartig und bedeutend ist. Aber auch schrecklich, wie dies ja die Bestimmung eines solchen Hauses mit sich bringt.

Das ungeheure Gebäude gleicht einer kleinen Stadt und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die durchaus von einander getrennt sind: in der größern werden ungefähr dreitausend arme, alte Frauen auf Staatskosten verpflegt; in der andern Abtheilung sind die Geisteskranken und Irren sinnigen untergebracht, gegen sechszehnhundert! Schon diese Zahl hat etwas Erschütterndes. Unter jenen Unglücklichen sind gar viele, die den bessern Ständen angehören, weshalb sie auch in verschiedene Divisionen eingetheilt sind. An Sonntagen wird zur Zerstreung und Aufheiterung der Kranken in den verschiedenen Divisionen Musik gemacht, auch wohl hier und da getanzt, und am Fastnachtsdienstage findet alljährlich eine allgemeine große Maskerade Statt.

Ein Maskenball im Irrenhause und zwar unter den

Ihren selbst! Unwillkürlich beschleicht uns ein unheimliches Gefühl bei diesem Gedanken, und man ist fast versucht, von vornherein seine Mißbilligung darüber auszusprechen, so widersinnig erscheint uns auf den ersten Blick ein derartiges Fest in einem solchen Hause; aber die Aerzte behaupten das Gegentheil und man hat daher bei der vor ungefähr zehn Jahren erfolgten Reorganisation der Anstalt die „Maskerade“ beibehalten. Selbstverständlich ist einem Fremden, unter welchem Vorwande es auch immer sei, der Zutritt nicht gestattet; sogar die männlichen Beamten und Angestellten des Hauses, mit alleiniger Ausnahme der Aerzte, sind von dem Besuch des Balles ausgeschlossen. Dennoch hatte sich die Direction durch eine Empfehlung von hoher Hand bewogen gefühlt, uns einen flüchtigen und discreten Besuch zu erlauben; als aber der Tag und die Stunde erschienen waren, fehlte mir der Muth, mitzugehen. Der alte Major behauptete freilich, ein Mann müsse Alles sehen und mitmachen können, und dem Dr. B., der sich vielleicht gern auf meine Seite geschlagen hätte, blieb nichts übrig als ihn zu begleiten. Tags darauf kam er zu mir, um mir seine Eindrücke zu erzählen, damit ich doch nicht ganz leer ausginge, wie er sagte, und nun erzähle ich ihm wieder nach.

In der großen Halle, dem sogenannten „préau“, fanden sie gegen fünfhundert Masken beisammen; kleinere Abtheilungen hatten sich in den verschiedenen Nebensälen versammelt. Uebrigens waren bei weitem nicht alle Kranken erschienen, sondern nur diejenigen, die sich aus

eigenem Antriebe gemeldet hatten. Aber der Zubrang soll dennoch sehr bedeutend gewesen sein. Schon einige Wochen vorher hatte die Administration Goldpapier und sonstige Flitter, auch bunte Stoffe und allerlei derartigen Puz unter die Irren austheilen lassen und jede arbeitete emsig an ihrem Maskenkleide. Diese Wochen sind stets die ruhigsten und friedlichsten in der großen Anstalt. Am Tage der Maskerade selbst kamen nun die wunderlichsten und abenteuerlichsten Verkleidungen zum Vorschein; denn eigentliche Kostüme werden natürlich nicht geliefert und auch keine Masken, so daß sich eine jede Kranke nach eigenem Geschmac und eigener Erfindung verkleidet. Das aus acht Musikanten bestehende Orchester hatte man für jenen Abend aus dem Café des Aveugles des Palais Royal entlehnt, wo bekanntlich nur Blinde spielen, so daß auch von dieser Seite kein profanes Auge die Unglücklichen belästigte; gewiß ein Beweis für die bis auf das Kleinste sich erstreckenden humanen Rücksichten der Direction. Unsere beiden Herren gingen nun in Begleitung einiger Aerzte, für die man sie ebenfalls ausgab, durch die verschiedenen Säle, um sich das eigenthümliche Schauspiel genau anzusehen. Von den jüngern Kranken tanzten gar viele auf das Ausgelassenste, allein oder zu zweien, überall die schwarzgekleideten Aufseherinnen dazwischen, die Getränke, Apfelsinen und Kuchen umherreichten. Gesprochen wurde so gut wie gar nicht, wie wenn die Gäste einander ganz fremd wären. An den Wänden entlang saßen die ältern und ganz alten unter den Geisteskranken, die meisten mit gleichgültigen, fast

totden Augen in das bunte Gewühl hineinstarrend, einige wie Mumien, so unbeweglich und theilnahmslos. „Sie können sich nicht vorstellen,“ sagte mir der Dr. B. „wie traurig jener Ball anzusehen war; auf keinem Gesicht ein Lächeln oder sonst ein Ausdruck der Freude; nur ein mechanisches Hin- und Herspringen nach dem Tact einer unschönen Musik und die Musiker selbst arme Blinde.“ Und doch „amüsiren“ sich diese Unglücklichen in ihrem phantastischen Puz, und noch nach Monaten können die Aufseherinnen und Wärterinnen durch bloße Erinnerung an die „Maskerade“ und durch Versprechen einer baldigen neuen auf die meisten dieser kranken Gemüther mit großem Erfolge wirken.

In einem der Nebensäle stand eine Kranke auf einem Stuhl und that, wie wenn sie mit großer Lebendigkeit Violine spielte; ein Stoß vertrat die Stelle des Bogens, den sie auf ihrem linken Arme hin und her zog. Diese Unglückliche, früher eine bedeutende Pianistin, soll in einem Concerte der Milanollo's den Verstand verloren haben und sich seitdem für die ältere jener beiden Schwestern halten. Derartige Fälle sind übrigens nicht neu, aber das Seltsamste und als Schauspiel zugleich das Traurigste war der Umstand, daß zwanzig, dreißig andere Irren diese Violinspielerin umstanden, mit der größten Aufmerksamkeit allen ihren Bewegungen folgten, kurz zuhörten, als wenn wirklich dort etwas zu hören gewesen.

Doch genug des trüben Bildes! ich mache mir fast Vorwürfe, überhaupt davon berichtet zu haben; aber

Paris ist einmal das Land des Außerordentlichen und der Extreme, und um es ganz zu kennen, darf man sich nicht scheuen, manchmal auch eine seiner dunkelsten Seiten aufzudecken.

Eine „réception“ in der französischen Akademie.

Meine Schuld ist es wahrlich nicht, wenn hier auch bei ernstern Gelegenheiten das Lustige und Lächerliche stets oben auf schwimmt und selbst da herauschaut, wo man die Maske des Gegentheils angelegt hat. So bei der neulichen Aufnahme Camille Doucet's im Institut de France. Die Antrittsrede des neuen Akademikers und die Antwort des Präsidenten (Zules Sandeau), die doch eigentlich die Hauptsache sein sollten, sind auch dies Mal, wie immer, zur Nebensache geworden, und von zwanzig Menschen in der Versammlung hat wohl noch nicht Einer auch nur halbwegs zugehört. So will es übrigens die Mode, besonders für die Damen, die sich unmöglich für gelehrte Abhandlungen interessiren können, aber alles daran setzen, bei der Feierlichkeit zugegen zu sein. Der enge Raum des Saales (wir klagten schon oft darüber), vorzüglich in den sogenannten Logen und auf den Galerien, wo die Bänke so dicht gestellt sind, daß man gar nicht weiß, wie man sich drauf setzen soll, für Damen namentlich ein schreckliches Dilemma! . . . die von allen Seiten

hinzuströmende Menge — denn es werden stets, so unfinnig es ist, doppelt so viel Eintrittskarten ausgegeben, als Plätze da sind —, das dadurch entstehende Gedränge und die durch das Gedränge entstehende Hitze; die Huiffiers im Kampf mit den Crinolinen, die Crinolinen im Kampf unter sich, die Nationalgardisten, die freilich das schöne Geschlecht verschonen, aber sich dafür, den Männern mit vorgehaltenem Gewehr entgegenstellen, Angstrufe Erstickender und Hülfserufe nach einem Arzte, auch die Klingel des Präsidenten, wenn oben der Lärm gar zu groß wird, daß man unten sein eigen Wort nicht mehr hören kann — das sind so ziemlich die Haupteindrücke, die man aus einer solchen „solemnité académique“ mit nach Hause bringt. Nur in der Rotunde selbst, wie auf einer sichern Insel inmitten des bewegten Meeres, herrscht gemessene Ruhe und eine gewisse feierliche Etikette: in erster Reihe sehen wir Guizot, der bei keiner Sitzung fehlt, wie wenn er die einzige Gelegenheit eifrig benutzte, die ihm noch geblieben ist, sich öffentlich zu zeigen; sein geistreiches, scharf geschnittenes, blaßes Gesicht, das für mich stets eine auffallende Ähnlichkeit mit dem P. Ravignan hatte, imponirt sehr; Thiers nicht minder, aber in anderer, nicht so würdiger Weise, fast wie eine Carricatur. Lamartine, der ebenfalls nur an solchen Tagen, wie ein Einsiedler aus seiner Klause, in die laute Welt tritt, fesselt den Blick und die Operngläser; denn auch das gehört zum guten Ton, die „Unsterblichen“, wie im Theater, mit bewaffneten Augen zu betrachten: der berühmte Verfasser der „Meditationen“ ist noch

immer derselbe, eine lange, hagere, vornehme Figur, in Bewegung und Handlung große Distinction. Und alle die Andern! Sainte-Beuve, der neue Senator, mit einem Stern auf dem Frack und einem kleinen schwarzen Sammtkappchen auf dem Kopf, letzteres gegen alles Reglement, aber er hat einen besondern Dispens; Ponsard, der bekannte Dramatiker, dem sein „Lion amoureux“ ein neues Relief gegeben hat — „Vive Ponsard!“ ruft sogar eine kräftige Stimme auf der Galerie und alle Köpfe drehen sich und schauen hin, aber ein Gardist erscheint und stellt die Ruhe wieder her; — der Bischof von Orleans, Monseigneur Dupanloup, im violetten Gewande, den kleinen ausdrucksvollen Kopf mit den blickenden Augen in steter Bewegung; immer neue Akademiker treten ein und setzen sich gravitatisch auf ihren „Fauteuil“, die am Eingange wachstehenden Soldaten präsentiren jedesmal das Gewehr. Jules Sandeau ist fast verlegen unter der Last seiner hohen Würde; wenn man ihn sieht, denkt man unwillkürlich an jenen andern großen Schriftsteller, dem die Pforten der Akademie verschlossen sind, und dem Jules Sandeau seinen Namen, aber der ihm dafür Gedanken, wo nicht gar ganze Bücher gegeben hat: an Georges Sand. Das Haus auf dem Quai Saint Michel ist nun auch demolirt (was würde wohl nicht in Paris demolirt!), wo einst jene Beiden in einem kleinen Dachstübchen ihren ersten Roman schrieben. In dreißig Jahren kann sich viel ändern. „Sehen Sie doch nur, wie sie sich da unten drängen,“ sagte mir mein Nachbar, „wie wäre da noch Platz für den dicken

Jules Janin!“ Der arme Janin! sollte er denn wirklich auf diese letzte und größte Hoffnung seines Lebens verzichten müssen? Wenn er denn auch etwas unbequem zu sitzen käme; die Prinzess Mathilde, die allein fast ihre ganze Loge ausfüllt, scheint auch nicht viel bequemer placirt zu sein, und fehlt doch bei keiner Sitzung. Unterdessen lesen die Redner ihre Reden ab, aber, wie gesagt, ohne sonderliche Theilnahme von Seiten des Publicums, und schon vor dem Schluß drängt sich alles hinaus auf den Quai und an das große Portal des Gebäudes, um die bedeutendsten unter den „Unsterblichen“ in noch näherer Nähe beim Einsteigen zu sehen. Früher wurden alsdann oft zum Abschied einige ominöse Rufe laut, wenn bedeutende Persönlichkeiten im Vestibül erschienen, wie Berryer, Lacordaire, Changarnier u. s. w. Aber die Stadtfergenten ziehen jetzt um das innere Gitter einen magischen Kreis, den Niemand ohne Gefahr überschreiten kann, und andere Polizisten halten sich rechts und links, so daß die Ruhe des Quai's und des Kaiserreiches ungefährdet bleibt.

Trotzdem hat das „Institut de France“ sich aber doch bis auf den heutigen Tag einen kleinen Schimmer (der Leser sieht, wie bescheiden wir geworden sind) einen kleinen Schimmer von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit bewahrt, der sich z. B. schon darin zeigt, daß nie des regierenden Monarchen mit einem „Vive le Roi“, oder jetzt mit einem „Vive l'Empereur“, gedacht wird, was bei allen sonstigen öffentlichen Versammlungen, wenigstens bei den officiellen, eine unvermeidliche Zugabe

ist. So erscheinen auch die Majestäten niemals im Institut, wenigstens ist der Kaiser noch nie darin gewesen, die Kaiserin allerdings einmal, aber ganz ausnahmsweise, bei der Aufnahme Octave Feuillet's, der bei der hohen Dame in besonderen Gnaden steht, was er hauptsächlich seinem letzten christlichen Tendenz-Roman „Histoire de Sibylle“ verdankt. Daß dagegen jeder neu aufgenommene Akademiker von dem Präsidenten den Majestäten in den Tuileries vorgestellt wird, ist bekannt, und ebenso, daß Berryer bei seiner damaligen Ernennung dieser Sitte nicht nachkam und sich durch einen, noch dazu sehr pikanten Brief an den Kaiser entschuldigte, der indeß vielfach und selbst von seinen Freunden getadelt wurde und auch seinen Zweck verfehlte, weil er im großen Publicum ganz unbeachtet blieb. Viel wichtiger und interessanter ist indeß ein Project, für das im Stillen bereits eifrig Propaganda gemacht wird, nämlich den Kaiser zum Mitgliede der Akademie zu ernennen, und zwar als Autor für sein Werk „La vie de César“. Schon bald nach Erscheinen des famosen Buches ging stark die Rede davon, aber der erlauchte Verfasser selbst schien abgeneigt zu sein; jetzt will die Akademie das Erscheinen des zweiten Bandes abwarten und alsdann durch einen Beschluß in pleno, mit Uebergehung der kleinen, numerisch unbedeutenden Opposition, Napoleon III. zu ihrem Mitgliede proclamiren. Allerdings gegen die Statuten und gegen die Geschäfts-Ordnung, aber Richelieu ist lange todt und so gut wie vergessen, und für einen Kaiser kann man schon eine Ausnahme machen. Im

Gegentheil, die Procedur wäre ganz logisch, denn der Kaiser käme auf diese Weise durch einen akademischen Coup d'Etat in's Institut, wie er durch einen politischen auf den Thron gekommen ist. Dies Bonmot, lieber Leser, ist nicht von mir, sondern von Thiers; ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken.

Die Ledru-Rollin-Hüte.

Es ist hier kürzlich ein neues Buch erschienen, unter dem Titel: „Les gens de bureau.“ Diejenigen, auf die es abgesehen ist, mögen ärgerlich genug sein und den Verfasser in's Pfefferland oder sonst wohin wünschen; denn er erzählt uns die lustigsten und pikantesten Anekdoten aus der untern Beamtenwelt, und der eigentliche Bureaukrat, der in Paris und in Frankreich eben so gut wie in Berlin und anderswo zu Hause ist, hat hier einen schlimmen, unerbittlichen Spötter und Kritiker gefunden.

Nur eine kleine Geschichte, die erste, beste. Der Verfasser citirt das bekannte Talleyrand'sche Wort: „sur-tout, Messieurs, pas de zèle,“ und erzählt bei dieser Gelegenheit Folgendes. Im November 1851 schrieb Drouin de Lhuys, der damalige Minister des Innern, auf einen Zettel, den er zu den übrigen Departementsdepeſchen legte, die Worte: „Man meldet uns, daß in vielen Departements die grauen, sogenannten Ledru-

Kollin-Hüte wieder aufkommen; die Präfecten könnten vielleicht unter der Hand dahin wirken, daß wenigstens die Beamten dergleichen Hüte nicht tragen.“

Der Secretär des Ministers, „un homme fort zélé,“ redigirte in der Abschrift die Note folgendermaßen: „Die Präfecten haben darüber zu wachen, daß keiner von ihren Untergebenen einen sogenannten Vedru-Kollin-Hut trage.“

So kam die Note an den Divisionschef, der, „également très-zélé,“ sie wieder umänderte, und zwar so: „Die Präfecten haben ihren sämtlichen Untergebenen im Namen Sr. Excellenz zu eröffnen, daß es ihnen bei schwerer Strafe verboten ist, einen sogenannten Vedru-Kollin-Hut zu tragen.“

Endlich gelangt diese Notiz mit den übrigen Depeschen an den Cabinetsdirector zur Ausfertigung; dieser, „encore plus zélé que tous les autres,“ sendet sie in folgender Fassung ab: „Das Tragen der sogenannten Vedru-Kollin-Hüte ist zufolge eines Specialbefehls Sr. Excellenz auf das strengste verboten. Die Contravenienten, insoweit sie dem Beamtenstande angehören, sind sofort zu verabschieden und den betreffenden Gerichten zu überweisen.“

Da sieht man, wohin der allzu große Eifer führen kann, und daß Talleyrand wohl Recht hatte mit seiner Empfehlung.

Die schreckliche Cabinetsordre blieb übrigens unausgeführt; denn ein paar Tage darauf erfolgte der Staats-

streich des zweiten Decembers, und man hatte an ganz andere Dinge zu denken als an die Ledru-Rollin-Hülte.

Eine Loretten-Gräfin vor Gericht.

Pikante, d. h. skandalöse Prozesse, gibt es hier in Paris stets eine große Menge, und die Gerichtsverhandlungen sind alsdann so besucht, wie wenn dort ein neues Stück von Sardou gegeben würde. Der Proceß Desbrousse-Berthier erinnert ganz an sein berühmtes Stück „die Familie Benoiton“, und man darf im Theater, trotz der grellen, schreienden Farben, nicht von Ueber-eilung reden, so lange das wirkliche Leben derartige Beispiele liefert. Die Details jener unsaubern Geschichte hatten wirklich etwas Empörendes, das aller, auch der bequemsten und nachsichtigsten Moral in's Gesicht schlug, — ein eben so trauriges, wie wahrheitsgetreues Bild der Pariser Sitten. Die sogenannte Comtesse Berthier (eine Schneiderstochter aus Orleans, die ihren Eltern im fünfzehnten Jahre davonlief und sich in Paris als Lorette etablirte — ganz wie andere anständige Leute irgend ein bürgerliches Geschäft anfangen —) hatte schon, wie die Verhandlungen lakonisch melden, drei Andere „auf dem Gewissen,“ bevor sie die Maitresse des jungen Desbrousses wurde. Der Erste, ein russischer Edelmann, ruinirte sich für sie in anderthalb Jahren, kam in's Schuldgefängniß, wurde von seiner Familie losgekauft und mußte Paris schimpflich verlassen. Der Zweite, ein

französischer Artillerie-Officier, brachte mit ihr seine väterliche Erbschaft durch, machte falsche Wechsel, flüchtete nach Algier und erschöpfte sich aus Verzweiflung. Der Dritte, Buchhalter bei einem reichen Banquier, verheirathet und die einzige Stütze einer zahlreichen Familie, unterschlug ihretwegen anvertraute Gelder, speculirte an der Börse, um die leeren Kassen wieder zu füllen, verspielte aber stets größere Summen und fiel endlich der Justiz in die Hände, die ihm zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte. Und das alles wird vor Gericht debittirt, wie ein einfaches Zeitungs-Referat, und die Zeitungen melden es nachher breit und ungenirt, wie irgend einen Theater- oder Fest-Bericht; kein Wort der Entrüstung wird laut, im Gegentheil, nicht wenige Leser legen das Blatt lächelnd bei Seite und sagen wohlgefällig: „Ma foi, die hat's verstanden!“

Also mit diesem dreifachen Debüt erschien die Bréda-Gräfin vor den Schranken der police correctionnelle, und man rechnete es ihr noch zum Lobe an und rühmte ihre Bescheidenheit, daß sie einfach gekleidet war und keine toilette tapageuse zur Schau trug, wie bei ähnlichen Gelegenheiten jene Weiber fast immer zu thun pflegen. Die Aussagen verschiedener Zeugen und namentlich des Vaters completirten das klägliche Bild. Dieser, ein durch Demolitionen und Constructionen reich gewordener Bau-Unternehmer (das Gerücht gibt ihm sechs Millionen), hatte seinem neunzehnjährigen Sohne keine weitere Erziehung mitgegeben, als zwölftausend Franken jährliches Taschengeld. Er setzte naiv hinzu, daß ihm

seine vielen Geschäfte nie Zeit gelassen, sich um seine Familie zu kümmern. Der Sohn, reicher Leute Kind, und in das wilde Pariser Leben hineingeworfen wie eine Nußschaale in ein brandendes Meer, spielte bald eine bedeutende Figur im Jardin Mabille, im Château des Fleurs, in Asnières und wie die sonstigen Cirkel der demi-monde alle heißen, wo Geld, Gesundheit und Ehre zum Teufel gehen. Die zwölftausend Franken reichten kaum zwölf Wochen, er machte Schulden auf den Namen und Credit des Herrn Papa, der auch die ersten 50,000 Franken ohne große Schwierigkeit bezahlte, aber doch den Burschen für die Zukunft warnte. Dieser, dessen Credit dadurch erst recht befestigt wurde, setzte sein leichtsinniges, gewissenloses Leben fort und machte die Bekanntschaft der erwähnten Comtesse, die er — der einfältige, leichtgläubige Tropf! — wirklich anfangs für eine solche gehalten hat, und zwar, wie sie sich ausgegeben, für eine Nichte des Marschalls Berthier. „Aber um Gottes willen, junger Mann,“ ruft ihm der Präsident zu, „ist Ihnen denn nie der Gedanke gekommen, mit einer Schwindlerin, mit einer verlaufenen Weibsperson zu thun zu haben?“ — „Herr Präsident,“ antwortet der Bursche mit möglichster Würde in Ton und Haltung, „ich verdiene den Vorwurf nicht; ich habe mich von meinem Herzen hinreißen lassen; aber ich glaube, wie ein Mann von Ehre einer Dame gegenüber gehandelt zu haben.“ Auch diese, im Grunde überaus alberne Antwort fand so großen Beifall im Auditorium und wurde dergestalt beklatscht, daß der Präsident die Galerien zu

räumen drohte. Um es kurz zu machen, das saubere Paar (der Mann von Ehre und die Nichte des Marschalls Berthier) gibt in kaum zehn Monaten über 160,000 Franken aus; man sollte eine Null zu viel glauben, aber keineswegs. Freilich gehören zu dieser Summe für 36,000 Franken Schmuck und Juwelen und für 50,000 Franken ausgestellte und durch Wucherer in Umlauf gesetzte Wechsel. Und just in Bezug auf diese Wechsel, welche die Berthier dem jungen Desbrouffes abgeschwindelt hatte, um ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen, ist der Vater klagbar geworden, und auch nur als sogenannte Nichtigkeitsbeschwerde; denn so pauvre ist es moralisch mit dem vielgerühmten Code Napoléon bestellt, daß überhaupt die Gerichte jene Klage nur aus dem einen Grunde angenommen haben, weil sie einen Minderjährigen betraf (*détournement de mineur*, sagt das Gesetzbuch) — ein Jahr später, und der junge Desbrouffes wäre volljährig und die Klage unstatthaft gewesen, wenigstens in so weit dieselbe die Hauptperson, die Bréda-Gräfin, angeht. Diese, und auch das ist nicht minder empörend und nicht minder charakteristisch, nahm die Sache in ihren Antworten beim gerichtlichen Verhör rein geschäftlich: „Wir fragen niemals danach, ob Jemand minorenn oder majeurenn ist: wir nehmen Geld und Geschenke an, so viel man uns gibt, und auch ohne weiter zu fragen, wo sie herkommen u. j. w.“ Ich übergehe den weitern, rein cynischen Rest. Die Comtesse wurde trotzdem zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt, das (sehr mild erscheinende) Maximum für

derartige Vergehen. Als die Gendarmen sie fortführten, soll ihr der junge Desbrouffe die zärtlichsten Kufshände zu- und nachgeworfen haben, was das versammelte Publicum ebenfalls sehr rührend und erbaulich gefunden hat. Der Vater wird nun doch wohl zahlen müssen, um nicht in weitläufige Civilproceffe verwickelt zu werden; aber er wird gut thun, das Häuserbauen etwas einzuschränken, um dafür im eigenen Hause etwas mehr Ordnung zu halten.

Der Leichenzug Aenerbeer's.

Er zog allerdings glänzend und prächtig vorüber, und mit königlichem Gepränge, aber doch nur als weltliches Schauspiel; denn die Kirche, die als versöhnende Mittlerin zwischen dem Grabe und dem Jenseits steht, war hier durch keinen ihrer Diener vertreten. Die herbeigeströmte Menge (und bei solchen Gelegenheiten sieht es aus, als sei die Einwohnerzahl der Hauptstadt um das Doppelte gewachsen) beschaute neugierig den sechs-spännigen, mit Federbüscheln und schwarzen, silbergestickten Draperieen überladenen Leichenwagen, alsdann die Orden, die auf zehn Sammtkissen (fast alle bedeutenden Decorationen der Welt) dem Sarge nachgetragen wurden; die verschiedenen Deputationen der Opem und Theater mit ihren Bannern, was einen unglücklichen, fast widerwärtigen Eindruck machte, und schließlich die endlose Reihe von schwarzen Trauercarrossen, denen sich noch zahlreiche vor-

nehme Equipagen anreiheten. Großartig und erschütternd war freilich der von vier Musikchören unterwegs gespielte Schillermarsch, und noch erhabener, beinahe überwältigend war der Moment der Ankunft des Zuges am Nordbahnhof, wo ein Sängerkhor von mehr als dreihundert Sängern und Sängerrinnen den großen Todten mit seinen eigenen Melodien aus dem Propheten und den Hugenotten empfing: ein himmelanbrausender melodischer Bogenschwall von Ton und Klang, der alle Herzen mit fortriß, eine wundervolle Apotheose des unsterblichen Meisters. Ergreifend war auch der Schlußact der Feierlichkeit, wo der preußische Gesandte, in voller Uniform und von seinem glänzenden Legationspersonal gefolgt, die Leiche in Empfang nahm und zu dem schwarz ausgeschlagenen Trauerwaggon geleitete, der mit einem Extrazuge sofort nach Berlin abfuhr. Paris und Frankreich haben dem dahingeschiedenen deutschen Tonkünstler, den sie in vieler Beziehung stolz den ihrigen nennen durften, einen eben so herrlichen wie verdienten Abschied, „die letzte Ehre“ dargebracht.

Nicht umsonst starb Meyerbeer gerade im Mai-monat, er wurde buchstäblich unter Blumen zu Grabe getragen. Als der Zug an der Madeleinekirche vorüberkam, wo gerade Blumenmarkt war, erschien eine Legion schwarz gekleideter Diener und überschüttete zuerst den Sarg und alsdann die breite Boulevardchauffée dergestalt mit Blumen, daß der Leichentwagen einige Augenblicke lang unter den Blumenbergen zu stocken schien. Die vornehmen englischen Familien des dortigen Stadtviertels

hatten sich zu dieser Huldigung vereinigt und schon am Morgen sämtliche Blumen des Marktes, des bedeutendsten von ganz Paris, aufgekauft. Das Schauspiel war wunderschön und rührend zugleich. Auch die Straßenindustrie der Armen profitirte von dieser Munificenz; denn noch am späten Abend desselben Tages bot man uns auf jenen Boulevards überall kleine Bouquets an: „du tombeau de Meyerbeer.“ Weiterhin ging der Zug an dem neuen unvollendeten Opernhause vorüber, zu dessen Eröffnung und Einweihung Meyerbeer, eine großartige Tondichtung geschaffen hatte (die erst nach seinem Tode aufgeführte „Afrikanerin“); alsdann an dem alten Operngebäude, das er so viele tausend Abende mit seinen Harmonieen gefüllt. Lorbeerkränze mit goldenen Bändern warf man ihm dort aus allen Fenstern zu, und so ging dies hochbegabte und reiche, dies weltberühmte und weltgefeierte Künstlerleben unter Blumen und Lorbeern zu Grabe.

Ein Pariser Heirathspuff.

Ein reicher, junger Gutsbesitzer kommt aus der Normandie kürzlich nach Paris, einestheils um sich die „Wunder der Weltstadt“, die er noch nicht kannte, anzusehen, anderntheils — aber dies ganz in der Stille — um sich dort vielleicht eine Lebensgefährtin zu suchen. Bekanntschaften und Empfehlungen hat er allerdings so gut wie keine, aber an der Table d'hôte in irgend

einem Hôtel der Rue de Rivoli lernt er zufällig einen Herrn kennen, der zufällig ein Heirathsvermittler ist, und zwar, wie gesagt, ein vornehmer, und der auch zufällig eine famose Partie zu vergeben hat. In Paris hängt so Vieles vom Zufall ab, daß unser Provinzial sich nicht weiter darüber wundert und auch schon am nächsten Morgen den Négociateur in seiner Wohnung aufsucht.

Pompöse Einrichtung in der Bel-Étage! Ein Bureau mit großen, prächtig eingebundenen Folianten, die aber sämmtlich mit blitzenden Vorlegeschlössern versehen sind, um die Discretion zu wahren; der Herr vom Hause selbst elegant und fein, wie ein Mann von Welt, wie ein Diplomat . . . und der folgende kurze, aber inhaltsschwere Dialog: „Auf wie viel belaufen sich Ihre Revenuen?“ — „Sie sind nicht sehr bedeutend; denn mein ganzes Vermögen besteht in Grundbesitz, der aber wohl eine halbe Million werth ist.“ — „Très bien! solche Vermögen sind eben die besten; auch habe ich just eine Partie für Sie. Vorher noch die eine Frage: Lieben Sie die Blonden?“ — „Die Blonden waren von jeher mein Lieblingsgeschmack.“ — „Gut; da lassen Sie mich nur sorgen, und Sie sollen schon mit mir zufrieden sein.“ Der heirathslustige Gutsbesitzer will sofort seine Zukünftige sehen und fragt ungeduldig nach Namen und Adresse. „Patience, mon ami“, antwortet der Herr, „so schnell geht das nicht; es ist eine vornehme Familie, die sehr rücksichtsvoll behandelt sein will; das einzige, was ich vor der Hand thun kann, ist, daß ich

Ihnen das Fräulein zeige und zwar übermorgen in der italienischen Oper, wo ich für die Familie eine Loge und für uns zwei Sperrsitze nehmen werde. Dies und sonstige Unkosten machen einen kleinen Vorschuß von fünfhundert Franken nothwendig.“ — Unser Provinzial, der schon ganz poetisch gestimmt ist, fällt bei der Geldforderung wieder in die nüchterne Prosa zurück, zahlt aber doch die verlangte Summe und — „auf übermorgen in der Salle Ventadour!“

In einer ersten Rangloge sitzt auch wirklich die Familie; Vater, Mutter und die Tochter in der Mitte. Er lorgnettirt aus dem Parquet hinauf und findet das Fräulein überaus reizend, klagt aber, daß sie ihn gar nicht zu bemerken scheint. „Mon cher,“ entgegnet der Mentor, „sie ist schüchtern, wie es sich für ein gesittetes Mädchen ziemt. Schon zwei Mal hat sie mit verstohlenem Seitenblick zu uns herabgeschaut; übrigens will ich hinauf und ihnen einen kleinen Besuch machen, um zu fragen, wie Sie Ihrerseits gefallen haben.“ Richtig tritt auch der Patron während des nächsten Zwischenactes in die Loge, spricht ein paar Worte mit dem Vater, grüßt die Damen verbindlich und kommt dann wieder herab. „Die Eltern,“ sagt er dem sehnsüchtig Harrenden, „sind recht zufrieden und das Fräulein, das eigentlich noch von nichts weiß, hat sich sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigt. Kommen Sie nur morgen wieder auf mein Bureau.“

Unser Heiraths-Candidat läßt nicht auf sich warten; aber der Vermittler ist ungeschickt genug, ihm einen

weitem Vorschuß von fünfhundert Franken abzuverlangen, die ihm jener ungenirt verweigert. Es kommt zu gegenseitigen Explicationen, und der Provinzial, der überhaupt gar nicht so dumm ist, wie vielleicht der Andere glaubt, schöpft Verdacht, sagt aber noch nichts und geht davon. Sein glücklicher Stern führt ihn in den Tuilerienpark und er trifft dort die Familie vom vorigen Abend. Als ehrlicher schlichter Mann, dem alle krummen Wege verhaßt sind, zumal er die redlichsten Absichten hegt, beschließt er, sich sofort Licht zu verschaffen. Er folgt dem Vater, der die Damen auf einen Augenblick verläßt, um eine Zeitung zu kaufen, und redet ihn herzlich an. Er fragt ihn nach den ersten höflichen Entschuldigungen, ob er nicht gestern mit seinen beiden Damen in der italienischen Oper gewesen sei. Der Alte bejaht, spricht aber zugleich sein Erstaunen aus über die eigenthümliche Frage. Der junge Mann läßt sich indeß nicht irre machen, sondern fährt fort: „Und kannten Sie den Herrn, der in Ihre Loge trat und mit Ihnen sprach?“ — „Ich sah ihn zum ersten Male in meinem Leben; er fragte mich, ob ich nicht der Graf so und so sei und ob ich nicht früher in der Garde gedient hätte. Ich verneinte kurz, worauf er sich excüsirte und beurlaubte.“ — „Eh bien Monsieur!“ ruft der Andere entrüstet, „dieser Mann ist ein Gauner!“ Und er erzählt dem Alten die ganze Geschichte. Dieser läßt die Damen in's Hôtel fahren und begibt sich sogleich mit dem extemporirten Schwiegersohne in das bewußte Bureau. Lebhaft dramatische Scene, wobei sogar der Spazierstock des Vaters in sehr drohende Be-

wegung kommt. Der Heirathsmacher spielt den armen Sünder und legt sich auf's Bitten, und die beiden Herren, schon um weiterm Scandal vorzubeugen, der durch jede gerichtliche Klage unvermeidlich gewesen wäre, lassen ihn laufen; der Gutsbesitzer aber doch erst, nachdem er seine fünfhundert Franken zurück erhalten hat.

So weit der erste Act des Stückes; das Nachspiel ist einige Monate später gekommen. Unser Heirathscandidat, der auf so eigenthümliche Weise die Bekanntschaft jener Familie gemacht hat, gefällt zuerst dem Vater, der ihn einladet, dann der Mutter, die ihn ersucht, wiederzukommen, und endlich der Tochter, die ihn bittet, zu bleiben, oder doch diesen Wunsch nicht undeutlich merken läßt. Stand, Vermögen und alle übrigen Verhältnisse conveniren gegenseitig, die Hauptpersonen erst recht; — kurzum, das junge Paar verlobt sich und macht Anstalt zur Hochzeit.

Da meldet sich auf einmal der Négociateur und reclamirt 10,000 Franken als stipulirtes Honorar. Man weist ihm entrüstet die Thür, aber der saubere Vermittler nimmt einen Advocaten an (der grobe Vers von Abraham a Santa Clara gilt auch für Paris: „Keine Sach' ist so trüb und faul, sie findet ein Advocatenmaul“) und droht mit einem Proceß. Das Drohen kann man ihm nicht verwehren, auch den Scandal fürchtet man jetzt, wo die jungen Leute verlobt sind, nicht mehr, wenn es aber wirklich zum Plaidiren kommen sollte, so ist es wohl nicht zweifelhaft, wer Recht behalten wird. Vielleicht läßt er sich auch abfinden; derartige

Leute lassen stets mit sich handeln, nachdem er vorher von seiner Forderung eine Null gestrichen, oder gar zwei.

Ein fürkliches Paar.

Die Vermählung des Herzogs von Mouchy mit der Prinzess Anna Murat, einer Cousine des Kaisers, machte viel von sich reden. Der Herzog, der letzte Sprößling eines der ältesten französischen Adelsgeschlechter, und die Prinzess, eine Entelin des Königs Murat, der bekanntlich eines Gästwirths Sohn gewesen! Wieder eine Errungenschaft der Neuzeit und der Napoleonischen Politik, aber im Faubourg Saint-Germain schreit man Ach und Weh darüber.

Zufällig befanden wir uns in den eisenen Feldern, als sich der Hochzeitszug vom Rond-Point durch die große Avenue in die Tuilerien begab. Hätten wir das Schauspiel eigens für uns bestellt, so wären wir nicht besser bedient gewesen. Zwei berittene Piqueurs voran, alsdann im sechsspännigen kaiserlichen Galawagen das Brautpaar — das glückliche Brautpaar; denn hier sind alle Bedingungen zu seltenem Erdenglück vereinigt: hoher Stand, Reichthum, Jugend und Schönheit -- und hinterher in mehreren vier- und zweispännigen Hofcarrossen die übrigen Gäste. Der Zug ging langsam genug, um uns einen genauen Anblick zu gestatten. Daß alle Augen zunächst und hauptsächlich auf die Braut sich richteten, wird man uns gern glauben. Die Prinzess

war einfach weiß gekleidet, ohne Juwelenschmuck, so viel wir wenigstens bemerken konnten, fast ganz von einem weißen Spitzenschleier eingehüllt, im dunkeln Haar eine Krone von Orangenblüthen, die bekanntlich in Frankreich den jungfräulichen Myrthenkranz ersetzt; der Bräutigam, der übrigens jünger aussah als die Braut, in schlichtem Schwarz, aber doch auf der Brust einen blinkenden Stern — wie man uns sagte, das Großkreuz des Maltheiserordens, auf dessen Besitz die Herzoge von Mouchy seit Ludwig's XIV. Zeit ein erbliches Recht haben. Dem Brautpaare gegenüber, saß der Prinz Murat, in dessen Hôtel, in der Rue Montaigne, die sogenannte Civilehe stattgefunden hatte. Der Wagen hochroth und über und über vergoldet, oben mit einer freischwebenden großen goldenen Krone geziert. Es war derselbe, der bei der Hochzeit des Kaisers in Notre-Dame gedient hatte, nur daß er damals von acht Pferden gezogen wurde. Etwas mußten doch die Majestäten voraus haben; aber höher konnte der Kaiser seine Cousine nicht wohl ehren. Der Zug ging über den Concordeplatz (wieder ein hübsches Symbol für das junge Paar) direct durch die Haupt-Allee des Tuilerienparks in's Schloß, wo die Majestäten die jungen Leute empfangen, der Kaiser sogar unten an der großen Treppe (au pied de l'escalier d'honneur); die Kaiserin oben am Eingang der Galerie de Diane. Der Erzbischof von Paris, als grand-aumônier de l'Empire, vollzog die Trauung. „Glückliches Paar!“ sagten wir oben, und wir wollen ihnen auch gern das schöne, glänzende Wort lassen, obwohl gerade das Schloß

und die Kapelle uns an manche andere Heirath erinnern, die unter gleich goldenen, sonnenheitern Auspicien geschlossen wurde, wo aber die glücklich Gepriesenen später den bittersten Leidenskelch leeren mußten.

Auch den Diamantschmuck, den der Herzog seiner Braut zum Geschenk gemacht hat, darf ich nicht unerwähnt lassen; zumal ich ihn selbst gesehen und berührt habe, als er bei Monbro, dem Kronjuwelier in der Rue de la Paix, ausgestellt war. Nicht im Schaufenster, bitte ich zu glauben (Monbro hat übrigens gar keinen Laden), sondern oben im ersten Stock, in einem eleganten Salon, wo man außerdem nur auf specielle Empfehlung und nach vorangegangener Anmeldung zugelassen wurde. Der Schmuck, ein Diadem und ein Collier, bestand ganz aus Smaragden und Brillanten, die letztern so groß und von so wundervollem Wasser, wie vielleicht nur Frau v. Rothschild ähnliche hat, welche die schönsten Diamanten der Welt besitzen soll, was wir ohne notarielle Bestätigung gern glauben. In der Mitte des Diadems prangte der berühmte Saphir, ein Erbstück der Familie Mouchy, fast einen Quadratzoll groß und von dem herrlichsten Beilichenblau. Dieser Monbro'sche Schmuck soll gegen dreimalhunderttausend Franken gekostet haben; dazu das vielbesprochene und vielbewunderte Perlenhalsband des Kaisers, im Werth von einer halben Million; ferner die Diamanten der Mutter des Herzogs; kurz, im Ganzen für anderthalb Millionen Juwelen. Viel Geld für todte Steine, so prächtig, so sinn- und augenverblendend sie auch immerhin sein mögen. Die Tagesblätter schilderten

alles, bis auf die letzten Armbänder und Ohrringe, mit umständlicher Breite, fast wie das Inventar eines Goldschmiedladens im Palais Royal. Sie erzählten uns ferner von dem verfehlten nächtlichen Einbruch im Hôtel Murat, wo ein fortgeschickter Stallknecht mit einem andern Taugenichts sich eingeschlichen hatte, um den Brautschmuck zu stehlen. Die dummen Teufel fanden aber das Nest leer (bei den Murats ist ohnehin nicht viel zu finden, wodurch sich auch die kaiserliche Mitgift von zwei Millionen erklärt) und wurden einfach von der Polizei beim Fragen genommen. Die junge Herzogin soll sich jetzt für die Freisprechung der beiden Burschen verwendet haben, — ein Zug, der, wenn er auch ohne Erfolg bleibt, doch immer ihrem Herzen zur Ehre gereicht. Der Herzog hat seinerseits am Hochzeitstage dreitausend Franken für die Pariser Stadtarmen auf die Präfectur geschickt, was ebenfalls die Zeitungen laut verkündeten, und ungeschickt genug, am Schluß desselben Artikels, der über die anderthalb Millionen Diamanten berichtete. Dadurch wurde der Unterschied der beiden Summen nur noch auffallender, und unwillkürlich drängte sich uns die Bemerkung auf, daß die fürstliche Heirath, wenn oben eine Null weniger und unten eine Null mehr gewesen, entschieden nobler ausgefallen wäre. Die Diamanten werden wir zum ersten Mal bei der großen Neujahrs-Cour paradiren sehen, zu welcher das herzogliche Paar wieder nach Paris zurückkehren wird; das Schleppekleid der Herzogin (le manteau de cour) ist bereits bei Gagelin bestellt: himmelblauer Sammt mit silbernen Bienen, also

gut napoleonisch.*) Der Herzog muß sich bis auf weiteres (man spricht nämlich schon von einem Gesandtschaftsposten für ihn) mit der einfachen, wenn auch eleganten Uniform eines kaiserlichen Kammerherrn begnügen. Ein Mouchy, Kammerherr eines Napoleon! Sie können es im Faubourg Saint-Germain noch immer nicht glauben. Tempora mutantur

Fernande.

Kürzlich wurde eine Enkelin des Grafen Montalivet, frühern Generalintendanten der Civilliste Ludwig-Philippe's, hier in Paris in der Marienkirche getraut, und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit folgende seltzame Geschichte:

Vor mehr als zwanzig Jahren veröffentlichte Alexander Dumas im Feuilleton der „Presse“ unter dem Titel „Fernande“ einen Roman, der namentlich in der Pariser Damenwelt großen Anklang und allgemeine Sympathieen fand. Die Hauptheldin war ein junges Mädchen in der

*) Wichtige Notiz für Damen! Die Schleppteiler werden wieder um einen halben Meter länger getragen, so daß die Schleppe jetzt gut drittelhalb Ellen lang ist. Man merkt sich die Länge leicht, vorzüglich, wenn man einmal das entsetzliche, durch keine Neue wieder gut zu machende Unglück gehabt hat, auf eine solche Schleppe zu treten. Das reizendste Antlitz wird dadurch in ein Medusenhaupt verwandelt. Es klingt schrecklich; aber es ist nur zu wahr!

Blüthe der Jahre, schön, liebenswürdig und reich, aber durch ein unheilbares Brustleiden dem unerbittlichen Tode verfallen. Die tiefe Trauer der Eltern, die Verzweiflung des Verlobten, die vergeblichen Bemühungen der bedeutendsten Aerzte, — Alles war von Meisterhand geschildert, auch die Symptome der Krankheit selbst in allen ihren Phasen waren nicht vergessen; kurz eine Geschichte, ergreifend, fesselnd und rührend, wie sie eben Dumas zu schreiben versteht. Mit jedem neuen Feuilleton fürchteten die Leser, — ach! und mehr noch die Leserinnen — den Tod ihres Lieblings zu erfahren, und wenn sie glücklich bis zu Ende gelesen, ohne daß Fernande gestorben, so sagten sie traurig: wer weiß, vielleicht ist morgen oder übermorgen der letzte Tag!

Aber an einem jener Tage ließ sich ein Herr bei Dumas melden, eine hohe Respectsperson bei Hofe und vielvermögend, denn er war ein persönlicher Freund des Königs: der Graf Montalivet. „Cher Monsieur Dumas,“ begann der Graf ohne alle Präliminarien, „ist Ihr Roman Fernande bereits vollendet, und wenn dies der Fall ist, was ist das endliche Loos der Heldin?“

„Eine seltsame Frage,“ erwiderte Dumas, der übrigens den Grafen recht gut kannte; „der Roman ist fertig, und die arme Fernande stirbt einen sehr rührenden Tod. Aber darf ich meinerseits fragen, Herr Graf, weshalb Sie sich so sehr für das Schicksal meiner Heldin interessiren?“

Der Graf wurde ernst und antwortete, indem er seine Thränen nur mit Mühe unterdrückte: „Meine

einzigste Tochter leidet an derselben Krankheit wie Ihre Heldin; sie heißt sogar zufällig Fernande, wie sie, und hat leider Ihren Roman gelesen. Sie verfolgt mit Angst jedes neue Feuilleton, und hat sich so in die traurige Geschichte hineingelebt, daß sie fest überzeugt ist, in ähnlicher Weise zu enden, wie ihre unglückliche Namensschwester. Die Aerzte fürchten das Schlimmste; aber sie sind zugleich der Ansicht, daß eine günstige Wendung in der Krankheit Ihrer Fernande auch die meinige retten kann.“

„Wenn dem so ist,“ entgegnete Dumas lächelnd und gerührt, „so zählen Sie auf mich, Herr Graf; Ihre Fernande wird nicht sterben, so weit dies von der meinigen abhängt.“

Und schon am nächsten Morgen brachte das Feuilleton eine fast wunderbare Wendung in der Krankheitsgeschichte der Heldin, die am Schluß, dem Leben und der Gesundheit wiedergegeben, als glückliche Braut von uns scheidet. Diese letzten Capitel sollen dabei die schönsten des ganzen Romans sein. Und, o Wunder! auch die Tochter des Grafen besserte sich zusehends; eine Badereise und ein Winteraufenthalt in Neapel thaten das Weitere, und zwei Jahre später vermählte sich die wirkliche, nun ganz genesene Fernande mit dem Obersten von L., der kürzlich zum Divisionsgeneral befördert wurde. Ihr Sohn ist Bouavencapitain und hat bei der Einnahme von Puebla das Ehrenkreuz erhalten; und ihre Tochter, welche die Mutter, die übrigens wohl nie etwas von dem Besuch ihres Vaters bei Dumas erfahren, gleichfalls

Fernande genannt, war eben die Braut, die in der Marienkirche getraut wurde. Die Versammlung war zahlreich und glänzend; außer den Geladenen hatte sich auch, wie stets in Paris, eine große Menge Neugieriger eingefunden, vollends dies Mal, weil die eigenthümlichen Nebenumstände, die bereits bekannt geworden waren, der heiligen Handlung einen besondern Reiz verliehen. Unter den Trauzeugen standen in erster Reihe Guizot und Lamartine, als Freunde und Gesinnungsgenossen des Großvaters, und neben diesem Alexander Dumas, der dort gewiß an seinem Plage war. „Le bon Dieu y était pour beaucoup,“ sagte er in Bezug auf die glückliche Genesung der Mutter der Braut, „mais j’y étais bien pour quelque chose aussi“; und als ihn der alte Graf nach der Trauung scherzhaft an sein Feuilleton vor zwanzig Jahren erinnerte, rief der Dichter mit komischem Pathos: „Meine Fernande hat fünf Auflagen erlebt, so viel Kinder wünsche ich der Ihrigen!“

Térésa, die Alcazar-Diva.

Die beiden Directoren, sowohl der italienischen wie der großen Oper, dachten vermuthlich nicht, als sie die Saison mit ihren Koryphäen eröffneten: jener mit der Patti, dieser mit der Geymard und beide außerdem mit noch andern Sternen erster Größe, daß ihnen in einer gewöhnlichen Café-Concert-Sängerin eine gefährliche Rivalin entstehen würde. — Ein außerordentliches Talent? fragt

neugierig der Leser, der vielleicht beide Namen — Alcazar und Térésa — zum ersten Male hört; eine zweite Catalani, Malibran, Sontag oder Jenny Lind? Oder ein wunderbar begabtes Naturkind und für den Gesang das, was einst die Rachel für das Drama? Grand Dieu! nichts von alle dem! Die Sängerin Térésa, die kaum den Namen einer Sängerin verdient, hat weder Talent noch Stimme, ist weder schön noch gebildet, und machte und macht dennoch allabendlich ein zum Erdrücken und Ersticken volles Haus, bei dreifach erhöhten Eintrittspreisen, trotz Pfeifen- und Cigarrenqualm, und Bier und Punsch; beides, Tabak wie Getränk noch dazu von der letzten Sorte. Und die Lösung dieses Räthsels? Sie ist einfach, ja für den, der Paris und die Pariser kennt, ist es gar kein Räthsel. Große Sängerinnen hat man längst gehabt, und eine Primadonna, wie die obengenannte, ist im Grunde nichts Seltenes. Lassen wir daher einmal eine Sängerin auftreten, die eben keine ist, die dabei auch nicht schön, sondern häßlich, nicht grazios, sondern plump ist, die statt des feinen Spieles schlechte Manieren hat, und legen wir ihr schließlich statt zarter Verse unsaubere, zweideutige Bänkelsängerlieder in den Mund . . . wer weiß, wer weiß, wir könnten vielleicht reüssiren. Weiter nichts? entgegnet man uns. Dergleichen Subjecte gibt es auch anderswo, und in den Kneipen und Tanzlocalen letzter Classe kann man solch' kümmerliche Waare in allen Städten antreffen und braucht deshalb nicht nach Paris zu gehen. Das wohl, aber das findet man in keiner

andern Stadt der Welt, daß eine solche „Künstlerin“ Mode wird und Epoche macht, und daß man ihren Namen mit Popularität wie mit einem Nimbus umgibt.

Der pauvre Alcazar konnte sich zuerst gar nicht in die hohe Ehre finden, ein so vornehmes Publicum in seinen schlecht bemalten Räumen zu sehen. Aber er stellte doch schnell einen Diener in Schwarz mit silberner Halskette am Eingang auf, um die Herrschaften in die obere Galerie zu weisen, wo man die schmutzigen Logen, die früher Gott weiß zu welchen intimen Szenen gedient, gebürstet und gefegt hatte, um wenigstens den profanen Staub der plebejischen Besucher zu entfernen. Im großen Saale unten kneipten, rauchten und schwagten die Arbeiter und die kleinen Bürgerleute mit Frau und Kind nach wie vor, und schauten stolz zu den Logen hinauf, wo manche Marquisin oder Herzogin saß, aber doch Anstandshalber ihren Schleier nicht gelüftet hatte. Vielleicht auch, daß sie sich während des Gefanges den Schleier über die Ohren zogen, um die platten Couplets nicht zu hören. Aber sie waren doch da gewesen und konnten am nächsten Abend auf der großen Gesandtschafts-Soirée, oder sonst in einem fürstlichen Cirkel, sich lächelnd hinter ihren goldenen Fächer von Alexandre verstecken und ein Wort in's Gespräch werfen, wenn, wie vorauszusehen, die Rede auf die berühmte Térésa kam. O, diese Welt!

Schon Petron erzählt uns, wie zur Zeit der Detadenz die vornehmen Römerinnen heimlich und verkleidet in zweideutige Häuser gingen, um den Orgien der Frei-

gelassenen zuzuschauen. Sollen doch sogar die Herren und Damen den Kaiser gebeten haben, die Térésa nach Compiègne kommen zu lassen, und wer weiß, was geschehen wäre, denn Se. Majestät ist überaus liberal gegen seine Gäste und gewährt ihnen, wie Girardin kürzlich sagte, alle die Freiheiten, die er dem französischen Volke entzieht. Aber die Kaiserin legte mit ihrem gewöhnlichen Tact ein energisches Veto ein. Dürfen wir uns nach solchen Vorgängen über die hochrothgefärbten Haare der Loretten und über ihre blau oder grün angemalten Schooßhunde, beides ebenfalls Errungenschaften der demi-monde aus den verflossenen Jahren, wundern? Auch in dieser Beziehung können wir einen römischen Schriftsteller citiren, Juvenal, der von einem Decret berichtet, welches allen feilen und leichtfertigen Weibern Roms befahl, ihre Haare roth zu färben. Von den Hunden sagt Juvenal nichts; aber etwas müssen wir Modernen doch auch vor den Alten voraushaben.

Das Repertorium der Térésa wird man mir wohl in seinen Détails erlassen. Ein Sappeur, der in eine Köchin verliebt ist; ein Tambour-Major, der von seiner kleinen Maitresse geprügelt wird; ein Droschkenkutscher, der ein verliebtes Paar in die Rue de Paradis fahren soll, aber den Weg verfehlt und in der Rue d'Enfer ankommt — das sind die Bravour-Arien der Diva des Macazars, die für jede Rolle eine besondere Stimme hat, die Weiber zumeist durch die Fistel singt und für die Männerpartieen einen nie dagewesenen Alt entwickelt. Die Gesten und Stellungen entsprechen natürlich dem

Gefange, und der unvermeidliche Cancan, in höchster Rigolboche-Vollendung, bildet jedesmal den Schluß.

Lord Seymour.

Wenn die großen und reichen Familien Paris verlassen, so bleibt in der Regel ein Theil der Dienerschaft zurück, jedenfalls aber der Portier mit Frau und Kind, der ein integrierender Theil eines jeden pariser Privat-hôtels ist. Diese Leute haben alsdann bequeme, gute Lage, und oft gilt von ihnen das Sprichwort von den tanzenden Mäusen, wenn die Kage nicht zu Hause ist. Keiner hatte es nun wohl in dieser Hinsicht besser und glücklicher getroffen, als der Portier des verstorbenen bekannten Lord Seymour, der ein prächtiges Hôtel auf dem Boulevard des Italiens bewohnte, das heißt richtiger nicht bewohnte, denn der edle Lord war fast beständig auf Reisen. Bei dem bloßen Namen Lord Seymour kommt uns übrigens sofort ein ganzer Schwall lustiger und abenteuerlicher Geschichten, denn er ist jahrelang die *figura comica* von ganz Paris gewesen.

Er war wie gesagt viel auf Reisen, freilich auch wiederum oft in Paris, aber stets nur auf kurze Zeit. Sein großes, palastähnliches Hôtel war fast immer hermetisch verschlossen, selbst wenn er es bewohnte, denn der Lord scheute seiner schwachen Augen wegen das Tageslicht; das Kerzenlicht konnte er besser vertragen und deshalb waren oft in den hohen Sälen am hellen

Mittage alle Kronleuchter angezündet. Manchmal gab er um fünf Uhr Morgens große Diners, und an Genossen für seine Excentricitäten fehlte es ihm natürlich nicht in einer Stadt wie Paris und bei einem Vermögen, das man auf vier Millionen Thaler Renten schätzte. Der Lord hatte seit Jahren einen Portier, halb Engländer halb Franzose, der mit seiner Familie im untern Stockwerk des Hôtels wohnte. Monsieur Charles war zugleich eine Art Intendant, Verwalter, Rechnungsführer, kurz das Factotum seines Herrn, der ihm in Allem ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Der Lord reiste hin und her durch Europa, kehrte zurück, reiste wieder ab, und kam und ging, und Monsieur Charles sorgte für alles. Einmal kam der Lord direct aus Edinburgh, bloß weil er seine Cigarrentasche in Paris vergessen hatte. Er blieb auch ruhig im Reisewagen sitzen, Monsieur Charles trat an den Kutschenschlag, vernahm den Befehl seines Herrn, holte schnell das Gewünschte und der Lord reiste sofort wieder nach Schottland zurück.

War aber unser Portier allein im Hôtel, so spielte er völlig den Herrn, und seine Frau, eine verschlagene Pariserin, machte gern die große Dame. Man empfing gute Freunde, gab kleine Feten, und Küche und Keller Sr. Excellenz mußten daran glauben.

Die Sommerzeit bis Ende October brachte der Lord beständig außerhalb Paris zu und der Septembermonat war für Monsieur Charles der bequemste und angenehmste, denn er war sicher, alsdann nicht durch die plötzliche Ankunft seines Herrn in seinem dolce far niente gestört

zu werden. Einmal sollte er aber doch auf schlimme Weise das Gegentheil erproben.

Der Geburtstag der Madame Charles fiel gerade in den September und ihr würdiger Gemahl hatte dazu ein besonderes Fest bereitet. Man hatte ungenirt im Speisesaal decken lassen, das Tafelservice und das Silberzeug hervorgeholt, ein ausgesuchtes Diner bei Chevet bestellt und einige Herren und Damen, intime Familienfreunde, eingeladen. Kerzen und Lampen waren bereits angezündet und man schickte sich gerade an, in den Speisesaal zu gehen, als . . . es ist nicht möglich! aber es war doch so . . . als plötzlich mit lautem Lärm unten ein Reisewagen vorfährt und zugleich die große Hausglocke in mächtige Schwingung versetzt wird. Der Lord war auf einmal aus Nizza, wo er bis zum November bleiben wollte, zurückgekehrt. Der Schrecken der Gäste läßt sich denken, nur Monsieur Charles verlor weder den Muth noch die Geistesgegenwart. „Er hat vielleicht nur etwas vergessen“, sagte er lächelnd, drängte die Herren und Damen schnell in ein dunkles Cabinet und öffnete das Hofthor. Statt eines Reisewagens hielten deren zwei vor dem Hôtel. Der Lord hatte mit vier, fünf andern Herren eine Champagnerwette gemacht und verloren und die Freunde eingeladen, den Champagner bei ihm zu trinken. Weiter nichts. — „So hat mich doch meine Ahnung nicht betrogen“, ruft Monsieur Charles, „ich erwarte Ew. Excellenz seit gestern, es ist alles bereit“. Der Lord sieht seinen Intendanten groß an, und steigt halb lachend, halb fluchend die Treppe

hinauf, von seinen Gästen (nicht von denen des Monsieur Charles) gefolgt. Er findet alles erleuchtet, im Speisesaal den Tisch gedeckt, seine Gerichte dampfen auf der wohlbesetzten Tafel, man braucht nur Platz zu nehmen. Zwei Couverts sind zu viel, aber besser zwei zu viel als zu wenig, und der Lord ist außer sich vor Stolz und Freude über seinen Haushofmeister. „Du verdienst wahrhaftig mit uns zu speisen“, ruft er ihm zu. „Excellenz sind zu gütig“, entgegnet der schlaue Fuchs, „wie dürfte ich es wagen, mich an die Tafel meines gnädigen Herrn zu setzen. Ich that ja nur meine Schuldigkeit; wie gesagt, meine Ahnung“. — Im neben anstoßenden Rauchzimmer brannte sogar ein mildes Kaminfeuer, das silberne Kaffeeservice stand auf dem Tisch und die Havannacigarren daneben. — „Mein Karl ist ein Tausendkünstler“, rief der Lord und zog seine prächtige Uhr heraus, ein wahres Cabinetstück, und schenkte sie dem Intendanten. — Das ist die Geschichte von Lord Seymour und seinem Portier.

Monsieur Charles hat seinen Herrn überlebt. Der Lord vermachte ihm in seinem Testament eine anständige Jahresrente, auch hatte er außerdem während seiner zwanzigjährigen Dienstzeit redlich (!) gespart und zurückgelegt, so daß er jetzt als vermögender Rentier in Paris wohnt. Er trägt sogar ein buntes Band im Knopfloch, Gott weiß, wie er dazu gekommen ist.

Der artesische Brunnen in Passy.

So ist denn endlich, endlich! das große Problem gelöst, das vielfach bezweifelt und bekämpft wurde, und dessen Durchführung mehrere Jahre gedauert hat: das rechte Seine-Ufer hat jetzt in Passy, wie das linke in Grenelle, seinen artesischen Brunnen, das heißt, sein freies, unabhängiges Wasser, das Gottlob mit dem dicht vorbeischießenden Seine-Ströme gar nichts zu thun hat und in gar keiner Verbindung mit ihm steht. Gottlob! denn das Seinewasser ist bekanntlich gerade in dieser Gegend von Paris, am westlichen Ende der Hauptstadt, so schlecht und ungenießbar, daß das eigentliche Trinkwasser täglich mit großen Kosten nach Passy und Auteuil geschafft werden mußte.

Der Ingenieur Kindt, unser Landsmann, hat das nicht geringe Verdienst, die ungeheuern Arbeiten zu einem glücklichen Ende geführt zu haben, denn vor etwa zwei Jahren, als die Bohrer in einer Tiefe von bereits neunhundert Fuß auf eine feste Granitmasse stießen und wochenlang trotz der unerhörtesten Anstrengungen nur einige Centimeter vorrückten, da verließ Alle der Muth, und der Stadtrath verlor die Lust, so große Summen ohne Resultat auszugeben; man stellte daher die Arbeiten bis auf Weiteres ein und gewöhnte sich im Publicum bereits daran, den artesischen Brunnen in Passy als eine mißglückte Speculation zu betrachten. „C'est de l'argent jeté dans un puits“, sagte man in der bekannten leichtfertigen Manier, schon um eine

Art Wortspiel aus jener Redensart zu machen, denn der Leser muß wissen, daß das Geld, das man in Deutschland „zum Fenster“ hinauswirft, in Frankreich in den „Brunnen“ geworfen wird. Aber Herr Kindt ließ sich durch alle Hindernisse nicht abschrecken; er setzte, wenn auch natürlich in verkleinertem Maßstabe, da er auf seine eigenen Kosten arbeiten ließ, die Bohrversuche fort, gelangte auch glücklich durch die Granitschicht, machte darauf seinen Rapport direct an den Kaiser, der auch sofort befahl, die Arbeiten in ihrem ganzen frühern Umfange wieder aufzunehmen. Bei achtzehnhundert Fuß Tiefe wurde endlich der unterirdische Wasserspiegel erreicht . . . Kindt, ein zweiter Columbus an Hoffnung und Ausdauer, konnte mithin ausrufen, nicht wie Jener, „Land“, sondern „Wasser“! . . . und der Moment, wo der lang ersehnte Strahl hervor quoll und noch dazu mit einer Fülle und Stärke, daß man eine Ueberschwemmung befürchtete, belohnte ihn reichlich für die gebrachten Opfer und für so manche erlittene Demüthigung, die dem „Projectenmacher“ im Laufe der Jahre zu Theil geworden.

Nun änderte sich natürlich die vox populi, diese launenhafteste aller Wetterfahnen, sofort, und der Ingenieur Kindt wurde ein großer Mann, ein Genie und alle Zeitungen waren seines Lobes und seines Ruhmes voll. Der Kaiser begab sich in Person nach Passy und trank ein Glas Wasser auf die Gesundheit Kindt's und seiner Arbeiter, und seitdem pilgert ganz Paris hinaus, um das Wunderwerk zu sehen. Interessant ist dabei der

Umstand, daß der Brunnen in Grenelle, sobald der in Bassy zu laufen begann, weniger Wasser gab, ja am zweiten Tage fast zu versiegen drohte, was den Bewohnern des linken Ufers große Unruhe machte; glücklicherweise war die Befürchtung ungegründet, denn nach einigen Tagen kam Alles wieder in's alte Geleise und jetzt geben beide Brunnen gegen anderthalb Millionen Liter Wasser täglich und werden gar bald das Dreifache geben.*)

Der König von Preußen in Compiègne.

Es ist dies eine sehr interessante Erinnerung für mich, freilich schon vom Jahr 62, und gar Vieles (gar Vieles!) hat sich seitdem geändert; aber es ist ein Blättchen aus meinen Memoiren (pardon für das stolzklingende Wort) und deshalb möchte ich es dem Leser nicht vorenthalten.

Welch' ein Glück, wenn man gute Bekanntschaften hat! Sie können Einem zu Allem verhelfen und man ist stets wohl geborgen. So der alte François aus

*) Man kann sich diese Wassermasse in Litern nur schwer und unklar vorstellen, eben so wenig nach Cubikmetern oder gar Cubikfuß. Weit leichter verständlich ist folgendes Bild: Das zu Tage tretende Wasser füllt zuerst ein weites, über sechszehn Fuß tiefes Bassin, auf welchem man bequem in großen und kleinen Booten spazieren fahren kann und fließt alsdann als wirklicher Fluß ab: eine Seine en miniature.

Fontainebleau, den ich zufällig im reservirten Theile des Tuileriengartens wieder sah, der jedesmal dem Publicum offen steht, wenn die Majestäten nicht in Paris sind. Der Sohn des alten François ist Unterbibliothekar auf der Schloßbibliothek in Fontainebleau, eine Sinecur, die jährlich nur zwei, dreimal unterbrochen wird, wenn nämlich der Kaiser irgend ein Buch verlangt, das der Oberbibliothekar, der natürlich noch weniger zu thun hat, nicht zu finden weiß . . . und der alte François selbst ist eine Art Schloßvogt, Castellan, oder wie man sonst will, einer von den hundert Angestellten, wie man sie überall in den kaiserlichen Schlössern findet, und die ungefähr eben so schwere Arbeit haben wie die Bibliothekare. Aber dabei ist er ein interessanter Mann, der viel gesehen und mitgemacht, und z. B. als Knabe auf der großen Schloßtreppe gestanden und dem berühmten Abschied des ersten Kaisers von seinen Garden in Fontainebleau zugeschaut hat.

Der Alte kam mir äußerst gelegen, denn er wollte gerade nach Compiègne fahren, wohin er auf acht Tage beordert war, und bot mir an, ihn zu begleiten. Eine bessere Gelegenheit war unmöglich, denn das Publicum wird erst nach der Abreise des Hofes wieder zum Besuche des Schloßes zugelassen; man konnte also nur wie ein Schmuggler und auf Schleichwegen hinein gelangen. Ueberdies war es der 9. October, also nur ein Tag nach der Abreise des Königs; ich war daher gewiß, noch die Räume in ihrer ganzen Frische zu sehen.

Und so war es auch; nur daß mir der Eintritt

diesmal noch mehr erschwert wurde, als bei ähnlichen Gelegenheiten; denn es war nicht mein erster Schleichweg der Art. Der alte François bedurfte seiner ganzen Autorität, um mich durch das große Hauptthor hinein zu schmuggeln, und selbst in den innern Schloßhöfen mußte ich noch manchem betrefften Frager Rede und Antwort stehen. Ja, wer weiß, was geschehen wäre und ob ich nicht doch vielleicht mit langer Nase hätte abziehen müssen, wenn nicht zufällig der gesammte Hof auf der Jagd gewesen, so daß das Schloß auf einige Stunden leer stand und wie ausgestorben ausah. So ging ich denn fest die breite escalier d'honneur hinauf, eine prächtige Doppel-Treppe ganz aus weißem Marmor, auf der sich der roth-geflamunte Teppich wunderschön ausnahm. Im großen Empfangssaale war noch Alles wie an jenem Abende, wo ihn der König von Preußen mit der Kaiserin am Arme zuerst betreten. In den hohen kostbaren Vasen die seltensten ausländischen Blumen, die man aus den botanischen Gärten von Marseille, Lyon und Paris mit großen Kosten und noch größern Umständen hatte kommen lassen; die Vasen selbst, manche mit ihrem Untersaße aus Goldbronze gegen zehn Fuß hoch, und die Gemälde auf einigen im Werthe von über zwanzigtausend Franken, kurz, das Reichste und Schönste, was Sevres je geliefert; die Gobelines ferner an den Wänden, lebhafter und ausdrucksvoller als die Rubens'schen Gemälde im Louvre, und die Hinterwand des Saales in ihrer ganzen Höhe und in ihrer halben Breite ein einziger ungeheurer Spiegel; rechts und links bis

hinauf an den goldenen Fries der Decke blühende Topfgewächse: Farbenglanz, Blumenduft, Reichthum, Eleganz — man meinte, alle Schlösser Frankreichs hätten ihr Schönstes und Kostbarstes hergesandt, diesen einen Saal auszuschnücken. Und nun denke man sich diesen Raum belebt von mehr als dreihundert Personen der höchsten Stände! Schimmernde Uniformen und blitzende Ordenssterne, Goldstickereien und Federhüte, und dann die Damentoiletten in Sammet und Spitzen, und die Hauptsache! die Juwelenpracht, vorzüglich die Diamanten, Alles im Feuer von mehr als zweitausend Kerzen — kurz, der Empfang des Königs muß wundervoll gewesen sein. Und ein Etwas kam hinzu, das diesen Empfang vor allen übrigen auszeichnete, die der Kaiser Napoleon schon andern gekrönten Häuptern bereitet hat. Das waren die feinen Aufmerksamkeiten und zarten Rücksichten für den königlichen Gast, die sich überall kund gaben, ohne die geringste Prätension und wie absichtslos, die aber den König selbst, der sie sofort verstand, erfreuten und rührten. So die Vorliebe des Königs für Blumen, für gewisse Musikstücke und Operntexte u. s. w. Die ganze Terrasse vor den königlichen Gemächern war in einen Blumenflor verwandelt, wie eben nur die kaiserlichen Treibhäuser einen solchen aufzuweisen haben; man hatte die Orangen- und Granatbäume im Freien gelassen, so daß man sich mitten im Sommer glaubte, und das herrlichste Wetter begünstigte die Täuschung. Auch in das Schlafzimmer wagten wir uns hinein: Alles in Blau, „la couleur de la Prusse“ sagten die

pariser Feuilletons pathetisch. Auch die Hofdamen sollen an jenen Tagen viel Blau in ihrer Toilette getragen haben, was sogar einzelne Oppositionsblätter auf eigenthümliche Weise commentirten, als wäre man in der Courtoisie zu weit gegangen. Eine große Uebertheit, sofort einige blaue Bänder und Kleider eine politische Rolle spielen zu lassen, aber echt französisch!

Der alte François ging noch mit mir in das Privat-Cabinet des Königs, ein allerliebstes Boudoir, ganz mit veilschenblauem Sammet ausgeschlagen; an den Wänden reizende Medaillons aus Sèvres, der Plafond aus farbigen Crystallplatten zusammengesetzt, der Kronleuchter aus getriebenem Silber. Auf dem prächtigen Bureau stand noch das silberne Schreibgeräth, und ein Paar gewöhnliche Federn lagen in der Achat-Muschel. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir eine dieser Federn anzueignen, zumal ihre mit Dinte geschwärzten Spitzen augenscheinlich bewiesen, daß man sich ihrer bedient hatte. Mein Führer lächelte, als ich heimlich und verstoßen eine jener Federn in die Brusttasche meines Rockes steckte, und ließ den unschuldigen Diebstahl ruhig geschehen.

Plötzlich hörten wir Trommelwirbel und Lärm im Schloßhofe; der Hof kehrte von der Jagd zurück; die Majestäten hielten bereits an der großen Treppe des südlichen Flügels; neben ihnen der kleine Prince Impérial in einem allerliebsten Jagdcostüm à la Louis quinze, grün mit goldenen Tressen und amaranthfarbigen Aufschlägen, auf der Brust einen Ordensstern, an der Seite

einen Hirschfänger; das zahlreiche Gefolge füllte mit Pferden und Wagen fast den ganzen Hofraum. Wir benutzten die allgemeine Bewegung, um unbemerkt über die Terrasse in den Garten und von da in's Freie zu kommen, was sehr leicht war, da sich Niemand um uns bekümmerte; der alte François wollte mich sogar an einer Jagdtafel speisen lassen, wozu eine einfache Empfehlung an einen der vielen Ordonnanz=Officiere genügt hätte, die beständig Freunde einladen dürfen; aber ich dankte für die übergroße Ehre. Ich zog einen Spaziergang nach Pierrefonds vor, jener berühmten Ruine mitten im Walde, wo man Tags zuvor dem Könige von Preußen ein ländliches Bankett gegeben, das bis gegen Abend dauerte, und wozu man die Ruinen und die umliegenden Felspartieen erleuchtet hatte. Das Musikcorps der Guiden war dabei in einer nahen Schlucht versteckt und empfing den König mit einigen seiner Lieblings=Arten, eine Aufmerksamkeit, die Se. Majestät sehr hoch aufnahm.

Jagdgeschichten.

Sobald alljährlich im Seine-Departement die Jagd eröffnet ist (gewöhnlich in den ersten Tagen des Septembers), so kommt Bewegung und Leben unter die Pariser. Man sollte es kaum denken, aber es ist so: für viele tausend Einwohner der Weltstadt ist die Jagd Zerstreuung, Erholung und Passion, und in keinem Lande der

Welt gibt es wohl so viele Sonntagsjäger, als hier in Paris. Der ehrsame, friedliche Bürger und Familienvater aus der Rue Saint-Denis oder der Rue Saint-Martin ist auf einmal wie umgewandelt, wenn die Jagdzeit herannah; er rüstet sich wie zu einem Feldzuge und zieht davon, wie wenn es eine Expedition in ein fremdes, entlegenes Land gälte.

Schon hinter Montmartre beginnen die Jagdreviere, freilich einfache Stoppelfelder und Wiesen und auch nur von Kaninchen und Rebhühnern besucht, die zudem gar schnell weggeschossen werden, aber das macht nichts; es ist doch eine Abwechslung mit dem ewig gleichen Bois de Boulogne, den elyseischen Feldern und den Boulevards, und wenn der Pariser nur Abwechslung hat, so ist er schon zufrieden.

Der „Charivari“ ist freilich ein schadenfroher und schlimmer Patron, und wie er sich über Alles lustig macht, so bringt er auch alljährlich zur Jagdzeit die abenteuerlichsten und albernsten Geschichten zu Markte, noch dazu mit den nöthigen Illustrationen, die meistens Carricaturen bekannter Persönlichkeiten sind. Bald hat ein allzu hitziger Jäger eine Scheune in Brand geschossen, wird vom Feldhüter arretirt und muß hundert Franken Schadenersatz zahlen: bald hat ein anderer nicht minder eifriger Hubertusjünger die Hühner eines Meierhofes für Rebhühner gehalten und kalt gemacht, und Monsieur Prudhomme, die stereotype figura comica des pariser Volkes, hat sogar kürzlich ein gewöhnliches Schwein mit seinem tödtlichen Blei erlegt, in der Meinung, es sei

ein milder Eber. Doch das ist noch unschuldiger Scherz, den man dem „Charivari“ verzeiht, da sich derselbe ja die Aufgabe gestellt hat, alle Morgen die Pariser fünf Minuten lang zu amüsiren und zum Lachen zu bringen. Weit schlimmer und wahrhaft attisch gesalzen ist dagegen die Anzeige eines bekannten Wildprethändlers, die in allen Zeitungen zu lesen ist und folgendermaßen lautet, man weiß wirklich nicht, ob im Spaß oder im Ernst:

„Allen unglücklichen Jägern, die nichts geschossen haben und die dennoch nicht mit leeren Händen nach Hause kommen wollen, um sich nicht dem Gezänk ihrer Frau und dem Spotte ihrer Freunde auszusetzen, empfiehlt der Unterzeichnete sein reichhaltiges Lager von Wildpret aller Art zu den billigsten Preisen. Derselbe hat ferner in seinem Garten angebundenes lebendiges Wild in großer Auswahl, im Fall der Jäger es nämlich vorziehen sollte, das gewünschte Thier selbst zu schießen. Die äußerste Discretion wird natürlich zugesichert.“

Also eine Jagdgelegenheit günstig wie keine! Der Zulauf soll auch gleich in den ersten Tagen so groß gewesen sein, daß der erwähnte Wildprethändler zwei neue Niederlagen eröffnete, eine an der Bastille und die andere an der Madeleine, und trotzdem hat er nicht allen Anforderungen entsprechen können.

Dank diesen neuen Etablissements, passiren die lustigsten Geschichten, unter andern diese: Wie dort für den heimkehrenden Jäger Wildpret zu verkaufen ist, so kann sich der abreisende mit dem nöthigen Proviand versehen. Zwei Freunde treffen zusammen, der Eine, der

unglücklich gewesen und nichts geschossen, kauft einen Hasen und vier Rebhühner, der Andere, der zu einer Jagdgesellschaft gehört, einen Hummer und eine Pastete. Sie verwechseln darauf aus Versehen ihre Jagdtaschen und die spätere Entdeckung des Irrthums ist gegenseitig sehr spaßhaft: dieser, der auf die Jagd geht und anstatt seines Frühstücks bereits die Jagdtasche voll Wild hat, und vollends jener, der triumphirend vor seiner Familie die erlegte Beute zeigen will und Hummer und Pastete hervorzieht. Und so nehmen die guten und schlechten Wize kein Ende, aber die Gewehrfabrikanten stehen sich gut dabei und die großen Kleidermagazine nicht minder, denn jeder Jäger muß vor Allem ein *habille-ment complet de chasse* haben, um mit Ehren zu bestehen.

Stolz und geringschätzend sieht allerdings der vornehme Pariser auf diese kleinen Jagdhelden herab; für ihn beginnt das edle Waidwerk erst im nächsten Monate, wenn der kaiserliche Hof dazu in Fontainebleau oder in Compiègne die Losung gegeben. Im mittleren Frankreich, namentlich in der Touraine, wo noch die großen wildreichen Wälder zu finden sind, in denen bereits Ludwig XIV. gejagt hat, wird es alsdann auf den dortigen Schlössern lebendig und bis in den November hinein dauern die Treib- und Hez-Jagden, denn es gehört zum guten Tone, so lange wie möglich auf dem Lande zu bleiben, da man ja ohnehin den Sommer auf Reisen oder in Bädern zugebracht hat und man doch

auf seinem Schlosse oder Landgute wenigstens einen Monat im Jahre wohnen will.

Sankt Petersfest auf Montmartre.

Es ist dies eines der glänzendsten Volksfeste von Paris und dauert im Ganzen vierzehn Tage, aber die beiden Sonntage sind natürlich am bedeutendsten. Der letzte Sonntag gleicht wirklich einem kleinen Longchamp und ist äußerst amüſant und ſehenswerth. Rings um den hohen Berg ein Flaggen- und Fahnen- und Flammenmeer, und Muſik an allen Enden; nur die ernſte, dunkle Kirche auf der weſtlichen Seite bildet mit ihren drei, vier traditionellen Windmühlen einen eigenthümlichen Contrast.

Ich möchte den Leſer einen kurzen Augenblick hinaufführen auf das platte Kirchendach und auf denſelben Platz, wo einſt Blücher geſtanden, als er ſich mit eigenen Augen überzeugen wollte, von welcher Wirkung das ſchwere Geſchütz von hier aus auf die unten liegende Stadt ſein würde, im Falle es zu einer Beſchießung käme, wozu ein paar Stunden lang alle Ausſicht war. Blücher hatte nämlich von Saint-Denis aus mit ſeinen Preußen den Montmartre ſchon am Morgen geſtürmt und genommen, und wartete nun auf weitere Ordre von den verbündeten Monarchen, die erſt gegen Mittag ihren Einzug hielten und zwar von der Seite der elſeiſchen Felder. Da dieſer Einzug aber ein überaus

friedlicher, ja, gewisser Maßen ein Triumphzug war, so hatten die Feindseligkeiten ein Ende und die Beschießung unterblieb natürlich auch. In einem kleinen alten, aber massiven Hause, dicht neben der Kirche, zeigt man noch im Erdgeschoß das Zimmer, wo Blücher mit einigen Generälen und Adjutanten gefrühstückt hat; hier und da stecken in den Wänden mehrere Kanonen- und Flintenkugeln, die dort augenscheinlich eingemauert sind, da gerade dieser Theil des Hauses ganz durch die Kirche gedeckt ist, woran wohl die guten Leute nicht gedacht haben, als sie diese historische Merkwürdigkeit zurecht machten. Das Haus soll übrigens jetzt auch demolirt werden (denn was demolirt man nicht heutzutage in Paris!), da man die haufällige Kirche endlich, endlich restauriren will. Der arme Pfarrer! Jahre lang hat er umsonst petitionirt um einen Nothpfennig für sein verwaorlostes Gotteshaus; er konnte keine tausend Franken bekommen, weder von den Kirchenvorstehern, noch von seiner Commune, noch von dem Maire seines Arrondissements, oder gar von der Stadt Paris: es war kein Geld da. Kein Geld in Paris! Und die diesjährige Campagne für die Neubauten ist auf 175 Millionen Franken angeschlagen und die vorjährige hat gar zweihundert und zwanzig Millionen gekostet. Für Kirchenbauten freilich, selbst im Innern von Paris, ist von jenen ungeheuern Summen wenig oder nichts verwendet worden, auch lag damals Montmartre ja noch außerhalb der Stadt und hatte seine besondere Municipalität, die eben nichts hergeben konnte oder wollte. Aber seitdem die

Barrieren hinaus an die Festungswerke verlegt sind, gehört Montmartre eben so gut zur Weltstadt wie der Boulevard des Italiens und die Chaussee d'Antin, und der neue Maire zeigte sich ebenfalls sehr günstig gestimmt, so daß sich die gewünschten 20,000 Franken sofort fanden.

Auf der entgegengesetzten Seite des Berges erhebt sich aber seit einigen Jahren ein prächtiger schloßähnlicher Bau mit hohem Thurm, der Meilen weit sichtbar ist in der ringsum liegenden Landschaft — freilich keine Kirche, sondern ein Hôtel mit Tanzlocal und Kaffee-Wirthschaft: la tour de Solférino. Die Kosten dieses Etablissements haben gegen dreimalshunderttausend Franken betragen, aber das Geld war gleich da, und der Unternehmer, ein kluger Speculant, baute unbesorgt darauf los. Auch die Commune und die Stadt gaben jede eine nicht unbedeutende Summe dazu her; denn daß sich ein solches Unternehmen rentiren würde, lag auf der Hand.

Wohl ist auch dies wieder ein charakteristisches Zeichen der Zeit: dort die halbzerfallene, Einsturz drohende Kirche, und „kein Geld“ zur Wiederherstellung des Gotteshauses, und hier der hochgewölbte goldgemalte Tanzsaal, in den obern Etagen die schmucken Gesellschaftszimmer und auf dem stolzen Thurm fast allabendlich ein elektrisches Freudenfeuer, das man in Saint-Denis und sogar in Enghien und Montmorency wie eine Sonne herüber scheinen sieht! Aber so sehr ist in unserer materiellen Zeit, dem vielgepriesenen Dampf- und Maschinen-säculum, das Gefühl für höheres Seelenbedürfniß geschwunden, daß man als Bedant angesehen und belächelt

wird, wenn man auf diesen Contrast und Mangel hinweist, und daß vielleicht mehr als ein Leser ausrufen wird: Was soll das Alles? Wenn nun auch der Chronikschreiber anfängt zu philosophiren, anstatt uns Neuigkeiten aus Paris zu erzählen, so kündigen wir ihm den Kauf.

Pardon! Pardon! wir steigen ja schon den Solferinothurm hinauf und werfen von der obern Galerie einen Blick auf das unermessliche Paris, das unabsehbar zu unsern Füßen liegt. Im Westen wie ein Stück Meerespiegel das Glasdach des Industrie-Palastes und bis zum äußersten Horizont dichtgedrängte Häusermassen, dunstbedeckt und unkenntlich; nur die Kirchen ragen in Menge mit ihren vielgestaltigen Thürmen hervor, ein wohlthuendes, versöhnendes Bild, so daß es uns fast vorkommen will, als hätten wir eben zu scharf geurtheilt.

Und vollends am letzten Sonntage des Sanct-Petersfestes, wo die Gesellschaft hier oben eine weit gewähltere und anständigere war, als gewöhnlich, wo der Maire in Person (ein pariser Maire ist ein vornehmer Mann!) das Signal zum Feuerwerk gab, das eine Viertelstunde lang den ehrsamten Montmartre in einen feuerspeienden Berg verwandelte.

Auf dem großen freien Platze am Fuße des Berges entfaltete unterdessen die Illumination ihre Lichterreihen und Flammenlinien, und das Standbild des Apostelfürsten in der Mitte strahlte wie eine Sonne. Man war diese Aufmerksamkeit gewissermaßen dem Heiligen schuldig; denn irgend ein böswilliger Gesell hatte der Statue am Vorabende des Festes den großen Schlüssel

entwandt, den sie seit mehr als fünfzig Jahren, wo sie dort steht, in der Rechten hält . . . Große Bestürzung unter den gutgesinnten Einwohnern von Montmartre und albernes Geschwätz von Seiten der „Aufgeklärten“: man habe dem Petrus den Schlüssel genommen, weil er weder hier noch in Rom etwas auf- und zuzuschließen habe u. s. w. — Aber siehe da, am Morgen des ersten Festtages hielt der Heilige einen großen prächtigen goldenen Schlüssel in der Hand, der weithin blitzte und die Spötter zu Schanden machte.

Die Patti und die Victoria.

Viel hundert Anekdoten circuliren in Paris über beide Künstlerinnen; hier nur zwei zur Probe. Sie spielen freilich ein bißchen in die Chronique scandaleuse hinein; aber einem Pariser Chronisten, selbst dem ehrbarsten, muß es dann und wann gestattet sein, in dieses eigentlich verbotene Terrain ein klein wenig hinüberzuschweifen. Es ist auch zu keinem Clat gekommen, und das Ganze ist, wie gesagt, ein „on dit.“

Der jüngere Sohn des Marquis d'A., eines unserer ersten Financiers, soll sich nämlich sterblich in die Patti verliebt haben. Lieber Gott! so etwas ist im Grunde nicht unerlaubt und schon hundert Mal dagesewen. Aber der junge Marquis soll seinen Eltern erklärt haben: diese, oder keine. Auch das ist schon dagesewen. Der Vater (ebenfalls nichts Neues) antwortete

einfach, er wolle von solchen „Kindereien“ nichts wissen und rechnete weiter. Der alte Marquis ist nämlich ein großer Rechenmeister, was er von seinem Großvater geerbt haben soll, der unter dem Directorium als armer portugiesischer Handelsjude nach Paris gekommen ist, wo er „gute Geschäfte“ gemacht hat, so gute, daß das Haus A. jetzt mit circa fünfzig Millionen an der Börse notirt ist. Schon der Sohn des armen Emigranten, der Vater des jetzigen Marquis, war ein steinreicher, angesehener Mann, der geadelt wurde oder sich den Adel kaufte, und nach portugiesischer und spanischer Sitte seinen Familiennamen mit allen möglichen Titeln vergrößerte, die er nach seinen angekauften Gütern und Liegenschaften führen durfte. In der dritten Generation war vollständig der obscure Ursprung vergessen; die Marquise ist Hofdame der Kaiserin und der Marquis dinirt beim Kaiser in den Tuileries und beim Prinzen Napoleon im Palais Royal, die ja auch nicht mehr Ahnen aufzuweisen haben und doch große, mächtige Potentaten sind.

Uebrigens ist die Familie längst zum Katholicismus übergetreten und in ganz Paris wegen ihrer Liberalität sehr geachtet. An der Schwägerschaft mit der Patti, so hübsch sie auch ist und so herrlich sie auch singt, war ihr daher nicht viel gelegen, und der junge Marquis fand zu Hause für alle seine Beteuerungen und Ueberredungsversuche nur verschlossene Herzen und Ohren. Da wollte er es denn mit einem „coup de tête“ wagen, etwa einer Entführung, einer heimliche Trauung

und dergleichen, aber der Vater kam seinem Sohne zuvor und gab ihm Hausarrest, indem er ihn einfach auf seinem Zimmer einsperrte und den Schlüssel in die Tasche steckte. Die Patti erhielt darauf einen Ruf nach Wien, den sie auch annahm, und der kleine Roman ist auf diese Weise ganz still zu Ende gegangen, und das große Publicum ist um den pitanten Schluß gekommen. Wer weiß, vielleicht ist es auch nur der erste Theil des Romans, und der zweite Theil wird die eigentliche Lösung bringen. Die Künstlerin soll sich übrigens bei der ganzen Geschichte sehr verständig und tactvoll benommen haben, und in der hohen Pariser Gesellschaft ist sie dadurch nur um so gesuchter geworden. Sie konnte gar nicht alle Einladungen annehmen, und sang doch in keinem Privat-Concerte unter 2500 Franken den Abend. Keine Kleinigkeit! Aber man fand auch ihren Namen mit 4000 Franken auf der Subscriptionsliste der „Patrie“, zum Besten der armen Baumwollenspinner, und das ist wieder sehr hübsch, und wir dürfen es nicht verschweigen.

Der Leser sieht also, daß meine Chronique scandaleuse gar nicht so gefährlicher Natur ist, ja hier bei uns würde man die kleine Geschichte kaum des Lesens werth halten, weil ihr die eigentliche „pointe“ fehlt. Die Pariser sind einmal an starkes Gewürz gewöhnt. Das folgende Hiftörchen ist daher schon besser, aber es gehört doch noch in die Kategorie des Erlaubten.

Die kleine Victoria ist eine dramatische Patti, und seit Jahren das „enfant chéri“ des Publicums, dabei

eine durchaus respectable Künstlerin, kürzlich mit dem gleich bedeutenden Schauspieler Lafontaine verheirathet und lebenslängliches Mitglied des théâtre français. All dies hat aber einen alten, reichen Herrn nicht abgehalten, ihr seine Huldigungen zu Füßen zu legen, was übrigens nur bildlich zu nehmen ist, da der arme Seladon nie vorgelassen und von der Dame so gut wie ganz ignorirt wurde. Doch die Liebe ist erfinderisch, vorzüglich die unerwiderte, eben weil ihr stets die goldene Hoffnung endlicher Erhörung bleibt. Die schöne Phrase ist leider nicht von mir, man findet sie in jedem alten Musen-Almanach.

Was thut unser Held? Er kauft zwei schöne Kleider, eines schöner als das andere und vermuthlich auch eines theurer als das andere, und sendet beide der Künstlerin, mit einem kurzen Billet, in welchem er sie höflich bittet, unter den beiden Roben diejenige zu wählen, die ihr am besten gefalle, er selbst würde alsdann die Ehre haben, persönlich ihren geneigten Entschluß entgegenzunehmen. Das war doch gewiß pfiffig ausgedacht; denn ohne den Geber zu verletzen, konnte man ihm nun füglich die Thür nicht länger verbieten. Aber die kleine Victoria war doch noch pfiffiger; sie schrieb sofort und ohne sich lange zu besinnen die folgende Antwort zurück: „Die Kleider sind wirklich beide so gleich schön, daß ich mich gar nicht für eines entscheiden kann; ich behalte sie deshalb beide. Sie brauchen sich also nicht zu mir zu bemühen.“ Etwas maliciös nicht wahr? Aber die Pointe ist gut und sie wird sogar doppelt spizig, wenn

man bedenkt, daß böse Zungen heimlich hinzusetzen, jener alte, reiche Herr sei Niemand anders als der alte Marquis von oben, der so strenge gegen seinen Sohn verfuhr. Das können wir nun freilich nicht verbürgen; aber spaßhaft wäre es doch, wenn es wahr wäre.

Die Dessertteller und das Sauerkraut des Baron v. Rothschild.

Ueber den „Krösus in der Rue Lafitte“ ist schon so viel geschrieben worden, daß etwas Neues und zugleich Interessantes nicht leicht zu finden ist. Daher auch nur zwei kleine Geschichten, wie wir sie in einer Pariser Zeitung gefunden haben, — *se non è vero, è ben trovato*; es soll aber wirklich wahr sein.

Welcher Sterbliche je bei dem großen Baron ein Galadiner mitgemacht hat, vergißt dasselbe in seinem Leben nicht, und sollte er hundert Jahre alt werden. Das Nachtsch-Service grenzt namentlich an's Fabelhafte, — doch wir haben schon früher einmal, bei Gelegenheit des kaiserlichen Besuches in Ferrières, davon gesprochen. Dennoch sind die massiven goldenen und silbernen Tafelaufsätze nicht das Kostbarste an jenem Service, sondern einfach dreißig Dessertteller von Sèvresporzellan, und auch nur durch eine sonderbare Verkettung von Umständen.

Es sind nun bald fünfzehn Jahre her, als man dem Herrn v. Rothschild eines Morgens einen Mann meldet, der ihn sehnlich zu sprechen wünscht; und der

Baron, sei es aus Neugier oder aus zufälliger guter Laune, läßt ihn auch vor sich kommen. Der Mann sieht arm und alt aus, so alt und gebrechlich, als stände er schon mit einem Fuße im Grabe. Er zieht mit zitternder Hand aus seinem schmutzigen Rock einen Porzellanteller hervor und hält ihn dem hohen Herrn hin. Dieser, ein feiner Kenner, bewundert die Malerei und fragt nach dem Preise. „Herr Baron“, antwortet der Alte und hustet dabei wie ein Engbrüstiger, „Herr Baron, ich hab’ deren dreißig, einer schöner als der andere und alle unverfehrt; ein Erbstück von meinem Urgroßvater, und in der ganzen Welt nicht mehr zu haben. Thun Sie ein gutes Werk, Herr Baron, und nehmen Sie mir die Teller ab. Wie lang’ habe ich noch zu leben? Vielleicht sechs Monate, vielleicht ein Jahr. Geben Sie mir einen Schein von Ihrer Hand, daß ich mir an Ihrer Kasse monatlich hundert Franken auszahlen lassen kann, bis an mein selig Ende, und die dreißig Teller gehören Ihnen.“ Herr v. Rothschild lächelt über den sonderbaren Handel, sieht sich darauf den armen hektischen Teufel näher an, der vielleicht keine drei, vier Monate mehr zu leben hat, und sagt großmüthig: „Bringen Sie mir Ihre dreißig Teller und wenn sie wirklich alle so schön sind, wie dieser da, so können Sie sich monatlich zweihundert Franken auszahlen lassen.“ Die dreißig Teller waren für einen Liebhaber leicht tausend Franken werth, und sollte wirklich der Alte noch fünf Monate leben? Wohl schwermlich. Das Geschäft war mithin kein schlechtes, und außerdem war

der Baron um eine gute Handlung reicher. Aber was geschah? Der Alte läßt sich die ersten zweihundert Franken auszahlen, die zweiten und die dritten, und wird zusehends jünger und gesünder, und gesünder und jünger. Ein Jahr geht hin, und aus dem gebrechlichen Alten, der bereits seinen Sarg bestellen konnte, ist ein kräftiger Mann geworden, bejahrt allerdings, aber doch nichts weniger als ein Todescandidat. Als der Krösus diese wunderbare Metamorphose erfährt, läßt er ihn kommen. „Komödiant!“ ruft er ihm zu, „Ihr habt mich hübsch angeführt; wenn das noch zehn Jahre so fortgeht, so kosten mich die Teller über zwanzigtausend Franken!“ — „Herr Baron“, antwortete der Schalk, „Ihre großmüthige Unterstützung hat mich wieder gesund gemacht; und jetzt sollten Sie meinen Tod wünschen? gewiß, das können Sie vor Gott nicht verantworten.“ — „Ich werde den albernen Handel rückgängig machen!“ — „Herr Baron, das fürchte ich nicht; denn das wäre das erste Mal, daß Sie Ihre Unterschrift nicht honorirten.“

Der Krösus mußte sich ergeben, und der theuere Spaß soll nun schon fünfzehn Jahre dauern. „Die Teller ruiniren mich noch“, hat Herr v. Rothschild seitdem manchmal gesagt; „daß man mir nur um Gotteswillen keinen zerbreche!“ Deshalb werden sie auch nur an hohen Galatagen gebraucht. Vielleicht ist die ganze Geschichte nur eine Fiction; denn wie oft hat schon der reiche Mann in der Rue Lafitte seinen Namen zu irgend einer unglaublichen Anekdote hergeben müssen!

Dieselbe indiscrete Zeitung führt uns alsdann in

die unterirdischen Räume des berühmten Hôtels, in die Küchen und in die Keller. Doch auch das ist schon so oft geschildert worden, daß wir Zeit und Papier nicht an diesen Vappalien verlieren wollen, selbst auf das Risiko hin, die Feinschmecker und Gourmands gegen uns aufzubringen. Das Sauerkraut macht freilich eine Ausnahme, und der Rarität wegen wollen wir auch unsern Lesern davon eine Schüssel serviren.

Das Sauerkraut! dies ultraprofaische Gericht, für das die eleganten Franzosen nicht einmal ein eigenes Wort, sondern nur das lauderwelsche „choucroute“ haben; und das wird auf der Rothschild'schen Tafel servirt? Gewiß! und es ist noch dazu eines der kostbarsten Gerichte. Mit welchem Stolz wohl ein Magdeburger diese Zeilen lesen wird! denn kommt uns nicht von dort die beste Qualität? Aber das Wie ist die Hauptsache. Die alte Clara aus Rissingen, die nun schon zwanzig Jahre lang in den Rothschild'schen Küchen als eine Art Factotum fungirt und das weibliche Dienstpersonal unter Obhut hat, ist mit der Zubereitung dieser culinaren Rarität betraut. Man höre das Recept: in silberner Casserolle wird das Sauerkraut auf ein sanftes, gleichmäßiges Gasfeuer gesetzt (in den Rothschild'schen Küchen bedient man sich nur des Gases, und keine unfaubere Kohle überschreitet die vornehme Schwelle), wo es einen Tag und eine Nacht ununterbrochen kochen muß, — vier und zwanzig Stunden! Alle halbe Stunden gießt Clara ein Glas Champagner hinein; bei dem acht und vierzigsten Glase ist das Gericht fertig, und die

Stunde coincidirt dann astronomisch genau und auf die Minute mit der Tafelstunde des hohen Herrn; und wenn der Baron den Kaiser zu seinem Sauerkraut einladet, so würde mich das nicht weiter wundern. Aber die arme Clara! Sie hat freilich einen Gehülffen für die Nachtwache an der ominösen Casserolle, und Beide werden sich vermuthlich selbst bei dem Champagneraufguß nicht vergessen, aber es ist doch ein hartes, schwerverantwortliches Amt; denn man denke sich das Unglück, wenn ein solches Sauerkraut mißlänge . . . O diese Welt!

Ein ernstes Wort nach dieser Albernheit. Wenn ich der Herr v. Rothschild wäre, so würde ich mir geradezu, und sehr kategorisch, dergleichen „Indiscretionen“, die nach Charenton oder Bicêtre gehören, verbitten. Aber so ist der Pariser: frivol und blasirt, und seelenvergnügt, wenn man ihm in seinen Tagesblättern solche Gerichte aufstischt; denn welche Redaction würde wohl derartigen Kohn (hier paßt das Wort doppelt) ihren Lesern zu bieten wagen, wenn sie sich nicht im voraus damit viel willkommen wüßte? Mit uns (haben wir überhaupt nöthig, dies hinzuzusetzen?) ist es etwas Anderes. Wir halten unsern Spiegel der hiesigen Gesellschaft vor; ob ein reines, edles Gemälde hineinfällt, oder ein Zerrbild — wir thun unser Amt. „De Himmelsdoh“, sagt Grimm in seinen „Deutschen Rechtsalterthümern“, „fällt ebenso goot up'n Rosenblatt as up'n Kohnflahden.“

Ein Blatt aus Alexander Dumas' Memoiren.

Während seines ersten Aufenthaltes in Italien, im Jahre 1841, erhält der große Romancier einst in Florenz den Besuch eines deutschen Priesters, der sich als Abbé Devrient anmelden läßt und auch wirklich ein Sohn der berühmten Schröder-Devrient ist. Der Abbé, Vicar in Köln, wie er sagt, kommt mit einer eigenthümlichen Bitte: er hat durch langjährige Oekonomie eine kleine Summe erspart, um eine Reise nach Rom zu machen; die Kosten sind aber viel größer, als er sich dachte; er hat noch gerade genug, um nach Rom zu kommen, doch von da wieder zurück nach Köln — unmöglich. Die ewige Stadt war aber von jeher das Ziel aller seiner Hoffnungen und Träume, und nun auf halbem Wege umzukehren! — Lieber thut er den peinlichen Schritt und spricht einen Fremden um Unterstützung an. Ein paar Herren, die er im Gasthose kennen gelernt, haben ihm die Idee gegeben, sich an Dumas zu wenden, dessen Liberalität sprichwörtlich sei, u. s. w. — „Und Sie haben ganz Recht daran gethan, cher abbé“, erwidert Dumas, der vermuthlich bei Kasse war und in solchen Momenten stets mit vollen Händen gab. „Wie viel brauchen Sie?“ — „Fünfhundert Franken würden reichen“, antwortet der Priester; aber er setzt verlegen hinzu: „Es ist, wie ich sagte, mehr eine Unterstützung, als ein Darlehn; denn ich muß Ihnen als ehrlicher Mann offen gestehen, daß ich wohl nie im Stande sein werde, eine solche Summe zurückzuzahlen.“

— „Das macht nichts“, ruft Dumas, durch diese Freimüthigkeit vollends gewonnen; „wer einem Priester gibt, der leiht dem lieben Gott, und ich bin ihm viel schuldig. Kommen Sie nur mit mir zu meinem Banquier. Und noch eins: wenn Sie gar zu scrupulös sind, so schicke ich Ihnen später meinen Sohn Alexander auf ein paar Monate in Pension, um bei Ihnen Deutsch zu lernen, und Sie geben mir auf diese Weise mein Geld noch dazu mit Zinsen zurück.“

Der Priester erhielt die fünfhundert Franken, reiste seelenvergnügt nach Rom, und schrieb auch von dort einen Dankesbrief an seinen großmüthigen Wohlthäter.

Vier Jahre später kam Dumas selbst nach Köln und suchte natürlich sofort seinen Freund, den Abbé Devrient, auf. Dieser führte ihn, nach den ersten herzlichsten Begrüßungen, in ein sauberes Gastzimmer, das er seit langer Zeit für den Sohn Alexander bereit hielt, der leider jener Einladung nie nachgekommen ist. (Dies „leider“ setzen wir hinzu; denn der junge Dumas hätte möglicher Weise durch einen Aufenthalt in Deutschland für seinen Geschmack ästhetisch und moralisch profitieren können.) „Und die fünfhundert Franken?“ fragte der Vicar besorgt, „Sie sind vielleicht gekommen, um mich zu mahnen?“ — „Vorderhand brauche ich sie noch nicht, cher abbé; auch werde ich, wenn ich je gezwungen sein sollte, meine ausstehenden Gelder einzutreiben, gewiß zu Ihnen zuletzt kommen, und da ich sehr viel ausstehen habe, so können Sie unbesorgt sein.“ — „Hélas“, schließt Dumas seine Erzählung; „jetzt, wo ich im Jahre 1865

wieder einen Besuch in Köln mache und nach dem Pastor Debrient frage, antwortet man mir, er sei todt, wie mein anderer Freund Farina. Auch ihm, dem guten deutschen Priester, bewahre ich ein herzliches Andenken, und ich bin noch heute froh, ihm einst, wie er selbst sagte, die größte Freude seines Lebens verschafft zu haben, die nämlich, Rom zu sehen.“

Die Geschichte ist so übel nicht, Notabene, wenn sie, was man bei allen Geschichten Dumas' stets hinzusetzen muß, wenn sie wahr ist.

Wir erfahren aber bei dieser Gelegenheit noch eine andere wichtige Neuigkeit. Wenn nämlich Köln Europa und die übrige Welt überhaupt noch mit Eau de Cologne versorgen kann, so hat es dies streng genommen dem Herrn Dumas zu verdanken, der einst einen Jean Maria Farina vom Tode gerettet und — natürlich gerade denjenigen, der das Fabrikations-Geheimniß besaß. So erzählt er wenigstens in einem Briefe an Jules Noriac, und jener Brief machte, wie alle Dumas'schen Briefe, die Kunde durch die Feuilletons. Die Geschichte ist mit zwei Worten diese.

Zur Zeit der Invasion durch die Alliirten wohnte Dumas als zehnjähriger Knabe mit seiner Mutter in dem kleinen Städtchen Crépy, zwölf Stunden etwa von Paris. Der Duc de Trévise zog mit seiner Division durch, um die Hauptstadt zu schützen, die Preußen folgten ihm auf dem Fuße nach und lieferten beständig kleine Scharmügel. Ein schwerverwundeter preußischer Officier schleppt sich bis vor das Dumas'sche Haus, die

Kinder ziehen hin hinein und retten ihn vor den Verfolgern. Dies war eben der junge Farina. Durch sorgfältige Pflege geheilt, kehrt er später in sein Vaterland zurück und schickt von Köln aus zum Dank eine Kiste Eau de Cologne. Von da an datirt sich Dumas' Vorliebe für jenes Riechwasser, der nie im Leben ein anderes gebraucht hat. (Diese kleine persönliche Notiz müssen wir dem Romancier zu gute halten; sie ist vielleicht nicht sonderlich wichtig, aber von einem großen Manne ist ja Alles wichtig.)

Später, im Jahre 1836, klopft eines Abends Jemand in Köln bei Farina an; man öffnet dem Unbekannten, der sich aber sofort zu erkennen gibt, und der Lebensretter des Hausherrn wird wie ein König gefeiert.

Portomarken.

Sammeln Sie Portomarken, verehrtes Fräulein? und Sie sammeln gewiß welche, denn alle Welt hat ja eine Sammlung, hier wenigstens in Paris, d. h. die junge, vornehme Damenwelt, und die Mode ist ja auch längst über den Rhein zu Ihnen gekommen. Schade, daß Sie sich alsdann nicht gegen zwölf Uhr im Tuileriengarten einstellen können, wo sich alle Sammler, zumeist sind es freilich Sammlerinnen, zusammenfinden, um mit den Händlern und Verkäufern oder auch unter einander zu tauschen und Geschäfte zu machen. Denn der Kauf und Verkauf von Portomarken ist hier eine eigene Industrie

geworden, die von einigen unternehmenden Speculanten, die nicht wenig dabei verdienen, in's Große getrieben wird. Das Haupt-Rendezvous in den Tuileries ist der bekannte „Marronnier du vingt mars“ der berühmte, frühzeitige Kastanienbaum, und bei schönem Wetter wird es dort um die Mittagszeit sehr lebendig. Ein wahrer Blumenflor von jungen Mädchen, in reizenden Toiletten, wie man sie nur in Paris sieht. Viel Kinder darunter mit ihren Bonnen, denn auch die Kinder sammeln; im Hintergrunde sitzen die Mütter, vornehme Damen aus der Rue de Rivoli und den angrenzenden Stadttheilen, die ihre tägliche Spazierfahrt um eine Stunde aufgeschoben haben, um den Kleinen gefällig zu sein. Ja, von jenen Damen selbst zieht gar manche ein niedliches Büchlein hervor, saffiandustig und mit reicher Goldverzierung, die einzelnen Blätter in saubere kleine Quadrate abgetheilt, in deren jedes eine Postmarke hineinpast; solche Büchlein sind in allen feinen Papierhandlungen zu haben. Außerdem gibt es aber noch große Albums, in prächtigem Einband, für vollständige Sammlungen; in ihnen prangt auf dem Bogen das buntgemalte Wappen des betreffenden Landes, mit kurzen geographischen, statistischen und politischen Notizen, also ganz wissenschaftlich, ganz „akademisch“, wie sie hier sagen. Doch das Alles werden Sie auch längst daheim im lieben Deutschland haben.

Aber nun denken Sie sich, Verehrteste, man hat plötzlich unsere Postmarken-Börse im Tuileriespark polizeilich aufgehoben! Ich sage „unsere“, denn auch ich

sammelte ja — wer hätte nicht manchmal im Leben eine schwache Stunde? Sonst aber habe ich mich dort manierlich und ehrbar betragen, das versichere ich Ihnen. Ich setze dies hinzu, weil in der letzten Zeit dort die abenteuerlichsten und drolligsten Geschichten passirt sein sollen. Der Zudrang wurde nämlich immer größer, und manchmal waren dort an schönen Nachmittagen über tausend Personen versammelt, von denen gar viele, wie es scheint, nicht bloß der Portomarken wegen gekommen waren. So lange die Kinder unter einander handelten und tauschten, blieb die Sache unschuldig, so wild es auch manchmal unter dem kleinen Volke herging; als sich aber die Erwachsenen hineinmischten, nahm die Sache eine andere Wendung. Und doch sind es eigentlich nur die großen Kinder, die den Clat herbeigeführt haben, denn an Donnerstagen und Sonntagen kamen die Schüler der verschiedenen Lyceen ebenfalls in den Park, aber um etwas anderes zu erhandeln und einzutauschen, als timbres-poste. Ein Quartaner oder gar ein Tertianer ist auch in Paris ein gefährlicher, schlimmer Patron, wenigstens einem zwölf, dreizehnjährigen Mädchenherzen gegenüber, wenn die Frau Mama sorglos und ruhig fünfzig Schritte weiter auf einer Gartenbank sitzt und mit einigen andern Herren und Damen über die neueste Oper, oder über den letzten Ball in der österreichischen Gesandtschaft spricht. Diesen günstigen Moment benutzt unser Don Juan und sagt fest zur Auserwählten seines Herzens: „Mein Fräulein, haben Sie nicht einige Chili oder Paraguay mir abzulassen?“ — „Gewiß“, antwortet

die Kleine, „aber was geben Sie mir dafür?“ — „Was ich Ihnen gebe?“ erwidert er und ergreift kühn die Hand der Theuern, statt der Portomarken, „was ich Ihnen gebe? Mein Herz! O, zürnen Sie nicht“, fährt er hastiger fort, als er sieht, wie sich die „Dame“ halb erstaunt, halb entrüstet wendet, „schon seit Wochen folge ich Ihnen mit liebender Sehnsucht und suche vergebens nach einer günstigen Gelegenheit; seien Sie nicht grausam, Fräulein, verschmähen Sie meine Huldigungen nicht.“ — „Mein Herr“, entgegnet die Kleine vornehm und kalt, aber doch nicht ohne innere Befriedigung; „so schnell verschenkt keine Dame, die sich respectirt, ihr Herz; noch kenne ich Sie nicht und weiß nicht, ob Sie meiner Liebe würdig sind. Mon Dieu! ich glaube, meine Mutter sieht nach uns herüber. Auf Wiedersehen nächsten Donnerstag!“ — Unser Held geht wie Cäsar stolz von dannen und beneidet in dieser „glücklichsten Stunde seines Lebens“ nicht einmal den Kaiser, der dort im Schlosse gegenüber wohnt. Die Kleine läuft unbefangen zu ihrer Mama zurück und hütet sich wohl, etwas von dem Abenteuer zu verrathen. Il n'y a plus d'enfants.

Dergleichen verliebte Scenen sollen dort viele gespielt haben; sogar Gedichte und Liebesbriefe wurden mit den Portomarken aus- und eingetauscht, und die ersten Kastanienbäume, die schon so viele Revolutionen mit angesehen, schüttelten drohend die gedankenschweren Wipfel. Die großen Tauben, die bekanntlich dort auf Staatskosten gepflegt werden und in eben jenen Wipfeln nisten, schauten freilich lachend herab auf die kleinen Roman-

helden, aber die Mütter der „Angebeteten“ dachten anders: sie wollten eben keine Freimarke bewilligen für eine derartige Herzenscontrebände.

Als sich nun später gar einige Taschendiebe und sonstige Gauner auf der Börse einfanden und das Malheur hatten, von den Garten-Aufsehern attrappirt zu werden, konnte die Polizei nicht länger müßig zusehen, und endlich wurde der schreckliche Schlag gegen die Portomarkenjugend geführt. Ob vorher ein Minister-rath deswegen stattgefunden, meldet die Geschichte nicht, und auch nicht, ob die Truppen in den verschiedenen Kasernen conflagirt gewesen, aber das meldet sie, daß eine halbe Stunde lang große Aufregung unter den Spaziergängern des Parks geherrscht und daß es beinahe zu „bedauerlichen Scenen“ gekommen wäre. Gott Lob nur beinahe; so daß die Abendblätter, die über das Ereigniß berichteten, am Schluß die traditionelle Phrase hinzufügen konnten: „Paris ist ruhig“.

Die kleinen Herren und Damen hatten sich nämlich an jenem Tage wie gewöhnlich zur Börzenzeit im Park versammelt (unser Liebespaar von oben war vermuthlich ebenfalls gegenwärtig), als auf einmal, noch dazu in bedeutend verstärkter Anzahl, die Aufseher und Polizisten erschienen und allen „Geschäften“ ein Ende machten, indem sie alles Stehenbleiben, also die „Zusammenrottungen“, verboten und verhinderten, und die Widerspännstigen geradezu auseinandertrieben, was oft schwer genug war. So machte namentlich ein kleines zwölfjähriges Fräulein, sehr elegant in blauem Sammt mit Zobel, den „Repräsen-

tanten des Gefekes“, wie man hier die Stadtsergenten bei wichtigen Gelegenheiten nennt, viel zu schaffen: sie wollte durchaus ihren Handel nicht einstellen; sie hörte auch nicht auf die Ermahnungen ihrer begleitenden Gouvernante, sondern griff einen der Aufseher mit ihrem Sonnenschirm beherzt an, indem sie ihm entrüstet zurief: „Vous verrez, je dirai tout à Papa et vous aurez ce soir votre démission!“ Dies Fräulein war die Tochter des Polizei-Präfecten Boitelle, sie durfte sich mithin etwas herausnehmen, aber fügen mußte sie sich doch, und sie folgte endlich weinend dem Bedienten, der sie ehrerbietig in den Wagen hob. Ob der Aufseher noch an demselben Abend seine Entlassung erhielt, haben wir nicht erfahren. Die männliche Jugend ging resignirter auseinander, aber nicht ohne sich zuvor für den nächsten Tag ein Rendezvous im Garten des Palais-Royal oder in den elyseischen Feldern gegeben zu haben, absichtlich an zwei von einander weit entlegenen Orten, wie Verschworene stets thun, um die Aufmerksamkeit der Polizei abzulenken. Welchen Erfolg übrigens diese Opposition gehabt hat, wissen wir nicht, nur so viel ist leider sicher, daß im Tuilerienpark alle Börsengeschäfte untersagt bleiben. Trotzdem sammelt die Jugend unverdrossen fort, und die Hindernisse, die man ihr von Oben her in den Weg legt, reizen sie nur noch mehr, nicht nachzugeben. Die Politik ist übrigens jenem Staatsstreich gegen die Limbropostomanie fremd geblieben, und es waren zunächst nur die besorgten Mütter, Tanten und

Großmütter, welche diese Gewaltmaßregel im Interesse ihres häuslichen Friedens herborgerufen haben.

Wer konnte sich aber auch denken, daß die anscheinend so unschuldige Passion des Freimarkensammelns in ein so romantisches Extrem übergreifen würde. Paris ist und bleibt eben immer Paris, und wie gesagt: „il n'y a plus d'enfants.“

Sine Zeitungsente.

Sie mag auch hier in meinen „sämmtlichen Werken“ einen Platz finden, denn sie schwamm feß und wohlge-muth durch alle Pariser Zeitungen.

Sie ist uns aus America, dem Vaterlande der Barnums und Humbugs, gekommen; aber die weite Reise ist ihr leicht gewesen, denn jene Ente ist — ein Wallfisch.

Ein Herr Bernier fährt eines schönen Morgens in seinem kleinen Fischerboot in's Meer hinaus, um zu angeln. Das kann jedem Sterblichen passiren und ist mithin nichts Besonderes. Aber was noch keinem Sterblichen passirt ist, das ist das folgende Rencontre. Herr Bernier sieht eine kolossale dunkle Masse auf sein Boot zutreiben; es kommt näher und näher, es ist ein gewaltiger Wallfisch und zwar ein todter. Ein köstlicher Fund für einen Fischer, der einen unschuldigen Cabliau zu fangen ausfuhr. Herr Bernier springt rasch aus seinem Boot auf den Leichnam des Ungethüms und stößt ihm

sein Ruder in das Luftloch, um es auf diese Art an einem Strick heimzubugfieren. Da regt sich auf einmal der Leichnam; denn der Wallfisch war nur eingeschlafen und nicht todt. Herr Bernier kann nicht in's Boot zurück, er steht wie gefesselt auf dem Rücken des Luthiers, und der abenteuerliche Tanz beginnt, ein wahres Steeple-Chase auf hoher See. Der Wallfisch schießt wie rasend fort, rechts und links weiße Schaumwogen aufwühlend, aber glücklicher Weise dem Lande zu. Dies gibt unserm Helden seine Geistesgegenwart wieder; er zieht sein Jagdmesser, das er zufällig, und obwohl nur zum Fischfang ausgerüstet, in der Tasche hat, und bearbeitet damit den Kopf des Behemoth, der wüthend, aber auch zugleich blind vor Schmerz, toller und immer toller weiter jagt, und endlich an der Küste strandet. Andere Fischer kommen dem mehr todten als lebendigen Herrn Bernier zu Hülfe und geben dem Ungeheuer den Rest, dessen Speck über sechzig Tonnen Thran geliefert hat.

Nicht wahr? das läßt man sich gefallen;
„Aber wenn dem Thier die Idee gekommen wäre, unterzutauchen?“ fragte mich der kleine Louis, als ich ihm die Geschichte vorgelesen, die er mit großen Augen angehört hatte. „Der Schmerz und die Angst nahmen ihm alle Besinnung,“ entgegnete ich ernsthaft, und der Kleine gab sich zufrieden.

Schwimm' also nur lustig weiter, du Wallfisch-Ente oder Enten-Wallfisch, schwimm' über den Rhein, über die Weser und Elbe, und wenn sie dir nicht glauben wollen,

so sag' ihnen nur, ich hätte es in vier, fünf, sechs Pariser Zeitungen gelesen.

Schon wieder ein Lorettenprozeß.

Dieser ist fast noch skandalöser als der oben S. 53 geschilderte. Ein getreues Pariser Sittenbild, aber ein recht trauriges.

Der erste Buchhalter eines Banquiers wird auf einmal unsichtbar und hinterläßt ein Deficit von mehr als einer Million Franken. Man sollte es nicht für möglich halten, wenn die Verhandlungen und die eigenen Geständnisse des Angeklagten nicht alle Details auf das Genaueste bestätigten. „Ce sont les femmes qui l'ont perdu“, sagt man hier mit einer heillosen Gleichgültigkeit und drängt sich wohl noch in den Sitzungsaal, um die „interessante Person“ zu sehen, die jährlich über hunderttausend Franken mit ihrem „amant“ durchgebracht hat. O, diese Zeit! Sechs Bände umfassen die Hugo'schen „Misérables“, aber der große Sittenschilderer hat keine einzige Seite verwendet, um auf diese schlimmste und schrecklichste Wunde der Pariser Gesellschaft hinzuweisen, die alljährlich Tausende von Opfern groß und klein verschlingt, von denen man kaum spricht, wenn nicht, wie in vorliegendem Falle, eine ganze Million und darüber „verjubelt“ und „vermöbelt“ ist; . . . wir suchen nach ähnlichen Ausdrücken, wie sie hier gang und gebe sind, aber die feine, elegante französische Sprache

überbietet hierin an Leichtfertigkeit und Cynismus die Deutsche.

Zehn Jahre lang war der Angeklagte ein redlicher, fleißiger Arbeiter gewesen und hatte das Vertrauen seines Principals in so hohem Grade gewonnen, daß ihn dieser zuletzt an die Spitze des ganzen Geschäftes stellte. Das erklärt auch praktisch die Möglichkeit so großer Unterschleife und Betrügereien, denn ein Pariser Banquier rechnet täglich mit vielen Hunderttausenden und am Wochen- und Monatschlusse werden stets Millionen gebucht.

Zufällig (in einer gewissen Welt sind alle diejenigen Ereignisse Zufall, die Schlechtes und Verbrecherisches in ihrem Gefolge haben) lernt der Buchhalter eine Lorette kennen und . . . und drei Jahre später sitzt er auf der Armensünderbank und hat mehr als eine Million gestohlen und verthan.

Dies Mal war aber doch die Sache zu ernst, um nicht auch die Maitresse zu arretiren und vor Gericht zu stellen. Die Person versicherte ganz naiv, sie habe „höchstens“ zweimalhunderttausend Franken erhalten; gegen siebentzigtausend Franken jährlich. Von ihrer Lebensgeschichte (der Leser erinnert sich vielleicht der Anna Delion aus einem unserer früheren Bände) erfahren wir nur, daß sie im fünfzehnten Jahre nach Paris gekommen, daß es ihr in der ersten Zeit schlecht gegangen sei und daß sie auch später als Lorette nicht eben glänzend gelebt habe, „nur sechshundert Franken monatlich.“ Und alles dies wird unbefangen debitirt und protokolliert, wie jede

Zeugenaussage, denn auch die Richter finden das ganz natürlich. Wendet sich doch der Präsident vorwurfsvoll gegen den Angeklagten mit den Worten: „Sie hatten früher eine Maitresse, eine Witwe, über die Sie sich nicht beklagen konnten, die Ihnen keine großen Ausgaben verursachte, aber die haben Sie verlassen und ein unordentliches, zügelloses Leben angefangen.“ Das ist es eben, worauf wir hinweisen wollen, daß selbst von Oben herab nicht der moralische Ernst gewahrt wird und daß man mit unverzeihlicher Toleranz über Menschen und Verhältnisse hinweggeht, die nicht laut und nachsichtslos genug gerügt werden können. Die Person (ich will ihr nicht die Ehre anthun, hier ihren Namen zu nennen) wird vielleicht ganz leer ausgehen, wenn man ihr nicht irgend ein bestimmtes criminelles Factum nachweisen kann und ein solches liegt nicht vor. „Il m'a donné deux cent francs par jour,“ sagt sie einfach, „et je les ai acceptés;“ damit ist für sie die Sache erledigt.

Für den Angeklagten sieht es freilich schlimmer aus, aber seine beiden Advocaten, Rogent St. Laurents und Sachaud, die ersten von Paris, die vorzüglich für derartige Affairen einen großen Ruf haben, werden schon das Ihrige thun und die Jury wird wohl mildernde Umstände herausfinden.*)

*) Die Sache ist doch wider alles Erwarten anders gekommen; nicht für den Angeklagten, der zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde („des circonstances atténuantes“), wohl aber für seine Maitresse, die ebenfalls mit fünf Jahren Gefängniß be-

Das Pariser Leben ist wirklich wie eine *laterna magica*, in welcher helle und dunkle Bilder vorüberziehen, Wolken und Sonnenlicht, gepuzte Leute und niederes Gefindel.

Aux Italiens.

Das Publicum der italienischen Oper ist ein ganz eigenthümliches. Zunächst die höchste „*crème*“ der alten Noblesse des Faubourg Saint-Germain, was noch aus der bourbonischen Zeit datirt, ferner die reichen Fremden, unter ihnen die Russen obenan; und endlich, so unpassend auch diese Zusammenstellung erscheinen mag, die Koryphäen der Lorettenwelt, die ja leider in der öffentlichen Pariser Gesellschaft nach wie vor die ersten Plätze einnehmen. Der hohe Adel, und gerade dieser mehr als die übrigen Klassen, sieht darüber sehr tolerant hinweg; er denkt auch wohl an seine Großeltern unter der Regence, die es nicht besser gemacht haben. Außerdem gehört es nicht allein zum guten, sondern zum besten Ton, seinen festen Platz in der italienischen Oper zu haben, weit mehr noch als in der großen Oper; für die Herren das Parquet und für die Damen die Logen. Obwohl die Abonnements außerordentlich theuer bezahlt werden, so

frakt wurde. Der Staatsanwalt wußte ihr „*escroquerie*“ nachzuweisen, abgeschwindelte Wechsel u. s. w., und dadurch war sie dem *code pénal* verfallen. Tant mieux!

sind doch alle Plätze immer vergriffen und die Direction muß alljährlich eine Menge Anmeldungen unberücksichtigt lassen. Seitdem das Parterre zur großen Unzufriedenheit vieler gänzlich unterdrückt ist, sind sogar die Preise noch erhöht worden und ein Parquetplatz kostet zwölf Franken für die Vorstellung und dreitausend im Abonnement. Dieser Preis ist, trotz seiner Höhe, noch sehr mäßig im Vergleich zu den Logen des ersten Ranges, für welche man jährlich (d. h. während der sechs Wintermonate) die enorme Summe von achtzehn- bis zwanzigtausend Franken bezahlt.

Eine solche Loge ist ganz im italienischen Geschmack eingerichtet, mit Sesseln, Causeusen, Spiegeln und Gueridons, wie ein kleines Boudoir; grüne Seidenvorhänge schließen sie gegen die Außenwelt ab, und die Frau Herzogin oder Gräfin, oder auch eine Rigolboche neuester Auflage, empfängt dort ganz wie zu Hause; jedoch werden nur die Allerintimsten zugelassen. Man servirt Sorbet und Eis, man plaudert und intriguirt und bekümmert sich in der Regel wenig um die Oper, die nach italienischer Manier laut und lärmend über die Bretter zieht, wenn nicht irgend eine besondere Arie oder ein bedeutender Gast die grünen Vorhänge auf kurze Zeit auseinander gehen läßt; ja oft wird in jenen Logen ein weit bunteres und verwickelteres Stück gespielt, als auf der Bühne selbst. Doch wir wollen nicht indiscret sein. In den Zwischenacten wird Alles lebendig und begibt sich zu einer Promenade in die Couloirs und Foyers, und in jener Viertelstunde kommen alsdann die großartigen Toiletten

zum Vorschein, deren Schilderung allwöchentlich in den Pariser Modejournalen die eigentlichen Leitartikel bilden. Bei den kaiserlichen Soireen in den Tuilerien sieht man wohl kaum so viel Diamanten und Spitzen, Sammt- und Atlasroben, wie im Foyer der Salle Ventadour; alle Damen sind hoch frisiert mit Blumen, Federn und Perlen, und gepudert und geschminkt wie auf einem Hofballe unter Ludwig XV.

Manchmal, wie in Folge eines stillschweigenden Uebereinkommens, sind sämtliche Ranglogen geöffnet und die Herrenwelt im Parquet hält dann auf möglichst ungenirte Weise mit Operngütern und Vornetten eine große Revue ab, welcher Dame die Krone des Abends zuerkannt werden soll.

In frühern Jahren konnte man stets in der linken Proscaeniums-Loge einen Herrn sitzen sehen, der bei keiner Vorstellung fehlte. Dieser Herr war seltsam ausgestaffirt, hochroth geschminkt, die Augenbrauen schwarz gemalt, die Frisur ein schwarz gelockter Tituskopf; vor sich auf der Brüstung und in einem hohen Gestelle, das er nach allen Richtungen hin bewegen konnte, hatte er einen Operngüter, wie ein kleines Doppelfernrohr, mit welchem er in alle Logen hineinsah, oft zur großen Unbequemlichkeit der Damen, vielfach aber auch durch eine nicht minder feste Vornette (oder Vorette) herausgefordert. Dieser Herr war der Herzog von Braunschweig, komischen und kümmerlichen Andenkens, von dem wir schon früher manchmal den Leser unterhielten; damals einer der Löwen der Salle Ventadour. Jetzt ist Se. Hoheit, trotz

seiner Schminke und Perücke alt geworden und so ziemlich vom Schauplatz abgetreten; „la loge du duc,“ wie die Habitues der Oper seine Loge nennen, ist wenigstens anderweitig vermiethet.

Falsche Banknoten.

Es sind deren immer welche im Umlauf, aber im Herbst des Jahres 67 häuften sie sich auf beunruhigende Weise. Die Bank, wo sie derselben habhaft werden konnte, löste sie in ihrem eigenen Interesse sofort ein, wie sie immer thut, um ihrem Credite nicht zu schaden; dabei wurden die strengsten Nachforschungen durch ganz Frankreich auf das Unermüdlichste fortgesetzt. Diese führten aber zu keinem Resultate; nur Das constatirte man, daß im mittlern Frankreich die meisten falschen Banknoten circulirten und namentlich im Departement du Loiret.

Einer der drei Generalsecretäre der Bank, M. Marsault, war begreiflich äußerst unglücklich darüber und sann auf Abhülfe des Uebels; denn fast täglich wurden auf der Bank falsche Hundertfrankenbillets präsentirt, und die Fälschungen schienen eher zuzunehmen als sich zu vermindern. Endlich schlug Monsieur Marsault der Administration eine geheime Umänderung in den Zeichnungen der Banknoten vor, die auch gebilligt wurde, die aber auch eine äußerst geschickte Hand erforderte. Wo diese Hand finden? Monsieur Marsault berieth sich eines

Tages mit einem Freunde darüber, der einen obern Posten an der Pariser Sicherheitspolizei bekleidet. Dieser Beamte ruft nach einigem Nachsinnen auf einmal: „*εὐρηκα*, ich habe Ihren Mann!“ und er erzählt dem Monsieur Marsault, daß er in der Nähe von Orleans einen Freund habe, einen angesehenen Gutsbesitzer, der sich aus Liebhaberei seit langen Jahren mit Lithographiren und Kupferstechen beschäftige und von dem er selbst überraschend schöne Arbeiten gesehen habe; der werde gewiß Auskunft geben und Rath schaffen können.

(Der Leser merkt hoffentlich noch nichts, wenn er aber etwas merken sollte, so ist er höflich gebeten, nichts zu verrathen.) Herr Marsault wenigstens merkte seinerseits nichts, und beide Herren machten sich auch bald auf den Weg, um den bewußten Gutsbesitzer zu besuchen, der ein so geschickter Steinzeichner und Graveur war. Sie wurden sehr gut empfangen, der Polizeibeamte besonders, als ein langjähriger, intimer Freund, und Monsieur Marsault nicht minder. Sie besahen auch schon am ersten Tage ihres Aufenthalts das Atelier, wo ihnen der Herr vom Hause unbefangen seine verschiedenen Arbeiten zeigt. Monsieur Marsault bringt die Rede auf die vielen falschen Banknoten, die gerade in jenem Departement am meisten circuliren, und kommt dadurch auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen. Unser Gutsbesitzer hört aufmerksam zu, er macht sogar dem Bank-Secretär aus freien Stücken verschiedene Vorschläge zur Veränderung der Zeichnungen, namentlich der Wasserschrift, und entwirft sofort einige Proben seiner Kunst.

Monsieur Marjault reißt die Augen weit auf, denn es wird ihm auf einmal etwas klar, oder steigt doch wenigstens als Verdacht in ihm auf: der Gedanke nämlich, daß gerade eine solche geschickte Hand, wie die seines Wirthes, nöthig gewesen, um die falschen Banknoten zu verfertigen, die nach Aussage der Sachverständigen so täuschend waren, daß sie selbst das geübteste Auge irreführen konnten. Natürlich behält Monsieur Marjault für den Augenblick seinen Verdacht für sich; aber schon am nächsten Morgen sagt er zu seinem Freunde, dem Polizeibeamten, den er allein im Garten trifft, ganz trocken und ohne weitere Einleitung:

„Eh bien, mon cher, unser Wirth ist wirklich der Mann, den ich suchte; den müssen wir festhalten.“

„Nicht wahr?“ entgegnete der Freund, „ich sagte es Ihnen ja, es gibt vielleicht in ganz Frankreich keinen geschicktern Zeichner.“

„Das ist auch meine Meinung,“ erwidert der Banksecretär, „und deshalb arretiren Sie ihn nur so schnell wie möglich, denn kein Anderer als er ist der Verfertiger der falschen Banknoten.“

Der Polizeibeamte fiel aus den Wolken; zuerst meinte er, es sei Scherz; als aber sein Freund ganz ernsthaft darauf bestand und seine Behauptung mit sehr schlagenden Beweisen unterstützte, auch die ganze Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen erklärte, mußte er nachgeben und seine Pflicht thun. Er glaubte wirklich zu träumen . . . sein langjähriger Freund, der Gutbesitzer, ein vornehmer, geachteter Mann im Lande,

Mitglied des Gemeinderaths, glücklicher Familienvater, selbst in Paris mit vielen angesehenen Familien bekannt und befreundet, — der ein Falschmünzer, welcher die lebenslängliche Galeere verwirkt hatte! Freilich kamen ihm nun allerlei Umstände in's Gedächtniß, die ihn schon früher frappirt, denen er aber keine weitere Bedeutung beigelegt; jetzt wurden sie zu einer lauten Anklage. Der Mann war in kurzer Zeit sehr reich geworden, hatte sein anfänglich nur kleines Besizthum durch wiederholte großartige Ankäufe zu einem wahren Landgute vergrößert, machte dabei einen Aufwand wie ein reicher Edelmann, brachte einen Theil des Winters in Paris zu u. s. w. Damals hieß es immer, er habe unverhoffte beträchtliche Erbschaften gemacht, auch in Börsenspeculationen viel gewonnen . . . jetzt war der geheime Grund und die versteckte Quelle seines Reichthums klar!

Der Banksecretär war dießmal feiner gewesen, als der Polizeibeamte; jetzt blieb dem Letztern nichts übrig, als energisch zu handeln.

Die Gendarmen des Ortes wurden in der Stille beordert, sich zur Disposition zu halten, und nach dem Frühstück, bei welchem der Gutsbesitzer, wie gewöhnlich, den liebenswürdigen, gastfreien Wirth gemacht hatte, kam der schreckliche Augenblick: der Hausherr wurde arretirt, und bei der sofort angestellten Haussuchung fanden sich in den geheimen Fächern des Schreibtisches ganze Haufen falscher Hundertfranken-Billets, über tausend, und Monsieur Marsault erkannte dieselben auf den ersten Blick als die ebenbürtigen Brüder der bewußten Banknoten, die

ihm so manche unruhige Stunde gemacht. Im entlegensten Winkel des Kellers fand man ferner in einem leeren Weinfasse die sämmtlichen Utensilien: Zeichnungen, Metallplatten, Stempel und sonstige Präparate, die zu der verbrecherischen Fabrication gedient hatten. Alles wurde nach Paris geschafft, und der Bösewicht natürlich zuerst und unter starker Bedeckung. Durch die Evidenz überwiesen, gestand er Alles: er hatte für mehr als dreimalhunderttausend Franken falsche Banknoten ausgegeben.

Allerheiligen und Allerseelen.

Der Leser weiß vermuthlich nicht, daß diese beiden Tage für die eigentliche pariser Mittelklasse (la petite bourgeoisie) die größten und wichtigsten Festtage des ganzen Jahres sind, mehr als selbst Ostern mit seinem Charfreitag und Weihnachten mit seinem darauf folgenden jour de l'an. Man sollte vielleicht bei dem als leichtfertig bekannten pariser Volke gerade das Gegentheil voraussetzen und eher meinen, daß sie den Tag der Todten mit seinem unvermeidlichen memento mori weit, weit hinter die Feste der Freude zurückdrängten; aber dem ist nicht so, und ein Fremder, der Paris nur am Allerseelentage besuchte, würde glauben, in eine wirkliche Gottesstadt gekommen zu sein. Alle Kirchen sind zunächst übervoll, doch das sind sie auch an andern hohen Festen und das sagt obendrein nicht viel, da Paris, im Verhältniß zu seiner großen Einwohnerschaft nur wenig

Kirchen hat. Man hat ja bekanntlich auch deshalb noch vier neue gebaut. Aber nach dem Gottesdienste die Wallfahrt nach den Kirchhöfen und vor Allem nach dem Père Lachaise, dem größten und berühmtesten unter allen Kirchhöfen der Hauptstadt! Zu Hunderttausenden ziehen sie hinaus, Männer, Frauen und Kinder; Jeder trägt einen Kranz, hie und da auch ein schwarzes Kreuz mit weißen Bändern, auch wohl ein Marienbild oder sonst die kleine Statue eines Heiligen, auch Blumen, Ephen, Rosmarin oder Buchsbaumzweige . . . mit leeren Händen kommt Keiner . . . und Alle haben dasselbe stille, wehmüthige Ziel: ein theures Grab, ach, oder vielleicht mehr als eines. Von der Bastille an durch das Faubourg St. Antoine und die lange rue de la Roquette ist es schwarz von Menschenmassen, Alle in Trauer, und der Dürftige hat wenigstens einen Flor oder sonst einen schwarzen Lappen um den Arm gewickelt. Die Wagencirculation hört Nachmittags schon an der Bastille auf, auch die vornehmen Leute müssen dort aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß machen: auf der Reise nach dem Kirchhof sind Alle gleich — schwarzgekleidete Diener, schwarzbetreift und mit langen Flören, folgen hie und da einer Dame in Trauer und tragen die Kränze. Das ist Alles, was vielleicht an Standesunterschied in der Menge mahnt, aber man bemerkt es nicht, oder denkt nicht weiter daran, denn Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Auf den Trottoirs rechts und links haben die Arbeiterkinder der Vorstadt kleine Altäre aufgebaut, wie man dieselben am Frohn-

leichnamsfeste in ganz Paris sieht . . . eine leidige Speculation, wenn man streng urtheilen will; denn die Kinder bitten uns um einen Sou, um für unsere Todten zu beten . . . aber man urtheilt eben heute nicht streng, und die kleinen Mädchen knieen auch wirklich nieder und sprechen ein Gebet, was rührend aussieht. Bei weitem widerwärtiger ist der Lärm und das Geschrei in der Nähe des Kirchhofs, wo wir von hundert und aber hundert Kranz- und Kreuzverkäufern bestürmt werden, die uns um geringe Preise ihre Waaren anbieten „pour porter un souvenir à votre mort“ wie sie sagen, vielleicht ohne den ernststen Doppelsinn zu ahnen, der in jenen Worten liegt.

Der Kirchhof, diese ungeheure Metropole, ein zweites Paris, aber ein Paris der Todten, ist schon seit dem frühen Morgen von Menschen angefüllt und Nachmittags ist kaum ein Plätzchen frei. Nur in den großen Hauptalleen bleibt die Passage ununterbrochen, und nach und nach gelangt Jeder an den stillen Fleck Erde, der für ihn irgend ein Liebes, oder auch sein Liebstes birgt. In den prächtigen Kapellen, welche die Reichen über den Gräbern ihrer Angehörigen aufführen lassen, sieht man überall brennende Kerzen, und das Innere schimmert in Marmor und Gold . . . dicht nebenan ein schlichter Erdhügel mit einem hölzernen Kreuz und verblichenen Atlasbändern; aber die Monatrosen und Astern, oft auch Beilchen und Sammetblumen stehen in herrlicher Blüthe: ein lichter Frühlingsgruß mitten im Spätherbst, wie wenn bis in diese Regionen der Ruhe und des Friedens

die winterlichen Stürme nicht drängen. So sah es wenigstens in diesem Jahre auf dem Père Lachaise aus: der ganze unermessliche Kirchhof, der amphitheatralisch gebaut ist, so daß man von seiner Höhe herab nicht allein ganz Paris übersieht, sondern noch meilenweit über die Stadt hinaus nach allen Seiten — der ganze Kirchhof prangte in diesem Jahre, Dank dem herrlichen Wetter, in einem Blumenflor, wie man es nie gesehen; er hatte sich zu seinem Feste gepuht, nicht wie zu einer Todten-, sondern wie zu einer Auferstehungsfeier. „Blumen verhüllen die Gräber besser, als Schnee,“ sagt Jean Paul, „denn sie mahnen an den jenseitigen himmlischen Frühling.“ Das schöne Wetter ist wie ein Trost für die Kirchhofsgänger, die, so will es mir wenigstens vorkommen, vielleicht weniger betrübt sind, wenn die helle Sonne, dies Bild des ewigen Lebens und der ewigen Liebe, vom Himmel lacht.

Post festum.

Ich bin wirklich einmal am 2. Januar, also am Tage nach der großen Neujahrscur, in den Tuileries gewesen; zum ersten Januar hatte ich, trotz meiner „guten Freundschaften“ im Schlosse, keine Einladung erhalten; auch glich mein Besuch gar sehr einer schnell durchgeschmuggelten Contrebande, und konnte sich, selbst unter dem Schutze eines befreundeten Portiers, für dessen Hausarzt ich seit Jahr und Tag gelte, nur auf die Empfangsäule erstrecken, denn die übrigen Räume der Tuileries, wo

die Majestäten wohnen, sind wie gefeit, so streng werden sie bewacht: berittene Guiden unten in den Höfen an den Haupttreppen, gewehrshulternde Grenadiere in den Corridors, helmtragende Centgarden mit gezogenem Degen in den Vorzimmern. Im Marschallsaal wurde gerade gelüftet und abgestäubt, auch der grünsammtne Thronfessel erhielt seinen coup de plumeau wie jedes andere Erdenmöbel; die Diener fegten und lehrten den Schmutz aus allen Winkeln zusammen, wahrhaftig ganz wie in jedem sonstigen ehrlichen Bürgerhause, wenn „große Gesellschaft“ gewesen ist, und die Frotteurs kamen und wischten die Parquetböden und machten nicht einmal zufriedene Gesichter dazu, denn die Arbeit war keine geringe.

In der Galerie de Diane sah es noch wilder und unwirthlicher aus: abgerissene Bandschleifen und vertrocknete Bouquets lagen auf dem Boden umher und auf einem Tabouret in einer Fensternische fand ich einen schmutzigen, aber eleganten Federhut, auf den man augenscheinlich getreten hatte. Wie mag der Unglückliche, der ihn verloren, nur zum Saal hinaus und nach Hause gekommen sein und wie mag er die Reverenz vor den Majestäten ohne diese unentbehrliche Kopfszier zu Wege gebracht haben? Eine Fülle von ernstern Hypothesen, deren ich mich gewaltfam erwehrte, weil mein Führer, der Portier, zum Weitergehen drängte, denn gar oft erscheint an solchen Reinigungstagen ein oberer Schloßbeamter in den Galerien und Sälen, um die Arbeiten zu inspiciern und ein solcher hätte möglicher Weise die Inspection auch auf mich ausdehnen können.

Unser hastiges Entfernen verhinderte uns aber nicht, im grünen Saal des Pavillon de Marfan, wo die Buffets gewesen und sich noch vielfache Reste vorfanden, vorzüglich ganze Batterien von Wein- und Liqueurflaschen in blendendem Krystall, einen kleinen Imbis und einen größern Zutrunk zu nehmen; im Gegentheil, einer der Aufseher, der schon eine oder zwei Sprossen höher auf der Bedientenleiter zu stehen schien, zog ungenirt ein paar vergoldete Lehnstühle herbei, auf Ehre, mit echten Sobelins überzogen! und nöthigte uns zum Sitzen, wie wenn er der Herr des Hauses gewesen wäre. Dabei rollten unten im innern Schloßhof die Equipagen ab und zu, so daß mir ganz unheimlich zu Muth wurde. Und am Abend desselben Tages (wie doch das Schicksal mit uns spielt!) aß ich mit einem deutschen Professor, der sich schon eine Woche lang vergebens nach vaterländischem Sauerkraut umgesehen und gesehnt, eine Portion dieses hier leider verkannten Gerichtes, noch dazu bei Krautheimer's Nachfolger an der Barrière Montmartre, so recht unter Arbeitern und Mauerleuten; — sehr wahrscheinlich war ich unter den dreihundert Blousen der einzige Gast, der am Morgen im Thronsaal der Tuileries gewesen, und doch war ich, trotz dieser Auszeichnung, gar nicht hochmüthig, sondern bezahlte beim Fortgehen meine zwölf Sous wie die Uebrigen, nur daß ich zwei Sous für den Garçon hinzufügte, denn etwas, das meinte der Professor auch, ist man denn doch seinem Stande schuldig.

Ein unterirdisches Bankett.

Es war wirklich einzig in seiner Art, daß nie da-
gewesen und auch vermuthlich nie wieder sein wird.
Den Leser hätten wir schon hinführen können, wenn
auch in starken wasserdichten Stiefeln, aber die Leserin
wohl kaum, denn sie hätte sich gefürchtet. Gefahr war
übrigens nicht dabei, auch war Alles sauber und kein
zweideutiger Geruch drang in den festlichen Raum. Eine
eigenthümliche Einleitung, nicht wahr? Aber das Bankett
war auch ganz eigenthümlich. Da gab es keinen Blumen-
duft und keine Frühlingspracht, auch keine vergoldeten
Säle mit Spiegeln und Kronleuchtern, nicht einmal das
Blau des Himmels konnte man sehen, und kein Laut
der lebenden Welt drang hinein in den Festsaal, den
man über zwanzig Fuß tief unter der Erde erbaut hatte.
Eine wahre Räuber- oder Geistergeschichte, ruft die
Leserin und will schon gar nicht mehr von der Partie
sein, und doch waren Damen zugegen, die herzlich mit
ihren Champagnergläsern anstießen und gar keine Angst
hatten.

Die Pariser sollen das Bankett den Engländern
nachgemacht haben, und wirklich brachte auch einmal
die „Times“, wenn wir uns recht erinnern, eine ähnliche
Geschichte; aber was schadet das, denn die unsrige ist
damit doch wahr.

Der große Abzugscanal, oder das Hauptstiel
(l'égoût-collecteur), ein gewaltiges unterirdisches Ge-
wölbe, das aus der Rue de Rivoli kommt, unter dem

Concordeplatz und einem Theil der elyseischen Felder hindurchgeht und bei Passy in die Seine ausmündet, war nach jahrelanger Arbeit endlich fertig geworden. In seiner Art hier unter der Erde ein ebenso großes Meisterstück der Baukunst, wie die Brücken und Paläste über der Erde. Die Siehle von halb Paris vereinigen sich in diesem Hauptcanal und führen auf diese Weise alle Wassermassen (freilich kein eau de Cologne!) in die Seine. Deshalb sprachen wir oben von Wasserstiefeln und ominösen Gerüchen und auch doch wieder nur im Scherz, denn am Tage des Banketts war der Canal noch sauber wie ein Tanzsaal. Die Architekten und Ingenieure hatten eine Menge Freunde hier unten zur Tafel geladen, um den Canal würdig einzuweihen, und auch die Arbeiter hatte man dabei nicht vergessen. Man war aber doch vorsichtig genug gewesen, die Tafel in die Nähe des Ausganges zu stellen, was ein sehr hübsches Bild auf die vorbeischießende Seine gab und wie in einem runden Rahmen ein kleines Stück des gegenüberliegenden Ufers zeigte. Vor Tische wurde mit Fackeln eine Promenade durch den ganzen Canal gemacht, bis hin zu der letzten Scheidemauer, die aber jetzt, wo wir dies schreiben, längst gefallen ist; denn der Canal trat sofort in volle Function und dürfte wohl schwerlich je eine ähnliche Gesellschaft wie die damalige in seinen dunkeln Mauern beherbergen.

Der große Nutzen dieses neuen Wassertunnels hat sich übrigens bereits praktisch bewährt und zwar bei Gelegenheit der letzten Wolkenbrücke, die in der Stadt

so gut wie gar keine Verheerungen angerichtet haben, wohingegen dieselben früher die tiefliegenden Quartiere des Quais oft ganz unter Wasser und dadurch in Noth und Schrecken setzten.

Der Canal ist seiner ganzen Länge nach an einer Seite mit einer Galerie versehen, auf welcher die Arbeiter hin und her gehen können, um die Schleusen und Nebencanäle zu inspiciren. Auch für kleine Rachen hat man gesorgt, um bequemer von einem Ende zum andern zu gelangen: eine eigenthümliche Wasserfahrt, und eine auf der freien Seine bei Neuilly wäre uns lieber, aber wir haben ja auch nicht nöthig mitzufahren.

Prinz Oscar von Schweden.

Der Prinz reiste incognito, weshalb er auch nicht in den Tuilerien, sondern im schwedischen Gesandtschaftshôtel abstieg; auch blieb er nur wenige Tage. Ihm zu Ehren wurde aber doch ein Familientdiener in St. Cloud gegeben, zu welchem man sämmtliche nahe und ferne Verwandte des Kaisers eingeladen hatte. Auch den Prinzen Oscar ließ man bei dieser Gelegenheit auf Freierrfüßen gehen, wie früher den König von Holland, den Vetzern natürlich nicht für sich selbst, sondern für den Prinzen von Oranien.

Die Prinzessin Anna Murat*) war die Coeur-

*) Die spätere Herzogin v. Mouchy (s. S. 64).

Dame jener königlichen Präntionen; sie war zugleich die einzige heirathsfähige Prinzessin des kaiserlichen Hauses, und auch nur in der Seitenlinie, weshalb sie den bloßen Titel „Hoheit“ führt. Bekanntlich reducirt sich die eigentliche kaiserliche Familie auf sechs Personen (den Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Sohne, den Prinzen Napoleon mit seiner Frau und die Prinzess Mathilde), was den Kaiser selbst am peinlichsten berührt, vorzüglich wenn er an Napoleon I. denkt, der stets (wenigstens in den letzten Jahren seiner Macht) bei feierlichen Audienzen und großen Aufzügen von vier Königen und Königinnen und einer Menge Prinzen und Prinzessinnen umgeben war. Der Tod hat schrecklich aufgeräumt in der Familie Bonaparte, die noch im Jahre 1811 einundsechzig Glieder in directer Abstammung ersten und zweiten Grades zählte.

Prinz Oscar wollte indeß, bevor er nach Schweden zurückkehrte, in die Pyrenäen reisen und zwar nach Pau, um dort das Haus zu sehen, wo sein Großvater als Jean Bernadotte geboren wurde.

Jenes Haus liegt in der Straße gleichen Namens, und auch ich habe es einst besucht und in dem Garten gestanden, wo der Ahnherr der jetzigen schwedischen Königsfamilie als Kind gespielt. Eine schlichte Marmortafel über der Thür erinnert an dieses seltsame Spiel des Schicksals; doppelt seltsam, da eben Bernadotte, obwohl der am wenigsten ebenbürtige, doch der einzige von allen Napoleonischen Königen war, die den Fall ihres Herrn

und Meisters nicht allein überdauerten, sondern ihre Dynastie sicher und fest begründeten.

Noch interessanter aber war mir bei meinem Aufenthalte in Pau der Besuch, den ich dem damals noch lebenden jüngern Bruder des Königs von Schweden machte, dem alten Charles Bernadotte. Dieser Charles war nämlich der Einzige aus der Familie gewesen, der die plötzliche Erhebung des Marschalls Bernadotte auf den schwedischen Königsthron für kein großes Glück ansah und sich deshalb auch weigerte, sein Vaterland zu verlassen und nach Stockholm an den Hof seines Bruders zu gehen. Er kaufte zwischen Pau und Oleron, am Fuße der Pyrenäen, also in einer wahrhaft paradiesischen Lage, ein Besitztum, das er nach und nach zu einem bedeutenden Landgute vergrößerte und führte dort, von zahlreichen Kindern und Enkeln umgeben, ein glückliches, patriarchalisches Leben, sorgenlos und gastfrei und ein Vater der Armen.

In dem weiten, treibhausähnlichen Gartenlaale, wo er die zahlreichen Fremden so herzlich und zuvorkommend empfing, als wären sie sämmtlich langjährige Freunde und Bekannte, sah man im Hintergrunde das lebensgroße Standbild des Königs im Krönungskostüm und reichem Goldrahmen, überprächtigt in der einfachen, ländlichen Umgebung. „C'est mon frère, le roi,“ sagte der alte Mann stets zu den Besuchenden, indem er sie zu dem Bilde führte; er sprach diese Worte mit einem gewissen Selbstgeföhle: das war die einzige Eitelkeit des schlichten Bürgers, die man wohl nicht nöthig hatte, ihm

zu verzeihen. Bei meinem Besuche traf ich dort zufällig den alten Marschall Harispe, einen Haudegen aus der ersten Kaiserzeit, der als geborener Baste und noch dazu ein Bauernsohn, sich später in seine romantische Heimath zurückgezogen hatte. Er wohnte auf seinem Landgute St. Jean, nicht weit von Pau und war einer der besten Freunde der Familie Bernadotte. Der Marschall trug beständig seine alte Uniform: hohe Stiefeln, gelbe Lederhosen, den grünen, rothbesetzten Frack mit einem weißen, über die Brust geknöpften Plastron und den großen silbernen Stern der Ehrenlegion; er litt stark an Sicht, die er sich in der Beresina geholt, war aber dabei sehr lustig und jovial, nur fluchte er gewaltig bei jeder Gelegenheit. „Il se croit toujours en Russie,“ sagte der alte Bernadotte, um ihn zu entschuldigen.

Beide Männer sind jetzt seit mehreren Jahren gestorben; aber beide haben noch die Proclamation des neuen Kaiserreiches erlebt.

Pour les pauvres, s'il vous plaît.

Der Pariser ist mildthätig von Natur; nur muß er durch irgend ein großes Unglück daran gemahnt werden. So wie aber ein Aufruf zur Hülfe erscheint und für die davon Betroffenen gepredigt und gesammelt wird, drängt sich Alles in die Kirchen, denn auch der letzte Ouvrier will seinen Sou dazu geben.

Man sah dies recht bei den Sammlungen für die

arbeit- und brotlosen Baumwollenspinner im Norden; da offenbarte sich das große Paris, das vielberufene und vielgeschmähte, von seiner edlern, bessern Seite, und die leichtfertigen, losen Gemüther zeigten auf einmal Mitgefühl und Herz; die Frauen auch hier in erster Reihe, von der Herzogin, die in ihrem Salon jedem Besuchenden eine elegante Sparbüchse entgegenhielt und nur Gold annahm, bis herab zu meiner alten Zeitungsfrau an der Passage de l'Opéra, die vier Sous für die „Patrie“ verlangte, damit ihr Beitrag um so größer werde. Auch Besuche erhielten wir mehrfach; so namentlich von barmherzigen Schwestern, die von Haus zu Haus zogen und sammelten — o, wie gibt man ihnen so gern! Auch ein Paar Trommelschläger von der Nationalgarde klopften bei uns an; sie wackelten freilich ein wenig, denn ein nüchterner Pariser Tambour gehört, wie der Phönix, in das Reich der Fabel . . . wie gesagt, sie wackelten ein wenig, aber da ihrer zwei waren, so konnten sie sich gegenseitig stützen. Sie sammelten in ihrem Stadtviertel von Haus zu Haus, und hätten sich gewiß ein schweres Gewissen daraus gemacht, auch nur einen Sou von den erhaltenen Geldern zu vertrinken.

In den Kirchen saßen an den Ausgängen die vornehmen Damen in Sammt und Seide, gepuht wie zu einer großen Gesellschaft, das ist einmal Pariser Sitte: „pour les pauvres ouvriers, s'il vous plait!“ und man wagte nicht fortzugehen, ohne etwas zu geben. In Saint-Germain-l'Auxerrois ging sogar die Prinzessin Mathilde in höchsteigener Person durch die Reihen der

Gläubigen, von zwei prächtigen Schweizern begleitet, mit Hellebarden, Federhut und über und über mit Silber betrefft die Schweizer in den großen Pariser Kirchen sehen stets aus wie die Kartenkönige. Schade, daß man nicht das viele Silber, das sie auf ihren Staatsröcken tragen, zu Gelde münzen kann! — Auch der kleine Charles, der Sohn meines Hauswirths, hatte aus seiner Sparbüchse die Hälfte seines Vermögens hergegeben: drei spiegelblanke Frankenstücke. Es kam ihm etwas hart an, dem guten Bürschchen, aber er gab sie doch — und hoch über uns schaut das ewige Vaterauge Gottes auf die Kleinen wie auf die Großen, auf den Sou wie auf den Louisd'or, und der Allgütige verzeiht ihnen dafür vielleicht manche frühere Schuld. Ja, wer weiß, Er hat ihren Brüdern wohl nur deshalb jenes harte Leiden gesandt, damit sie selbst, diese gottlosen Weltkinder, aus ihrer bequemen Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden, um Gutes zu thun und zu helfen und sich dadurch als wahre Christen zu fühlen und zu zeigen.

Sylveſter.

„Das neue Jahr!“ Also schon wieder einmal, wie hier an der letzten Nummer, so am letzten Tage des Jahres angekommen.

Wenn sie am ersten Januar vor uns liegen, die 365 Tage, so dehnen sie sich so lang aus, fast unermesslich, und wenn wir sie am letzten December hinter uns

haben, so erscheinen sie uns so klein, fast wie ein Nichts. Wenn man sich gar die letzten zehn Jahre zurückeruft, die man wie eine kleine Ewigkeit antrat, und die doch so schnell dahingeschwunden, ja verflogen sind, als ginge der Dampf im Vergleich damit nur langsam: dann merkt man doch, daß man älter geworden ist — wo nicht alt. Und wenn man vollends an diejenigen denkt, denen das verflossene Jahr das letzte gewesen, so Doch nein! Keine trüben, dunkeln Gedanken und Bilder am heutigen Sanct Sylvester; sie kommen uns ohnehin („das Leben,“ sagt Jean Paul, „ist selbst für den Glücklichsten nur ein Lächeln durch Thränen“): aber behalten wir sie allein im stillen Herzen und mit Gott. Der Mißklang wäre auch diesmal wirklich gar zu störend; denn auf der Treppe lärmen und jubeln die Kinder meines Hauswirths, — so wie man Kinder sieht, ist ja ohnehin alle Traurigkeit verschucht — sie klopfen ausgelassen an alle Thüren, und mehr als ein Lockenköpfchen hat sich schon in mein Zimmer gedrängt, mir Glück gewünscht und mir feierlich verschmigt eine Orange auf den Schreibtisch gelegt. Unwiderstehliche kleine Bettler, die mit der Wurst nach dem Schinken werfen! Denn man muß ihnen die Orange mit Bonbons und Spielsachen zurückbezahlen. Ihre Schuhe und Pantoffeln hatten sie mir schon, nach französischer Sitte, am Weihnachtsabend gebracht und mit ernsthafter Miene vor's Kamin gestellt, und l'enfant Jésus war auch richtig gekommen und hatte ihnen allerlei bunten und süßen Kram hineingelegt. Nun mußte das kleine, lose Volk mir doch

gratuliren und zugleich nachsehen, ob nicht etwa das Christkind das eine oder andere Päckchen oder Säckchen in der Eile vergessen hatte. Gott mit euch, ihr reinen, unschuldigen Seelen, und die heilige Jungfrau behüte euch, euch und die gesammte Kinderwelt weit und breit! O, wer wieder euch gleich werden könnte, um glücklich zu sein! —

Les Odeurs de Paris

von Louis Feuillet. (1867).

„Jetzt rede frei, wie's einem Manne ziemt.“

Ich kann auch ernsthaft sein, wenn's darauf ankommt; das wissen die meisten meiner Leser recht gut; was sie aber vielleicht nicht recht wissen, ist, daß ich es gern weit häufiger sein möchte, als ich mir gewöhnlich den Anschein gebe. Aber wie schon nach Salomo alles in der Welt seine Zeit hat, so vornehmlich der Ernst und der Scherz, und der letztere hat jedenfalls an hiesiger Stelle ein Prioritätsrecht; denn in einer leichten Lektüre, wie doch einmal diese Bände sind, will der Leser in erster Reihe unterhalten werden. Freilich — diese Notiz für die gestrengen Herren Kritiker — sollte ein geschickter Autor beides vereinigen, *utile cum dulci*; aber zu dem eben genannten Beiwort muß ich für meine Person ein bescheidenes Fragezeichen machen und zugleich an den alten Göthe erinnern, der sogar für die dramatische Sphäre, die doch gewiß hoch über dem Feuilleton steht, die praktische Regel schrieb:

„Besonders laßt genug gesehen,
So daß die Menge staunend gaffen kann;
Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.“

Und dies „zufrieden nach Hause Gehen“ des lieben Publicums ist schließlich ja doch unser Aller Endzweck und Wunsch. Aber von Zeit zu Zeit mag auch jenes andere Motto an seinem Plage sein, das ich meinem heutigen Berichte vorangesezt habe; nur müssen wir, wie dies Mal, durch ein besonderes Ereigniß daran erinnert werden. Wir lebten hier nämlich in den letzten Monaten des Jahres 66 ruhig und unbesorgt von einem Tage zum andern; ruhig, denn wir kennen unsere Pflicht als gute Staatsbürger, und unbesorgt, weil man es eben hier zu Lande nicht gern sieht, wenn Einer sich allzuviel Sorgen macht. Der Hof war noch in Compiègne, und wir lasen mit schuldigem Respect die kleinen Hofbulletins und auf den Serienlisten die Namen der glücklichen Gäste. Dann sahen wir die Butter-, Käse- und Geflügel-Ausstellung, so unschuldig und unversänglich, daß nur zwei Stadtsergenten am Haupteingange standen und gar keine in den Sälen selbst zu sehen waren, was bei einer solchen Gelegenheit seit Menschengedenken in Paris nicht vorgekommen ist.

Wenn etwa irgendwelche Bewegung in den Gemüthern herrschte, so bezog sich dieselbe auf die bevorstehende Weihnachts- und Neujahrszeit und die damit verbundenen „étrennes.“ Wir waren aber unsererseits entschlossen, dies Mal kein Wort darüber zu sagen, weil

wir schon zu oft davon gesprochen haben. . . . Und nun fällt es plötzlich über Nacht in diese friedliche, ruhige Zeit, wo Keiner an etwas Schlimmes denkt, wie eine Bombe unter die guten Leute, — wie eine Bombe vom schwersten Kaliber sogar, die mit lautem Getöse zerplatzt und weithin Feuer, Flammen und Funken schleudert, daß Alles angstvoll nach allen Seiten aus einander flieht: — — das neue Buch Veuillot's: „Les Odeurs de Paris.“

Seit der famosen Broschüre La Guéronnière's vom Jahre 1860: „Le Pape et le Congrès,“ die damals die Losung zu der anderthalbjährigen Pariser Broschüren-Sündfluth gab, ist wohl keine Schrift erschienen, die solches Aufsehen gemacht hätte, und so allgemein in allen Kreisen der Weltstadt, wenn auch auf das verschiedenartigste, wäre besprochen worden, als diese „Gerüche,“ die der schlimme, böse Mann in der Rue du Bac als Potpourri zusammengetragen hat. Dies letzte Bild ist buchstäblich zu nehmen, insofern nämlich „pourri“ verfault heißt; denn selbst kräftige Leser thun wohl daran, bei dieser Lectüre irgend ein stärkendes Riechwasser bei der Hand zu haben. Den Leserinnen wage ich gar nichts zu rathen, denn für sie ist das Buch entschieden nicht geschrieben. Vielleicht schon ein Mangel und eine Schattenseite; und wahrlich nicht die einzige. Schrieb ich selbst doch dieser Tage an den Verfasser, denn ich darf mir als alter Freund schon etwas herausnehmen: „Ich habe so eben die Lectüre Ihres neuen Buches vollendet. Leider ist wohl alles wahr, was Sie darin

sagen; aber wie ist alles traurig, wie entmuthigend, wie trostlos! Es ist ganz das Paris an einem jener abscheulichen Schmutz- und Regentage, die an die alte, verrufene Lutetia erinnern. Nicht ein kleines Stückchen Himmelblau, kein einziger Sonnenstrahl, nicht einmal ein winziges Blümchen auf all' den 450 Seiten! Paris hat doch auch hier und da*) etwas von diesen letztgenannten Dingen, nicht wahr?"

Trotzdem ist ein neues Buch von Beuillot immer eine bedeutende Erscheinung, die nicht allein eine Besprechung verdient, sondern eine solche gewissermaßen herausfordert. Nehmen wir es also zur Hand und versuchen wir, im flüchtigen Ueberblick, dem Leser ein Bild des Ganzen zu geben, hin und wieder auf Einzelnes eingehend, aber stets, schon um nicht zu lang zu werden, den allgemeinen Standpunkt festhaltend. Das Werk ist ohnehin so specifisch französisch, Parisisch wäre noch besser gesagt, daß es sehr wahrscheinlich nicht in's Deutsche übersezt werden wird, — es müßte denn eine geschickte Feder, wär's auch nur des Stils wegen, einen Auszug daraus machen wollen und die 450 Seiten auf etwa 150 reduciren.

*) Ich konnte in meinem französischen Briefe dies „hier und da“ durch „ça et là“ ausdrücken und damit auf die beiden gleichnamigen Bände Beuillot's anspielen, die wohl zu dem Besten gehören, was er je geschrieben hat, und in denen er bei dem strengsten und unerbittlichsten Tadel über alle Fehler, Irrthümer und Schlichkeiten seiner Zeit stets ein verfühnendes Wort der Milde, der Hoffnung und des Trostes findet.

„Mein früheres Buch „le Parfum de Rome,“ sagt der Verfasser in der Vorrede „Rome — Paris,“ „hat mir die Idee zu dem jetzigen, „les odeurs de Paris,“ gegeben. Rom und Paris sind die beiden Häupter der Welt, Rom das geistige, Paris das materielle Haupt. Paris, die Materie, meint, es brauche Rom, den Geist, nicht mehr; ja, es betrachtet Rom als bereits vernichtet und will sich an seinen Platz setzen. Nicht Alle denken so, aber Diejenigen, die so denken, sind in so überwiegender Mehrzahl, daß die Gegner verschwinden, überstimmt und fast lächerlich werden. Viele versichern uns auch, daß es nicht Paris, sondern Florenz ist, das darauf ausgeht, jenes geistige Haupt abzuschlagen. Aber Florenz ist hier kaum der Arm, der den Todesstreich führt. Hat man je den Hentzer für die Hinrichtung eines Verurtheilten verantwortlich gemacht? . . .

Ich ging eines Tages in Rom vom Monte Pincio, der im duftigsten Lenzkleide prangte, hinüber zum Vatican, von dessen Altären die Weihrauchwolken emporstiegen, und dachte an einen Artikel, den ich am Morgen in der „Revue des deux mondes“ gelesen hatte, und in welchem es hieß: „In Rom riecht es nach Tod und Verwesung;“ — ich stand gerade an der Brücke, die nach der Engelsburg führt, vor mir die Bildsäulen der beiden Apostel Petrus und Paulus, Jener gekreuzigt, Dieser enthauptet, und die dennoch nicht todt sind, sondern ewig leben. Und weiter dachte ich an das heimathliche Frankreich, wo ich selbst mit so manchem Gefinnungs-genossen eine Luft athmen muß, die nach nichts weniger

als nach frischem, freiem Leben riecht, und wo uns gar mancherlei Gedanken durch den Kopf gehen, mit denen wir uns wohl hüten werden, in den ersten besten Omnibus zu steigen. Das weiß sogar die Revue des deux mondes ebenso recht gut, wenn sie anders ehrlich genug sein will, es zu gestehen.

So kam ich dazu, die „Pariser Gerüche“ zu schreiben. Aber die Aufgabe war eine harte und der Weg ein mühevoller und unerfreulicher. In Rom, unter dem sonnigen Himmel Italiens, besuchten wir die herrlichen Kirchen, die von Gold und Marmor strahlen, und die mit ihren Kunstwerken erhebend und mit ihren Reliquien erschütternd an unser Herz reden; wir traten an heilige Gräber, und unsere Bewunderung wurde zum Gebet; und dann schauten wir hinüber zu den majestätischen Ruinen, auf denen die Geschichte, die große Lehrerin, steht und uns die gewaltige Vergangenheit in einem untrüglichen Spiegel zeigt. Das waren schöne Wege und unvergeßliche Stunden! Kunst und Wissenschaft gaben uns das Geleit, Frömmigkeit und Buße grüßten uns still, und der Glaube entfaltete seine engelreinen Schwingen und wandte den verklärten Sehnsuchtsblick hinauf zu den reinen Höhen! . . . Und nun (o der Wandlung!) durch die Straßen von Paris und über die Boulevards, mit ihrem entsetzlichen Schmutz, mit ihrem wilden Gewühl, mit der rohen Alltäglichkeit ihrer geschäftigen Massen. Oder gar Abends in die erstickende Gasluft und in den Tabakrauch der Kaffeehäuser, Concerte und Theater, und Nachts in die dunkeln Schlupfwinkel der

Verbrechen und Sünden! Das habe ich gesehen und gehört, und wenn auch nicht alles mit eigenen Augen und Ohren, so doch den Histrionen nachgeschrieben, die getreu alle Bewegungen der Pariser Menge erzählen, — und dann, dann wehte es mich an wie Tod und Verwesung. Ich will auch den bittern und harten Ton in meinem Buche nicht entschuldigen; ich konnte nicht anders. Es ist kein Haß in meiner Brust, wohl aber das Gefühl einer unendlichen Verachtung. Ich will diese Verachtung oft bemeistern, um zu verzeihen, und vermag es nicht. Zu nahe gewahre ich die Verworfenheit und die Dummheit der Menschen, diese wohl noch größer als jene, und die allgemeine Verschwörung beider gegen den Heiland, gegen Religion und Kirche; und in solchen niederschlagenden, dunkeln Stunden, wo mich sogar das Letzte, die Hoffnung, verläßt, schreibe ich dann jene bittern und harten Worte, um an die Zuchtruthe zu mahnen, die früher oder später auf die schuldigen Häupter herabfallen wird. Und in solchen Momenten ist es mir, als sei ich, wie jener Mann, den eine unwiderstehliche Gewalt hinaustrieb auf die Wälle Jerusalems, das sich, obwohl schon gefährdet und bedroht, noch hochmüthig und gottvergessen brüstete: . . . „Wehe, dreifaches Wehe über dich, du unglückliche Stadt, und Wehe mir selbst, der ich dies schauen muß und verkündigen!“ . . . und am dritten Tage sank er hin, von einem feindlichen Geschosse durchbohrt.“ —

Ich habe absichtlich bei der Vorrede etwas länger verweilt, weil sie gewissermaßen das Buch selbst commen-

tirt und dessen Inhalt entschuldigt; sie klingt wie bei einem Schiffbruch der Nothschrei durch die trübe Luft, fast ungehört, oder doch von den brandenden Wogen schnell wieder übertönt, — und der nahe und ferne Nebel verdeckt unerbittlich den rettenden Hafen mit den Leuchtfeuern auf seinen sichern Thürmen. Ich kann mich nun bei Besprechung des Buchs selbst kürzer fassen.

Zuerst wird die Tagespresse beleuchtet und zwar die sogenannte „grande presse,“ d. h. die großen politischen Journale von Paris. Ein gefährliches Terrain, auf welchem der Verfasser, das sieht man trotz allen Wendungen einer geschickten Stilistik, wie auf Eiern, oder, wenn das Bild zutreffender ist, wie zwischen Rasirmessern umher geht. Natürlich kommt zunächst die officiöse Presse an die Reihe; und da er dieser nicht gerade heraus seine Meinung sagen kann, so muß die persönliche Polemik als Schale den fehlenden Kern ersetzen. Das ist wieder eine, allerdings durch die Nothwendigkeit aufgedrungene Schattenseite des Werkes, wenigstens in diesen ersten Capiteln, was seinen litterarischen Werth wesentlich beeinträchtigt. Der arme „Constitutionnel“ und seine Redactionstrias, Dréolle, Grandguillot und Limayrac („alle drei Ritter der Ehrenlegion und sonstiger Orden“), bekommen es mit vollen Händen aus dem reichen Füllhorn des Spottes und der Ironie, das dem Verfasser zu Gebote steht. Das genannte Blatt muß namentlich für die Devise büßen, die es seit einiger Zeit bei jeder Gelegenheit auf seine Tricolore schreibt, um sich bei den großen Massen als gut katholisch zu empfehlen: „catho-

lique sincère, mais indépendant,“ d. h. unabhängig von Rom. „Wenn ihr euch aufrichtige Katholiken nennt — merke dir das, behänderte Drei! — so bekennst ihr damit, daß Christus, alleiniger und wahrer Gott, durch den Mund Petri, also des Papstes spricht. Wenn ihr aber zu gleicher Zeit als „unabhängig“ das Wort des Papstes verwerft, so ist das . . . gerade das, was ihr selbst seid; ihr wißt schon, was ich meine.“ Derartige Keulenschläge, die höher und weiter zielen, als bloß auf den „Constitutionnel“ (auf den Sack schlägt man, den Esel meint man) finden sich fast auf jeder Seite. Beauclot ist ein scharfer Logiker, und wer das Unglück hat, mit einer falschen Prämisse in das Netz seiner Deductionen zu kommen, ist verloren, wie eine kleine Fliege vor einer gewaltigen Spinne.

Auch die Tageschronik der großen Presse wird beleuchtet; sie erscheint dabei freilich in einem kläglichen Lichte. Hätte der Verfasser, um sein hartes, wegwerfendes Urtheil zu begründen, nicht seitenlange, textgetreue Auszüge gegeben, so würde man derartige Schreibereien, noch dazu in den bedeutendsten Pariser Journalen, geradezu für unmöglich halten. So die elendesten und schmutzigsten Ehebruchs- und Entführungsgeschichten, die auf dem Opernballe beginnen und in dem cabinet particulier irgend eines Boulevardkaffeehauses schließen, die Détails dergestalt cynisch und platt, daß man es, wie gesagt, gedruckt lesen muß, um es zu glauben. „Ich habe mir die Mühe genommen,“ sagt der Verfasser, „all’ den Schmutz Monate lang zu durchstöbern, wie ein Lumpen-

sammler, der aus den Kehrthäufen die ekelhaftesten Dinge zieht. Und dergleichen Unrath finden wir in Zeitungen, die von der kaiserlichen Regierung autorisirt sind und oft sogar ihre Politik vertreten, die in anständigen Bürgerfamilien, wohl gar von unseren Gattinnen und Kindern gelesen werden!" —

Jetzt aber zur Erholung ein mehr heiteres Bild: die Kartographen des „Siècle," Gebatter Havin an der Spitze. Havin erscheint auch oft als „Habet vinum" (d. i. „aus ihm spricht der Wein"), eine Anspielung auf die Weinhäuser und Kneipen, in denen vorzugsweise das „Siècle" gelesen wird. „O Kartographen (ich bitte, zu bemerken, daß ich Beauillot wörtlich citire), ihr wißt, daß man mir die Hände gebunden und mein Tintenfaß und meine Federn unter hoch-obrigkeitliche Aufsicht gestellt hat;*) die schöne Zeit ist längst dahin, wo ich euer Verdauungsstunde und Nachtruhe störte; jetzt könnt ihr verdauen und ausruhen, so viel ihr wollt, und oben-drein auf mich schelten und schimpfen: ich darf nicht mehr antworten. Nicht wahr, Gebatter Havin, die Rache ist süß? Aber deshalb lese ich auch euer Blatt gar nicht mehr, um mich nicht nutzlos zu ärgern. Doch wie der Zufall spielt! Bringt mir mein Schuster kürzlich ein paar neu verfohlte Stiefel und zwar in eine von euren Nummern eingewickelt. Sollte die Nummer, frag' ich mich, noch etwas Anderes enthalten, als meine zwei ehrlichen

*) Als Beauillot dies Buch schrieb, bestand noch immer das Verbot seiner Zeitung „l'Univers," die erst nach der Proklamation des neuen Preßgesetzes wieder erscheinen durfte.

Pflastertreter? Und ich widerstand der Versuchung nicht und schaute hinein. O Katakographen, ihr seid ganz dieselben geblieben, und die letzten sechs Jahre haben euch weder gebessert, noch verändert! Dasselbe Glorifications-Geschwätz Voltaire's und dieselben abgedroschenen Witze über Monotte und Patouillet*), dieselben elenden und verächtlichen Angriffe auf die Kirche und Religion. Selbst meine Stiefel, in denen ich doch morgen durch den Pariser Koth waten muß, scheinen mir zu gut, um in euere Prosa eingewickelt zu werden. Ich sage nichts mehr; aber wer wissen will, wie mir bei dem bloßen Gedanken an das „Siècle“ zu Muthé ist, der stelle sich einen Gefangenen vor, der hinter den Gittern seines Gefängnisses seine Mutter von Lakaien und Gassenbuben insultirt sehen muß und gefesselt dasteht und nicht hinaus kann, um das Gesindel zu Paaren zu treiben!“

Schließlich noch, bei Gelegenheit der „großen Presse,“ ein Wort über den „Abend-Moniteur,“ „das Regierungs-Journal zu einem Sou.“ „Es ist das einzige Blatt, das berechtigt ist, uns für einen Sou Politik zu verkaufen. Die Politik der übrigen muß man mit drei Sous bezahlen. Der „Abend-Moniteur“ bewilligt außerdem noch bedeutenden Rabatt für die Gemeinden, für die Landschullehrer und Dorfpfarrer und scheut auch sonst

*) Zwei Jesuitenpatres, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts den großen Philosophen von Ferney angriffen und seine anti-christlichen Tendenzen in das wahre Licht stellten, was damals jedenfalls eine weit gefährlichere Aufgabe war, als es jetzt ist, jene beiden Priester lächerlich zu machen.

keine Kosten, sich so viel wie irgend möglich unter die Leute zu bringen und namentlich dem „Siècle“ den Rang abzulaufen. Sehen wir nun ein Mal mit flüchtigem Blick, in wie weit das officiële Blatt zur Hebung der Moralität der untern Klassen, für die es vorzugsweise bestimmt ist, beiträgt. Monsieur About glänzt darin als Feuilleton=Stern erster Größe. Hören wir eine Probe dieses officiellen Feuilletons: „Gontran liebt die Marquise, und die Marquise liebt Gontran. Er ist ein Bonvivant, der nur flüchtige Passionen kennt und dem es gar nicht darum zu thun ist, seine neue Eroberung lange auf dem Halse zu haben; sie aber hat noch einen Rest von Gewissen und will ihren Gatten nicht geradezu verrathen. Da redet ihr Gontran, der sich sonst als Freigeist um dergleichen Dinge nicht sonderlich kümmert, von der Sündenvergebung, und wie die schuldige Seele sich durch die Beichte sofort wieder reinigen könne, um in ihrer frühern Unschuld dazustehen. Mit Freuden ergreift die Marquise dies Mittel, das ihr gestattet, nach der Schuld wieder engelrein zu werden, freilich auf die Gefahr hin, am nächsten Tage wieder zu sündigen.*) — Herr Pfarrer, was halten Sie von dieser Feuilletonprobe des „Abend=Moniteurs,“ und sind Sie mit dem Rabatt zufrieden, den man Ihnen bewilligt, um das Regierungsblatt recht weit zu verbreiten?“

*) Man könnte uns den Vorwurf einer allzu freien Uebersetzung machen; aber im französischen Text steht wörtlich zu lesen: „Elle saisit avidement l'occasion de remonter au niveau des anges, sauf à retomber le lendemain.“

Jetzt einen Blick auf die sogenannte „kleine Presse.“

Sie verdient eigentlich diesen Namen nicht; denn sie ist längst, und namentlich in den letzten drei, vier Jahren, eine große geworden und hinsichtlich ihres direkten Einflusses auf die Massen wohl bedeutender, als die sogenannte „große.“ Man nennt sie daher richtiger die literarische im Gegensatz zu der politischen, weil eben die Politik ihre verbotene Frucht ist. Wie der Drache vor dem Garten der Hesperiden, so wacht das Censur- und Preß-Bureau im Ministerium des Innern auf das strengste über jedes Hineingreifen der kleinen Presse in das Gebiet der großen und köpft unbarmherzig ganze Redactionen, die sich von den goldenen Äpfeln verleiten lassen, heimlich über die Mauer zu steigen, um zu naschen und zu stehlen. Unter Köpfen (damit die lebhafteste Phantasie des einen oder anderen Lesers nicht etwa an Henker und Guillotine denke!) ist einfach die Concessionsentziehung zu verstehen, freilich ohne vorangegangene Verwarnung, also sehr unhöflich und ganz gegen französische Manier. Aber „Ordnung muß sein“ heißt es auch hier, wie überall in Paris. Die Redacteurs brauchen sich indeß nur vorzusehen, dem oben erwähnten Drachen nicht in's Gehege zu kommen, und man läßt sie alsdann ebenfalls in Ruhe. Oft freilich ist die Grenze so schwer zu bestimmen und die Auslegung auf der anderen Seite so willkürlich, daß man sich versucht fühlt, wie jener Geschworene nach dem Résumé des Präsidenten, auszurufen: „Klar ist mir die Sache schon, und verstanden hab' ich die Rede auch; aber ich weiß

nur Eines nicht recht: ist nämlich der Angeklagte schuldig oder unschuldig?"

Die Politik indeß einmal beseitigt und unberührt gelassen, darf die kleine Presse sich so frei wie möglich benehmen; zu frei sogar, indem sie so ziemlich alles sagt, was nur irgendwie gesagt werden kann, ohne sich im allergeringsten von Oben in ihrer Freiheit beeinträchtigt zu sehen. Und das ist es eben, was Louis Veuillot, und mit Recht, tadelte; aber er predigt auch hier, wie Johannes in der Wüste. Das Publicum will einmal diese gewürzten und gepfefferten Gerichte, und ein Wirth, der auf seinen Vortheil sieht, setzt seinen Gästen natürlich stets das vor, was sie am liebsten essen. Und zu den Lieblingsgerichten die starken Getränke nicht zu vergessen, damit man sich auch hübsch einen Rausch antrinke und die fade Alltäglichkeit des Lebens vergesse. Trotzdem geht Veuillot, wenngleich in edler Absicht, zu weit, indem er alles in einen Haufen wirft und über einen Kamm scheidet. Die kleine Pariser Tagespresse mag unendlich viel Mittelmäßiges und nicht wenig Schlechtes bringen; das ist aber auch gewiß, daß sie auf der andern Seite mancherlei Gutes enthält, belehrend wirkt und, wenn auch nur als leichte Lectüre, erheitert und unterhält. Es ist mit ihr wie mit so vielem Andern in der Welt, z. B., um einen nahe liegenden Vergleich zu machen, mit Musik und Theater. Zwischen dem gemeinen, unsittlichen Bänkelsängerlied und einer Beethoven'schen Symphonie liegt ein weiter und breiter Raum, und zwischen der rohen Jahrmartspoffe und irgend einem

klassischen Drama desgleichen; dort ist es die dunkle Tiefe, hier die lichte Höhe des Geschmacks und des Gefühls, die den Menschen anziehen und seine Neigung bestimmen. Es sind nur die beiden entgegengesetzten Pole, die beiden Endpunkte, dort des Schlechten, hier des Guten. Beauvillot geht nun entschieden zu weit, wenn er uns nur die Schattenseite vorführt und die Lichtseite (ich sage absichtlich nicht Sonnenseite) ganz unberücksichtigt läßt. Nicht als ob wir den moralischen Standpunkt seines Urtheils verkennen und verkleinern, oder gar für uns selbst einen andern beanspruchen wollten — gewiß nicht! Aber es ist doch auch auf diesem Gebiete nicht alles Nacht um uns her, und wenn auch gerade kein blickendes, blendendes Himmelsgewölbe über uns, so doch manches freundliche Sternbild und dann und wann die heitere Mondsichel, obwohl hinter Wolken. Die Wahl, in seiner Weise, wird freilich dem bösen und gestrengen Autor, der wie ein Staatsanwalt zu Gericht sitzt, nicht schwer. Die Bruchstücke, die er uns im Citat vorführt, sind wirklich überaus kümmerlicher Art und geben einen kläglichen Begriff von der Pariser Tagespresse auch in rein literarischer Hinsicht. Aber die Wahl selbst ist einseitig und nach vorhergefaßten Ansichten und Meinungen gemacht, mithin nicht unparteiisch und nicht gerecht. Nur ein Beispiel unter vielen, das mir namentlich deswegen amüsant erschien, weil mittelbar meine eigene Person damit in Beziehung steht.

Aus dem im Sommer 66 viel gelesenen, jetzt aber in Folge eines Preßprocesses eingegangenen „Événement“

wird von einem der Mitarbeiter, Lupus (Beuillot nimmt stets fingirte Namen, die aber sehr deutlich den wahren durchscheinen lassen), die Schilderung eines gewissen off'schen Hôtels citirt, die der Berichterstatter entschieden besser ungeschrieben und namentlich ungedruckt gelassen hätte, zumal der bewußte Fürst off mehr der halben als der ganzen Pariser Welt angehört. Die Schilderung selbst ist noch dazu überaus banal: Marmor, Goldleisten und Spiegel, geschnitzte Möbel, Teppiche und Brocate, der Weinkeller, die Küchen und die Ställe, sehr mythologische Decken- und Wandgemälde und endlich, mit einer Thür nach der Straße zu, eine geheime Treppe, welche direct in das Cabinet des Fürsten führt, „für diejenigen Besuche, die sich den indiscreten Blicken der Dienerschaft entziehen wollen.“ Beuillot zerplückt und zerstückt mit unerbittlicher Hand dem armen Lupus seinen ganzen bunten Artikel, so daß schließlich nichts übrig bleibt als eine taube Nuß. Lupus vertheidigt sich aber gegen diese Procedur, und zwar nicht ohne Geschick, indem er seinem Gegner vorwirft, nicht loyal gehandelt zu haben, weil er aus seiner literarischen Bagage juist einen unbedeutenden Artikel gewählt, dem er selbst nicht den geringsten Werth beilege — und sagt bei dieser Gelegenheit die charakteristischen Worte: „Wir Alle kennen in der kleinen Presse jene Procedur, die wir anwenden, wenn wir gerade nichts zu erzählen wissen, und wenn man bereits in der Druckerei auf unsern Beitrag wartet. Wir nehmen alsdann den ersten besten Artikel zur Hand, machen ihn zurecht, wie er uns paßt,

thun von dem unsrigen hinzu u. s. w. Es ist dies ein allgemein bekanntes Verfahren.“ — Und deshalb sagte ich oben, daß diese kleine Notiz mir besonders amüſant erschien, weil jener Lupus eben derjenige ist, der im Sommer 66 in der „Rheinischen Zeitung“ gegen mich als Chronikſchreiber der „Kölnischen Blätter“ einen polemischen Feldzug unternahm und mich des Nachdrucks, der literariſchen Freibeuterei und Gott weiß, was sonst noch für ſchrecklicher Dinge in unziemlichſter Weiſe anklagte! Dieser Feldzug wurde durch den bald darauf folgenden größern, den preußiſch-öſterreichiſchen nämlich, zwar verdrängt, ſo daß er jetzt nicht in den modernen Kriegsannalen Deutschlands verzeichnet ſteht; aber der gute Beauſſot lachte herzlich, als ich ihm meinen damaligen Kummer und Verdruß ſchilderte, und ſagte: „Da ſehen Sie mich mal an; ſeit zwanzig Jahren wirft man nach mir mit Steinen und mit noch andern Dingen, und ich befinde mich vortrefflich dabei.“ — „Er hat gut reden,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „ein Mann und Schriftſteller wie er; aber Unſereiner!“ Das iſt die Episode von Lupus, welcher ich, ſchon weil er allzu hart angegriffen wurde, jeden Stachel genommen habe. Doch weiter.*)

*) Und grade jetzt, wo ich die Correctur dieſer Bogen leſe, ſpuhrt es wieder in einem deutſchen Winkelblatte (ich werde ihm nicht die Ehre anthun, es hier zu nennen), worin man jene unſaubere Geſchichte von Neuem aufrührt, um dem Publikum begreiflich zu machen, meine „Bilder“ ſeien eigentlich nichts, als „der jade, geiſtloſe Abſtatsch der Pariſer Feuilletons, ohne Saft und

Der Pariser „Medicis der Künste und Wissenschaften“ (Millaud) durfte natürlich nicht leer ausgehen: manchmal nennt Veuillot ihn auch „den Entdecker des großen Timotheus.“ Aber den Timotheus selbst (Timothee Trimm) läßt er doch im Grunde ungeschoren, was schon sehr viel sagen will, da seiner beißenden Satire eigentlich Niemand entgeht. Ueber „Polydor-Millaud“ macht er sich auch nur deshalb lustig, weil dieser die Annoncen und Reclamen seiner zahlreichen Blätter selbst verfertigt und eine Virtuosität darin entwickelt, die der geschickteste Tambour mit dem lautesten Trommelwirbel nicht erreicht. „Seine Buchhändler- und Zeitungs-Anzeigen,“ sagt ‚Veuillot,‘ „sind von allen Dimensionen und von allen Farben. Er wiederholt zehn und zwanzig Mal dasselbe Wort und denselben Satz, erst groß gedruckt, dann größer und immer größer, zuletzt in riesenhaften Buchstaben, die den unschuldigen Spaziergänger auf hundert Schritt Entfernung erschrecken. Zu dem anpreisenden Worte gesellt sich alsdann das erläuternde Bild: Lithographieen, Photographieen und Por-

Kraft, stilschwach, unverdaulich und undeutsch,“ und was der schönen Dinge mehr sind.

Seltzam und betrübend, wohin einseitige Parteileidenschaft und etwa noch persönliche Rancüne in der Kritik führen können; denn im Grunde sind diese Invectiven immer nur gegen den Chronikschreiber einer katholischen Zeitung gerichtet . . . da liegt der Hase im Pfeffer! Aber wir wollen ihn ruhig liegen lassen, und Jedem guten Appetit wünschen, der an einem solchen Gericht Geschmack und Gefallen findet. Scheint mir doch sogar schon diese kleine Anmerkung zu viel.

traits, hier in ernster Fassung, dort allegorisch, oder auch als Carricatur; es fehlt eigentlich weiter nichts, als daß sich der edle Polydor zu Pferde setze (den Pegasus besteigt er ja ohnehin von Zeit zu Zeit), um in Begleitung aller seiner Redacteurs und Mitarbeiter, ebenfalls hoch zu Roß, in glänzender Cavalcade über die Boulevards zu ziehen, als beste Manier, dem „hochgeneigten Publicum“ alle seine bedeutenden „Federn“ in Person und in pleno vorzustellen. Furchtbar werden aber die Reclamen, und Polydor erreicht alsdann den Gipfel der Kunst, wenn es sich um irgend eine Mord-, Raub- oder Brandgeschichte handelt, so z. B. die Anzeige eines seiner letzten illustrierten Feuilletons: „Verbrechen und Züchtigung“ (crimes et châtiments). Fünfzehn Holzschnitte „von den ersten Meistern mit schauerlicher Wahrheit gezeichnet,“ ergänzen, was der Titel etwa noch unklar läßt; unter andern: „der nächtliche Ueberfall, die Ermordung, der entsprungene Galeerensklave, der unterirdische Kerker, die Henker-Toilette, das Schaffot“ u. s. w. Um aber die zarteren Gemüther unter den Lesern nicht zurückzuschrecken, fügt Polydor sofort versöhnend hinzu, daß er auch sanftere, freundlichere Geschichten bringe (wie ein Glas Zuckerwasser nach der Hinrichtung), und schließt dann als guter Geschäftsmann mit der dringlichen Warnung, die Nummern nicht einzeln zu kaufen, da die kleinen Zeitungs-läden fast immer mit ihren Exemplaren zu kurz kommen, sondern (merk' es dir, theuerer Leser!) lieber gleich ein Abonnement, am besten auf ein volles Jahr, zu nehmen, um ganz sicher zu gehen.“

Der gute Polydor-Millaud mag es sich gesagt sein lassen: doch wird er sich wohl bei seinen dreimalhunderttausend Abonnenten über die Verspottung trösten. Aber bei aller Freundschaft für den Verfasser der „Pariser Gerüchte,“ und bei allem Respect vor seiner gewaltigen Feder, muß ich doch ehrlich gestehen, daß der literarische Abraham a Santa Clara auch hier wieder zu weit geht, indem er zu strenge und namentlich zu einseitig urtheilt. Abgesehen davon, daß die Millaud'schen Blätter doch nichts geradezu Schlechtes, sondern vielfach Besseres bringen, als die meisten seiner Concurrenten; daß ferner das „Petit Journal“ mit seinem unerschöpflichen Trimm nie gegen Religion, Moral und äußere Sitte verstoßt, wenn es auch der Natur der Sache nach viel leichtes und leichtes Zeug bringt; daß schließlich die Reclamen in Grunde nichts weiter sind, als das Klimpeln, das zum Handwerk gehört, was in Paris selbst die besten und anständigsten Unternehmungen nicht verschmähen — abgesehen, wie gesagt, von all' dem, thut der reiche Millaud viel Gutes. Er hilft strebenden Künstlern und Literaten, wobei er nicht engherzig seine eigenen jüdischen Glaubensgenossen bevorzugt, und hat schließlich durch die von ihm gegründete Volksbibliothek, in der man für sechs und acht Sous einen französischen Klassiker kaufen kann, nicht wenig zur Bildung der untern Klassen beigetragen.

Ich sehe nicht ein, weshalb man dies nicht offen einräumen und anerkennen sollte; man braucht deswegen dem genannten Banquier noch keinen prächtigen Ehren-

bürgerkranz zu reichen, oder gar Sammlungen für sein späteres Denkmal anzustellen — das wäre lächerlich. Mir scheint es aber nicht schön, dies zu verschweigen und auch Millaud, wie allen Andern, kein gutes Haar zu lassen, wie es eben Beauillot, wenn auch vielleicht nicht absichtlich, thut.

Doch wir blättern weiter, und nun tritt uns der große, bewährte Meister in voller Kraft und Bedeutung entgegen. Aus diesen Seiten leuchtet der dunkle Blitz seiner Augen; fast sehe ich darin die starken Züge seiner Handschrift auf dem traditionellen groben, aber festen Papier, was beides hier längst sprichwörtlich geworden ist, — ja, seine nervige Hand selbst, eine Hand, wie die des Jupiter von Phidias im Louvre . . . „der Herrscher im Donnergewölk, Zeus!“ — der den dreizackigen Blitz zum Schleudern bereit hält, den königlichen Nar zur Linken. Wer Augen hat zu lesen, der lese (vorzüglich zwischen den Zeilen!), und wer Ohren hat, der höre. Ich schicke voraus, denn ich will keinen Preß- oder noch schlimmern Proceß riskiren, daß ich ganz objectiv verfahren, mich jedes Commentars enthalten und einfach berichten werde, was und wie es in dem Buche steht; höchstens werde ich am Schlusse dem Verfasser wieder den Vorwurf machen, selbst den Verfall Rom's allzu schwarz gemalt zu haben.

Beuillot führt uns in die Gemälde-Galerie des Luxembourgs und vor das berühmte Bild Couture's „la décadence de Rome“ und sagt: „Es ist dies eines der seltenen Gemälde der modernen französischen Schule, auf

welchem der Maler einen selbstständigen und zugleich großen Gedanken ausgedrückt hat. Nicht in der Orgie selbst, die mit all' ihren Figuren, dort betrunkene Männer, hier unzüchtige Weiber, und jene wie diese von elenden, halbnaakten Sklaven bedient, die ganze Leinwand füllen, — nicht darin liegt jener große Gedanke, sondern in den beiden jungen Männern, die im Bordergrunde des Festsaales stehen, als wenn sie nicht dazu gehörten. Diese haben nicht gezecht und geschwärmt, sie sind nicht lust- und weintrunken, sondern sie betrachten mit Wehmuth dies Schauspiel der Völlerei und der niedrigsten Ausschweifung. Sie sehen Roms Verfall und nahes Ende, und ihre Seelen erliegen unter der Last der Trauer. Ein schreckliches, niederschmetterndes Gefühl! Das Theuerste für ein Römisches Herz, das Vaterland, der größte und heiligste Gegenstand all' seiner Gefühle, geht seinem unvermeidlichen Verderben entgegen: die Becher und Wüßlinge zerran es in wahnsinniger Verblendung an den Rand des Abgrundes. So stehen diese Beiden in trostloser Verzweiflung. Das neue Licht des christlichen Glaubens, das schon als eine ferne Aurora heraufdämmert, kennen sie nicht; sonst gingen sie hinab in die Kataomben, um auf das göttliche Vaterland zu hoffen. So besitzen sie nur das irdische, ihr herrliches Rom, und das ist dem Tode, und welchem Tode! verfallen. Unabweislich, unrettbar! Oder können sie noch etwas erwarten von diesem entnervten und entarteten Geschlechte, von diesen letzten Patriziern, verächtlich wie die Schmarozer und Courtisanen, die sie umgeben, und

niedrig an Gesinnung und Willen, wie die Sklaven, die sie bedienen? Glende Werkzeuge Cäsar's, leben und sterben sie, wie es Cäsar gefällt. Das denken diese Beiden und hören schon im voraus die schwarze Stunde schlagen: das letzte Zucken des sterbenden Vaterlands, wie es zu den Füßen eines Decius liegt, oder sonst eines Freigelassenen, eines Histrionen vielleicht, der morgen selbst Cäsar sein wird, weil er seinen Vorgänger ermordet und Gold genug zusammengerafft hat, um die Prätorianer zu erkaufen. Und doch möchte ich ihnen zurufen, wie ich sie so auf dem Bilde stehen sehe: „Laßt ihnen ihre schimpflichen Freuden, vergeßt euern Zorn, aber bewahrt euern Schmerz. Wenn das Schlichte triumphirt, so bleibt euch die hohe Genugthuung, es zu hassen und zu verachten. Verlaßt das würdelose Festgelage der Stadt; flüchtet hinaus in die freien Felder und gedenkt eurerer Ahnen, die Männer waren und der Ruhm und die Kraft ebendesselben Roms, das jetzt untergeht. Denn untergehen wird es; aber für die trauernde Seele gibt es dennoch ein Asyl gegen den Tod. Im Schooße der Erde müßt ihr dies Asyl suchen, in jenen düstern Gewölben, wo die ersten Christen ihre ersten Martyrer begraben. Unterirdisch ist das Asyl, aber überirdisch das Licht, das es erhellt; es ist das Fundament des neuen, des wahren Roms, dessen stolzer Riesen-Bau sich bald zum Himmel erheben wird, ewig, unvergänglich!“

So der schlimme Mann in der Rue du Bac über die beiden Römer auf dem Gemälde Couture's. Edle Gedanken immerhin und in schöner Form! Wiseman's

Fabiola indeß darf man nicht gelesen haben, um nicht sofort auch in Bezug auf Rom jene Farben zu grell aufgetragen zu finden. Aber wer gar in diesen Diatriben (das Wort natürlich in seinem besseren Sinne genommen) eine Anspielung auf die heutige und zunächst auf die Pariser Gesellschaft zu erblicken meint, — und, ich weiß nicht, diese versteckte Absicht tritt nur allzu unverhüllt hervor — der würde, wie ein parteiischer Richter, nur das Wider und nicht das Für hören wollen. Daß man von Oben her, wo man sich doch am meisten getroffen fühlen sollte, diese Meinung nicht theilt, beweist einfach der Umstand, daß man der Verbreitung des Buches nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt hat, während man doch sonst alles Unliebsame der Art so schnell und erfolgreich zu entfernen weiß. Legt man doch dem Kaiser selbst das Wort in den Mund: „Es hat ihnen in der Literatur noch immer an einem enfant terrible gefehlt; nun haben sie eins und noch dazu ein parfūmittes.“

Das dritte Buch des fast 500 Seiten starken Bandes behandelt unter dem Titel „les divertissements“ die Theater, Bälle und Concerte der Hauptstadt, und dieser Gegenstand wird uns schon deshalb mehr „divertiren,“ weil wir daraus erfahren, daß der Verfasser in Person dort gegenwärtig gewesen ist und als Augenzeuge berichtet.

In einer Stadt wie Paris nehmen die sogenannten „divertissements“ einen bedeutenden Platz ein, ja sie spielen in den meisten Regionen die Hauptrolle und sind längst eine Grundbedingung der gesammten Existenz ge-

worden. Dort versteht man denn auch unter „divertissement“ alles und alles, was nur in irgend welcher Weise auf Herz, Sinn und Gemüth einwirkt, ob reiner oder unlauterer Art, ob erfreulich oder schauerlich, ob heiter oder schrecklich; Affisenverhandlungen so gut wie Theater und Circus, eine Hinrichtung wie ein Maskenzug, gleichviel, wenn es nur den alltäglichen Lauf des Lebens unterbricht.

Jede große Stadt bietet übrigens derartige Extreme; und wir haben bis jetzt noch immer geglaubt, daß man sich in Paris, äußerlich wenigstens, manierlicher und anständiger amüsirt, als vielfach anderswo, z. B. in London. Nach Louis Beuillot freilich ist dem nicht so; denn vor diesem unerbittlichen Minos kann nichts bestehen, — du lieber Himmel, auch so gut wie gar nichts. Recht hat er allerdings von seinem Standpunkte aus, das muß Jeder zugeben, der als guter Christ auf Zucht und Sitte hält, oder der auch nur als gebildeter Mensch Anspruch auf guten Geschmack macht. Aber sein Standpunkt selbst ist auch hier wieder ein einseitiger, er hat nur Augen für den Schatten, nicht für das Licht, nur Ohren für die Mißtöne, nicht für die Harmonieen, und, um unsern Vergleich direct auf den Titel des Buches zu beziehen, nur eine Nase für die übeln, nicht für die Wohlgerüche. Das gesammte moderne Pariser Theater wird doch nicht durch die Familie Benoiton repräsentirt, oder durch ein sonstiges neues Stück von Sardou, auch nicht durch die kümmerlichen Ballette des Chatelet oder der Porte Saint-Martin; eben so wenig Gesang und

Musik durch die Alcazarkönigin Térésa und die übrigen mehr oder minder ebenbürtigen Prinzessinen des „Edo-rado“ oder gar des „Bataclan;“ und Augier's „Fils de Giboyer“ liefert nur einen sehr beschränkten Maßstab zur Würdigung des heutigen französischen Drama's.

Gerade bei der großen, auch in diesen Regionen herrschenden Misère sollte man, so scheint uns, das Bessere hervorheben, um sich daran zu trösten und um die Hoffnung auf eine hellere Zukunft nicht gänzlich zu verlieren. Ponsard's „L'honneur et l'argent“ z. B. ist ein Stück von bedeutender moralischer Tragweite, sein „Lion amoureux“ hat entschieden bleibenden poetischen Werth, und wenn sein „Galilei“ (das Drama, an welchem er jetzt arbeitet, und von dem er bereits die zwei ersten Acte den Schauspielern des Théâtre Français vorgelesen hat) ein Tendenzstück wird und die alte, abgedroschene Inquisitionsfabel wieder aufwärmt und das famose, historisch erwiesene, nie ausgesprochene „Sie dreht sich doch!“ als einen Ausfall gegen die Priesterherrschaft auf die Bühne bringt . . . so wollen wir wenigstens mit unserm Urtheil so lange warten, bis er es gethan hat, um ihm alsdann ungenirt unsere Meinung zu sagen. Und so könnten wir dem Verfasser der „Pariser Gerüche“ noch manches andere bedeutende Gegenbild vorhalten, das ihm leicht beweisen würde, daß auch wir auf unserer Seite Recht haben, wenn wir behaupten: so schlimm ist es doch, Gottlob, noch nicht, und so liegt doch noch nicht alles im Argen, daß wir denn auch gar nichts Reineres und Besseres aufzuweisen hätten. Mit der

Térésa z. B. ist es so gut wie vorbei; sie soll wenigstens ihre Stimme verloren haben, wenn sie überhaupt je eine gehabt, und nach Nizza gegangen sein. Die Volks-Concerte im Circus dagegen sind besuchter und auch vor-
trefflicher denn je, und man könnte dreißt hundert gegen eins wetten, daß Térésa, wenn sie dort auftreten wollte, sofort ausgepiffen würde. Zwei Namen, und seien wir stolz darauf, daß es zwei deutsche Namen sind, schweben als Schutzgeister über der Menge: Beethoven und Haydn; sie bändigen das Gemeine und scheuchen, wie mit einem Demantschilde, das Unreine siegreich zurück. Und zwei Andere, die uns ebenfalls gehören, erfüllen im Théâtre Lyrique eine ähnliche hohe Mission: Mozart und Weber, denn auf der genannten Bühne wechselt seit einigen Monaten die Zaubersflöte mit dem Freischütz ab. Sprechen wir also um Gottes willen nicht mehr von der Alcazar-Diva, damit sie endlich vergessen werde. „Er ist aber doch selbst d’rin gewesen,“ sagen sie hier mit ironischer Genugthuung, nachdem sie das betreffende Capitel der Beauillot’schen Schrift gelesen. Wir ersparen aber dem Leser die Détails des Besuches und erinnern ihn nur an das lustige Bild auf der letzten Kunst-Ausstellung, das denselben Gegenstand allegorisch mit Cigarren und Pfeifen, mit Bier und Punsch, mit Tabakrauch und sonstigen „Gerüchen“ darstellte.*) „Die Luft in den Pariser Gassen,“ so schließt Beauillot seinen Bericht, „ist bekanntlich nicht gerade alpenrein und herzstärkend; ich

*) Capitel XXV. im vorigen Bande.

athmete sie aber doch mit Wohlbehagen und erquickte mich an ihr, im Vergleich zu derjenigen, die im Concertsaale herrschte.“

Dann geht der böse Mann in den „Bataclan.“ Auch dorthin wollen wir ihm nicht folgen, weil wir schon früher ein Mal da waren, was wir uns freilich wohl gehütet haben dem Leser zu erzählen, aus Furcht, ihn zu langweilen; denn der „Bataclan“ ist nur eine andere Ausgabe des „Alcazar,“ noch dazu mit schlechterem Druck und auf schlechterem Papier, d. h. mit schlechteren Getränken und Künstlern — man kann sich also leicht seine Beschaffenheit vorstellen.

Aber auf dem Wege dahin erzählt uns Beauillot allerlei pikante Sachen, die wir gern anhören, zumal der Polizeipräsident nicht in unserer Gesellschaft ist.

„Der ‚Bataclan,‘ sagt er, „liegt auf dem Boulevard du Prince Eugène. Vielleicht bist du noch jung, lieber Leser, und warst außerdem ein paar Jahre von Paris abwesend. Da kennst du diesen Boulevard nicht und am Ende auch nicht einmal den Mann, nach welchem er benannt ist. Der Prinz Eugène ist einer von den tausend Helden der ersten Kaiserzeit, jener Epoche, die uns, wie Galapias sagt, ‚von der Finsterniß des Mittelalters befreit hat‘ (die stereotype Phrase Guérault’s in der ‚Opinion Nationale‘). Die gleichnamige Caserne, lieber Leser, ist ein schönes Gebäude, wie eine Citadelle, die bequem viertausend Mann und, wenn’s sein muß, auch das Doppelte fassen kann. Der neue Boulevard ist eine breite, schnurgerade Straße, welche die Caserne direct

mit dem Schlosse von Vincennes verbindet. Ist die Caserne eine Citadelle, so ist das Schloß eine wahre Festung, und die Bewohner des langen Boulevards stehen so unter zwiefachem Schuß. Von der andern Seite beherrscht die Caserne die Boulevards bis zum Bastilleplatz, wo einst „die Zwingburg der Tyrannen“ gestanden. Jetzt ist sie zerstört und die Freiheits säule, aber lieber Julisäule geheißen, steht an ihrer Stelle. An dem „ewig denkwürdigen Tage“ des Bastillensturmes — denn von da an datirt unsere „Freiheit“ — enthielt das alte Gebäude nur achtunddreißig Mann Besatzung, die von einem Stelzfuße commandirt wurden. So ändern sich die Zeiten, lieber Leser. Um auf die Caserne zurückzukommen, so beherrscht sie auch noch nach Süden und Norden einen dritten und vierten Boulevard, so daß sie im Nothfalle ein vierfaches Kreuzfeuer eröffnen kann. Solches Kreuzfeuer ist äußerst fatal für regierungsfeindliche, oder gar aufrührerische Gedanken, die etwa dort vorbei möchten. Doch gibt es überhaupt heutzutage noch derartige Gedanken in Paris? Wohl kaum. Die Leute, welche jetzt in die Schußlinien der Casernen kommen, sind harmlose Spaziergänger, die sich in den ‚Bataclan‘ begeben zu regierungs-ungefährlichem Kunstgenuß, und ich selbst gehöre zu ihnen.“

Aber lange bleibt er nicht darin, und beim Herausgehen hören wir den folgenden Stoßseufzer, der nur leider allzu wahr ist: „Wie manche redliche Hausfrau sitzt traurig daheim mit ihren Kindern und darbt, denn es fehlt ihr das Nöthigste, weil ihr Mann seine Abende

im Café-Concert zubringt und sein Geld für theueres Getränk und für Musik und Gesang, eins immer schlechter als das andere, ausgibt. Solch ein Café-Concert ist ein einträgliches Etablissement, das seinen Besitzer in wenig Jahren reich macht; aber welcher Christ, oder auch nur welcher Mann von Ehre und Gewissen möchte sich damit befassen? "

Weiter begibt sich Beauvillot, als hätte er sich einerseits vorgenommen, nichts zu übergehen, aber auch andererseits nur solche Gegenstände zu wählen, die seinem düstern Bilde noch einige dunkle Farben hinzufügen, in's Chatelet-Theater, um der „vierhundert und ersten“ Vorstellung einer Zauberposse à grand spectacle beizuwohnen. Und auch dort richtet er wieder sein Hauptaugenmerk auf das Ballet. Das Ballet ist nun aber bekanntermaßen auf diesen Bühnen zweiten und dritten Ranges das Klümmerlichste des ganzen Stückes, und nur die unvermeidliche Zugabe für die Galerie. Ist doch schon das Ballet in der großen und in der italienischen Oper vielfach ein Gegenstand heftiger Controversen und zwar vom rein ästhetischen Standpunkte aus, des moralischen gar nicht zu gedenken; und nun gar die Tänzerinnen des Chatelet! Noch immer, wenn wir in jenem Theater waren, was aber jährlich nur ein oder höchstens zwei Mal geschieht, weil dort dasselbe Stück stets mehrere hundert Vorstellungen hinter einander erlebt, brachten wir die Zeit des Ballets, nachdem wir die ersten fünf Minuten zugehört, im Foyer zu, wo wir alsdann unter den vielen Personen, die ein Gleiches thaten, Freunde

und Bekannte trafen, die ebenfalls dem terpsichorischen Theil ausgewichen waren und eine Cigarre auf dem Balcon vorzogen. Der gute Beauillot hätte nur dasselbe thun sollen, statt der Cigarre hätten wir ihm eine gute Priße angeboten; denn er raucht nicht, aber er ist ein starker Schnupfer, — ein Glück für ihn, nebenbei bemerkt, denn er mag seine Dose während der Abfassung seines Buches oft genug gebraucht haben. So aber kann er getreulich melden, was er gesehen hat: „Die Prinzessin, von den bösen Geistern fünf überlange Acte hindurch verhindert, sich mit dem Auserwählten ihres Herzens zu vermählen, siegt endlich mit Hülfe der guten Geister und reicht dem Prinzen Charmant unter einem elektrisch beleuchteten Goldregen die schöne Hand. In der Apotheose erscheinen dann die abenteuerlichsten Wunderdinge: die Männer als Fische und Maikäfer, die Weiber als Gemüse und Fliegen, die Letztern auch als gar nichts, das heißt so gut wie unbesleidet, und diese machen den schönsten Theil des ganzen Bildes aus. Lebendige Caryatiden steigen in die Höhe und oben ruht in bengalischem Feuer auf diamantenen Säulen die Fee in rosa Tricot, rothe Saffianstiefel ihr ganzer Anzug. Ich sage nichts von den jämmerlichen Schauspielern, die das an sich schon so dumme Stück auf das einfältigste darstellen; auch sind die Decorationen, die Versenkungen, die Feuer-, Licht- und sonstigen Analleffecte dabei die Hauptsache; ich weise nur auf die eine und zwar auf die empörendste Seite hin, auf den ersten und bedeutendsten Magnet, mit dem man die schaulustige Menge ködert: „la femme

nue.“ Ich finde kein anderes Wort dafür als öffentliche Prostitution. Und dabei sind diese unglücklichen Geschöpfe (auf dem Theaterzettel werden mit großen Buchstaben ‚sechszig Tänzerinnen‘ ausgerufen!) zumeist unschön, wo nicht gar häßlich, unsauber in ihrem verschoffenen Flitterstaat, unedel in ihren Bewegungen, unbeholfen und linksch in ihrem Spiel, abgelebt und bleich unter der Schminke und hinter dem erzwungenen, unnatürlichen Lächeln liegt es fast wie ein düsterer Verzweiflungsblick über die eigene Verkommniß.“

Genug, genug! möchten wir ihm traurig zurufen; denn er hat nur zu sehr Recht. Uns selbst war oft ähnlich bei solchen Schauspielen zu Muthe, und die Worte aus dem Faust kamen uns unwillkürlich in den Sinn: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“ Wahrlich, unglückliche Geschöpfe, die sich für drei und vier Franken jeden Abend in diesen bunten Plunder stecken und ihren armen Körper zu Verrentungen, Schwankungen und Sprüngen hergeben, die von der wahren Tanzkunst so weit entfernt sind, wie eine Drehorgel von der Geige Paganini's. Die drei, vier Franken haben freilich schon manchmal eine kranke Mutter unterstützt, oder sonst in einem ärmlichen Hausstande einen willkommenen Zuschuß geleistet; aber der „Jammer“ bleibt derselbe, nur erweckt er uns mehr ein Gefühl tiefen Mitleids als strenger Verwerfung. *) „Und vierhundert

*) Beauvillot erzählt uns bei dieser Gelegenheit eine scandalöse Anekdote, ein bon mot, wie er sagt, das man in den Theaterkreisen „recht lustig“ gefunden hat. Sie beweist aber eben die

Vorstellungen!" ruft Beuillot, „und man beginnt das fünfte Hundert. Wie sehr müssen unsere dramatischen Dichter, von Ponsard an, wenn er, was ich gern zugeben will, der erste ist, bis zu Clairville, der vielleicht, was ich aber nicht weiß, den letzten Platz einnimmt, das Publicum ermüdet, gelangweilt und seinen Geschmack verdorben haben, daß es an derartigen Stücken, wie das oben erwähnte, Gefallen findet und sich mehr als ein Jahr lang massenhaft hinzudrängt!" Diese letztere Klage mag begründet sein, vorzüglich wenn Beuillot noch Sardou genannt hätte, der in jüngster Zeit manche dramatische Situation geschaffen hat, die den Tanzfiguren des Chatelet nichts nachgibt; ja die Ehebruchsscenen Sardou's wollen uns noch widriger und künstlerisch noch würdeloser erscheinen, als irgend ein verunglücktes Ballet des Directors Hofstein.

Unermüdllich wandelt nun der strenge Mann weiter, und nichts findet Gnade vor seinen Augen. Vor dem neuen Louvre bleibt er eine Weile stehen, aber wahrlich nicht, um ihm Complimente zu machen. „Das Gebäude ist überladen, prächtig, aber frivol; kolossal immerhin, aber nicht wahrhaft groß. Es sieht aus wie ein reich ge-

beklagenswerthe Lage jener „Tänzerinnen.“ Eine von ihnen hatte ihre Mutter durch einen pöblichen Tod verloren; sie kam deshalb nicht zur Probe und ließ sich auch für die nächsten beiden Abende entschuldigen. „Was fällt denn Der ein?“ soll (?) der Director ärgerlich ausgerufen haben. „Die will am Ende nicht wieder auftreten, so lange ihre Mutter gestorben ist!“ Und er ließ sie in das Straßbuch notiren zu einem Abzug an ihrem Gehalt.

wordener Parvenu, der goldene Ketten und Gehänge trägt und sich in seinen schönen Kleidern nicht zu benehmen weiß. Doch entspricht dies wohl dem herrschenden Zeitgeschmacke, dem nicht allein das Louvre, sondern alle Pariser Neubauten verfallen sind; aber die allegorischen Figuren und übrigen Statuen, mit denen der Palaß auf allen Ecken und Winkeln, bis zur verstecktesten Façade überfüllt und verunziert ist, hätte man uns der großen Mehrzahl nach erlassen können. Man sagt uns freilich, und wir müssen es als gehorsame Staatsbürger auf Treu und Glauben hinnehmen, daß jene nackten, venusartigen Bildsäulen die Gerechtigkeit und Weisheit, oder auch die Schifffahrt und die Industrie vorstellen; aber das verhindert sie nicht, sehr häßlich und namentlich dort gar nicht an ihrem Plage zu sein. In einem christlichen Lande und an einer kaiserlichen Wohnung sind dergleichen Bildnereien nicht allein geschmacklos, sondern unwürdig. Und nur gar die historischen Statuen der ‚berühmten Männer‘ Frankreichs, oder doch derjenigen Männer, welche die Beamten in den Bureaux des Louvre dafür ausgeben. Manich Mal sind es wirklich Ohrfeigen, die wir beim Anblick dieser Bildsäulen zu erhalten meinen; und die Ohrfeigen aus jener Region, die uns ohnehin schon so viele zukommen läßt, sind überaus unerfreulich. Philosophen und Advocaten, Maler und Aerzte, Künstler und Architekten (die Letzteren mögen sich auf ihren Sockeln hübsch langweilen!), auch ein Gärtner (Le Rôtre) und ein paar Banquiers und Fabricanten, alles kunterbunt durch einander, und von Zeit zu Zeit ein Heiliger da=

zwischen! Eine saubere Wirthschaft! und die Beamten der Louvre=Bureau haben damit ihrer eigenen Einfältigkeit ein erbauliches Denkmal gesetzt. Der h. Bernard, noch dazu als Kreuzzugprediger, zwischen Turgot und Rabelais, Bossuet zwischen Voltaire und Boucher, und Abailard neben dem h. Gregor von Tours! Es verlohnt sich wirklich der Mühe, in Frankreich ein „großer Mann“ zu sein!“

Die übrigen Neubauten kommen im Allgemeinen nicht besser weg. Bei Gelegenheit des jüngst decretirten und auch schon in Angriff genommenen Boulevard Saint-Germain, der mitten durch das noble Faubourg geht und rechts und links und vor und hinter sich die alten adeligen Hôtels niederwirft, lesen wir den folgenden, sehr beherzigenswerthen Passus: „Ein wahrer Triumphgesang zieht seit einigen Tagen durch alle die kleinen Blätter, die von der Obrigkeit die Erlaubniß bekommen haben, uns für einen Sou zu unterhalten und zu belehren, vorausgesetzt, daß sie nicht von Politik sprechen. Dies Mal glaubt man aber wirklich, Vandalen zu hören, die über die Zerstörung und Plünderung einer eingenommenen Stadt jubiliren. ‚Im Faubourg Saint-Germain,‘ heißt es in einem jener Artikel, ‚herrscht große Bestürzung und Entrüstung: die Bundeslade der alten Adelspergamente ist in Gefahr, der häusliche Herd der hohen Familien mit Wappenschild und Krone ist bedroht. Der Pariser Stadtrath hat den rücksichtslosen Plan gefaßt, dies sanctum sanctorum der französischen Aristokratie mitten durchzuschneiden, nichts mehr und nichts weniger,

als wenn jene Gegend von plebejischen Bürgerleuten bewohnt wäre. Einige zwanzig jener hochhehrwürdigen und hochvornehmen Hôtels sind dem Demolitionshammer verfallen und werden demnächst daran glauben müssen. Die Besitzer jener Antiquitäten sind in Verzweiflung und wissen nicht, welchen Heiligen anrufen. Der rohe, demokratische Hammer bekümmert sich eben nicht weiter darum, auf was für Häuser er fällt, er hat keinen Sinn für die respectablen Traditionen aus alter Zeit. Er schlägt so gut die wappengezierten Portale der Adelligen zusammen wie die Boutique des Epiciers; vor ihm gilt kein Ansehen der Person, und der Palast des Herzogs wird so wenig verschont, wie ein beliebiger Marchand de Vins. Das ist das große Gleichheitsgesetz unserer Zeit, wenn es sich um den Nutzen und das Wohl der Gesamtheit handelt. Man sagt, daß die solchergestalt Demolirten in ihrer Trauer nach Versailles ziehen werden, um in den großen, verlassenen Hôtels jenes alten Königs-sizes über die Wandelbarkeit alles Irdischen, selbst der Stammbäume und Wappenschilder, nachzudenken.' — „Welch' eine communistische Genugthuung und Freude (fährt Beauillot fort) liegt in diesem rohen Spotte? Er scheint den Zeitpunkt nicht erwarten zu können, wo jene Gebäude dem Erdboden gleich gemacht sein werden, damit das Volk für seine Omnibusse Platz bekomme und der Staat für seine Casernen. Das weiß jener elende Federheld nicht, oder wenn er es weiß, so verschweigt er es absichtlich, weil es ihn ärgert, daß sich gerade in jene Gebäude der Rest christlicher Sitte geflüchtet hat, den

uns die Dampfmaschinen und Demolitionshämmer noch gelassen, und nicht minder der Rest von Familienwürde und der Männerstolz, der das Kriechen und Schmeicheln nicht gelernt hat und dem Glauben seiner Väter treu geblieben ist. Aber recht so! Reißt nur nieder, laßt nur den Gleichheitsomnibus darüber hinweggehen und baut nur euer Soldatenhäuser auf! Ihr werdet schon sehen, wohin ihr damit gelangt. Weshalb auch noch Patrizier, die euer Einsou-Blatt ja weder kaufen noch lesen? Nur Proletarier und Kosaken! Die kaufen und lesen euch und vive l'égalité!" — Hart ist diese Strafrede allerdings, aber wie auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, so ist auch auf einen so würdelosen Angriff die Entgegnung sicher nicht zu hart.

Doch das Material schwillt mir unter den Händen an; ich überschlage deshalb eine Anzahl Capitel von mehr localem Interesse und wende mich zu einigen literarischen Koryphäen, die Beullot in die Kategorie seiner „Gerüche“ gesetzt hat.

Daß ich es nur ehrlich gestehe! Es geht mir fast wie dem Göthe'schen Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!“ Und obendrein was für Geister! Der wassertragende Besen ist freilich auch nicht allzu poetisch, aber der tiefer liegende Grundgedanke des Gedichtes und wohl mehr noch die schöne plastische Form versöhnt uns rasch mit der eigenthümlichen Idee. Und dann braucht man nur an reines, krystallklares Quellwasser zu denken, um auch die materielle Seite des Bildes lieb zu gewinnen. So geht es mir leider nicht

mit den „Odeurs.“ Wenn es noch reines, frisches Wasser wäre, das man in jenem Buche schöpfte: dann meinestwegen der überfließende Bergstrom, der von der Höhe schäumend herabbraust und sich unten im Thale mit den großen Flüssen vereinigt, die in ruhiger Majestät dem Meere zusfließen, oder auch die weite Wasserfläche übergetretener Wiesen, die allerdings flüchtig verheert, aber nur, um das blühende Gelände des kommenden Frühlings noch blühender zu machen — doch nichts von all' dem! Einzig und allein der trübgelbe, hoch geschwollene Seinefluß, ganz so, wie er unter den Pariser Brücken hindurch fließt, und so oft die geängsteten Bewohner der Quais und der tiefer gelegenen Stadttheile mit einer Ueberschwemmung bedroht. Ein dunkelgrauer, melancholischer Wolkenhimmel darüber und endloser Schmutz in allen Straßen. Einem solchen Wetter entspricht die traurige Lectüre des Beauvillot'schen Buches vollkommen; und wären mir nicht aus der Weihnachtszeit ein paar blühende Hyacinthen geblieben, die ich, nicht ohne Absicht, auf meinen Schreibtisch dicht neben das Dintensaß stellte, ich hätte fürwahr die übeln Gerüche, die mich aus jenem Buche umkreisten, nicht überwältigen können. Das ist denn auch das schließlich daraus hervorgehende unerquickliche Resultat, welches man auf den ersten hundert Seiten gar nicht ahnt, daß der Schmutz (ich weiß wirklich kein anderes als dies häßliche Wort) zuletzt so lawinenartig anwächst, daß man nicht mehr weiß, wohin sich retten. Alsdann ist das obige Bild des Göthe'schen Hegenbefens für das Buch wieder sehr zutreffend; nur

daß es ein gewalliger Rehrbesen sein müßte, durchaus unpoetischer Art, ganz wie derjenige der hiesigen Straßenfeger, die den Macadam und die Trottoirs unermüßlich kehren, aber denen man schon von weitem ausweicht, wenn man sie ihre, allerdings sehr nützliche, jedoch unerfreuliche Arbeit beginnen sieht.

Den Verfasser (damit man uns nicht mißverstehe!) in allen Ehren; aber die rein negative Seite seines Buches tritt in der zweiten Hälfte desselben so schlagend hervor, daß ich fast das Versprechen bedauere, welches ich soeben gegeben, auch noch über diese zu berichten, und zwar vorzugsweise im Hinblick auf meine Leser, die am Ende ungeduldig werden und mich fragen könnten, ob ich mit meinem langen Referate nicht allzu weit abschweifte. Vollends die Leserinnen, denen ich ungalant genug am Eingang unserer Arbeit zu verstehen gab, daß dieselbe eigentlich nicht für sie geschrieben sei. Selbst den üblichen Neujahrsgruß hat das schlimme Buch mich vergessen lassen, und so vieles Andere, was ganz in das Bereich meiner Rundschau gehörte. Aber die „Gerüche“ waren, wie gesagt, in der ersten Hälfte des Monats, wo ein Regentag auf den andern folgte, ein zu getreues Spiegelbild der alten Lutetia Parisiorum, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, einige Proben davon über den Rhein zu senden. Indes auch diese Entschuldigung ist nicht mehr stichhaltig; denn mein Wunsch, den ich ja auch dem Verfasser selbst schrieb, „ein Bißchen Sonnenschein und ein klein wenig Himmelblau,“ ist jetzt im vollsten Maße in Erfüllung gegangen: das Wetter ist

wunderschön geworden; also nirgends mehr ein genügender Grund, den Schluß meines unparfümirten Berichtes zu verzögern!

„Ganz Paris“ ist wieder ein Mal auf den Beinen und pilgert nach Westen in's Bois de Boulogne, wo der große See in eine spiegelglatte, stahlblanke Eisdecke verwandelt ist. Die Schlittschuhläufer und mehr noch die Schlittschuhläuferinnen rüsten sich, um endlich ihre Kunst zu zeigen. Sie haben sich lange in dem großen, mit Metallplatten belegten Saale ihres Clubs geübt und eingelernt, heimlich und bei verschlossenen Thüren; nun hat endlich der „gütige Himmel,“ wie sie sagen, ihr Wünschen und Hoffen erhört und ihnen ein paar Frostgrade geschickt und eine gute Handvoll Schnee dazu. Lange wird ohnehin die Freude nicht dauern; denn derselbe „gütige Himmel“ wird auch die Armen und Nothleidenden nicht vergessen und ihnen bald ein erlösendes Thaumetter schenken. Aber ein paar kurze Tage hindurch wollen wir jenen Herren und Damen schon ihr ersehntes Eislaufvergnügen gönnen, zumal sie im vorigen Jahre gänzlich darauf verzichten mußten. So wird denn endlich das Schlittschuhläufer-Palais im Bois de Boulogne zu Ehren kommen, und auch der Hof will sich, wie man sagt, an dem Fest betheiligen. Daß außerdem die Bälle und Maskeraden (wir thun, als hätten wir die „Odeurs“ ganz vergessen) bereits überall in vollem Gange sind, versteht sich von selbst: in den Tuilerien wie im Stadthause, bei den Ministern und Gesandten, wie in der großen Oper und in andern Theatern. Aber

das ist etwas Bekanntes und bietet für uns alte Pariser und auch für unsere Leser, weil wir ihnen schon oft davon erzählt haben, nichts besonders Interessantes.

Während man sich jedoch auf der einen Seite bei Spiel und Tanz vergnügt, ziehen auf der andern dunkle Todesbilder vorüber — das neue 67 Jahr hat in dieser Hinsicht für Frankreich sehr ernst begonnen. Zuerst war es der Cardinal Gouffet, der abgerufen wurde. Er hatte als Erzbischof von Rheims einen der ältesten französischen Bischofsitze inne und, in Bezug auf die Geschichte desselben, wohl den bedeutendsten. In seiner wundervollen Kathedrale, der schönsten von ganz Frankreich, sind alle französischen Könige gesalbt worden; die Bilder derselben schmücken in langen glänzenden Reihen die Wände. Die ersten, wenn auch in spätern Jahrhunderten nachträglich gemalt, sind bereits verwittert und unkenntlich; und das letzte, das Portrait Carl's X., schließt zufällig die Wand ab, wie wenn für einen Nachfolger kein Platz mehr da wäre. Der verstorbene Cardinal war einer der gelehrtesten Prälaten seiner Zeit, aber trotz seines hohen Wissens die Einfachheit und Herzensgüte selbst. Eines Bauern Sohn, hat er stets für sein Heimathsdorf und für seine Familie eine wahrhaft rührende Pietät bewahrt. Seine alte Mutter erlebte noch die Erhebung ihres Sohnes zur erzbischöflichen Würde, wollte aber nie ihre ländlichen Verhältnisse mit der Stadt vertauschen. Der Cardinal ist eigentlich arm gestorben; außer einer schönen Bibliothek hat er nur ein sehr geringes Vermögen hinterlassen: ein Ehrenmann

von Einfluß und Bedeutung weniger im Lande, und „ein Mann ist viel werth in so schwerer Zeit.“

Wenige Tage darauf starb der Marquis de la Rochejaquelein, ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, eine, politisch wie social, hervorragende Persönlichkeit in Frankreich. Er war ein Vetter des berühmten Henri de la Rochejaquelein, der als vierundzwanzigjähriger General den Aufstand in der Vendée leitete und seine Treue für die Bourbonen mit dem Leben bezahlte, also aus einer Familie, in welcher die Anhänglichkeit an das Königshaus sprüchwörtlich geworden war. Auch der Marquis war anfangs eifriger Legitimist und machte dem Juli-Königthum durch seine Opposition viel zu schaffen, dergleichen der Februar-Republik und der Präsidentschaft. Seine Wette am Tage des Staatsstreiches mit dem Abgeordneten Belmontet, der, weitsichtiger, sich sofort für Louis Napoleon erklärt hatte, ist allbekannt. „Der Prinz hat den Verstand verloren!“ rief der Marquis an jenem Morgen seinem Freunde zu, „er ist auf dem directen Wege in's Staatsgefängniß von Vincennes.“ — „Er ist auf dem directen Wege in die Tuileries und zum Kaiserthron, mon cher,“ antwortete Belmontet. — „Très-bien, so haben Sie ebenfalls den Verstand verloren, mon pauvre ami.“ Aber dieser bietet ihm eine Wette an, daß der Staatsstreich glücken und der Prinz reißfren werde, und der Marquis geht lachend mit den Worten darauf ein: „Es gilt ein Diner von zwanzig Personen, zu dem ich selbst den Küchenzettel machen werde.“ — Schon im nächsten Jahre wurde de

la Rochejaquelein, an den kein Mensch mehr dachte, auf ein Mal sénateur de l'Empire, zum Erstaunen der Kaiserlichen, zum Entsetzen der Legitimisten, die sich, jene wie diese, ein so außerordentliches Phänomen gar nicht erklären konnten. Bald darauf begegnete Belmontet dem Marquis auf einem Tuilerienballe. „Herr Senator,“ sagte er und legte einen ironischen Nachdruck auf den Titel, „wann geben Sie uns das bewußte Diner zu zwanzig Couverts? Sie haben ja jetzt dreißigtausend Franken Revenuen mehr.“ Die Antwort des Marquis wissen wir nicht, aber das Diner ist er sein Leben lang schuldig geblieben . . . „er hat es vermuthlich,“ soll Belmontet gesagt haben, „in die Kategorie seiner übrigen unbezahlten Rechnungen geworfen.“

Dem Marquis folgte die sechsundachtzigjährige Mademoiselle Georges im Tode nach. Wer hätte wohl in dem kleinen eingeschrumpften Mütterchen, das sich aus ihrem Häuschen in Passy täglich um die Mittagszeit in die Sonne tragen ließ, die glänzende, vielbewunderte Schauspielerin der ersten Kaiserzeit geahnt? Und doch war es dieselbe hochgefeierte Künstlerin, die einst, freilich vor mehr als einem halben Jahrhundert, mit ihrem großen Freunde und Genossen Talma, in Erfurt und Dresden vor dem historischen „Parterre von Königen“ gespielt, — von allen gekrönten Häuptern, und unter ihnen den damaligen Weltgebieter in erster Reihe, mit Huldigungen und Geschenken überschüttet. Ihr Diamantenschatz war sprichwörtlich geworden; doch von all' den Herrlichkeiten war, wie gesagt, nichts geblieben, als jenes

steinalte, aber freundliche Mütterchen, das gern von früheren Triumphen sprach und sorgfältig verschiedene Andenken aufbewahrte, vom ersten Consul und vom Kaiser Alexander, vom Kaiser Franz, von Talleyrand u. s. w. Eine Pension des Théâtre français, die der jetzige Kaiser bei seinem Regierungsantritte großmüthig aus seiner Privatschatulle erhöhte, hat sie nicht allein bis an ihr Ende vor Noth geschützt, sondern ihr auch die Mittel verschafft, die Armen in ihrer Nachbarschaft reichlich zu unterstützen. So sollte auch (die hiesigen Zeitungen erzählten es wenigstens, und wir glauben es gern) ihre letzte Handlung eine gute, ein tröstendes Almosen sein. Einige Minuten vor ihrem Tode hörte sie nämlich von ihrem Sterbelager eine Harfe unter dem Fenster und dazu eine singende Kinderstimme. Sie ließ der armen Musicantin zwei Goldstücke reichen; Jene aber wußte nicht, wie ihr geschah, und spielte und sang aus Dankbarkeit und Freude noch immer weiter, als ihre unbekannte Wohlthäterin bereits gestorben war.

Endlich traf vor wenigen Tagen und fast um dieselbe Stunde noch zwei bedeutende Männer der ernste Todesruf, die beide, jeder in seiner Art, wohl den ersten Platz in Frankreich einnahmen: Ingres und Cousin, jener als Maler, dieser als Philosoph und Gelehrter. Ingres war jedenfalls einer der genialsten Künstler seiner Zeit, der in seiner langen, fast siebenzigjährigen Laufbahn (er ist im fünfundsachtzigsten Jahre gestorben) Gewaltiges geleistet hat, und dem an Fruchtbarkeit höchstens Horace Vernet an die Seite zu stellen ist, den er aber entschieden an

Kraft und Fülle der Conception übertraf. Er ist der eigentliche Gründer der modernen idealistischen Schule, als Gegensatz zu den Romantikern, was die vielen Angriffe erklärt, die ihm fast bis an sein Ende zu Theil wurden. Die eclatante Anerkennung aber, die er auf der Pariser Weltausstellung 1855 erhielt, wo in einem besondern Saale fünfzig seiner besten Bilder ausgestellt waren, die einstimmig den ersten Preis unter den Gemälden aller lebenden Künstler davontrugen, verführte ihn leicht mit seinen Gegnern. Der Kaiser ernannte ihn, als einziges Beispiel bis jetzt, im Jahre 1862 zum Senator. Ingres war ein großer Verehrer deutscher Musik, und noch zwei Tage vor seinem Tode hatte er in seiner Wohnung auf dem Quai Voltaire ein Concert veranstaltet, in welchem er seine drei Lieblinge, Mozart, Haydn und Beethoven, zum letzten Male hörte. In der französischen Kunstgeschichte ist sein Name unsterblich.

Cousin's Ruhm ist vielleicht weniger unantastbar; seine spätern Schriften jedoch, in denen er alle Philosophie auf die Moral und alle Moral auf die Religion zurückführt, machen die Irrthümer seiner früheren Jahre wieder gut. Er bildete Anno 1830 mit Guizot und Villemain die berühmte Trias an der Sorbonne. Ob er durch seine Vulgarisation — wie er selbst es benennt — der Werke Hegel's und Schelling's, nachdem er bereits früher Vorlesungen über Kant und Fichte gehalten, den Gebildeten seiner Nation einen großen Dienst geleistet, wagen wir nicht zu entscheiden. Viterarisch bedeutender sind jedenfalls seine Bearbeitungen des Proclus und

Cartesius und vorzüglich seine Uebersetzung der Werke Plato's. Man erzählte sich hier oft, halb scherzhaft halb im Ernst, daß er bei jenen Arbeiten vielfach deutsche Gelehrte, u. A. Böckh in Berlin, um Rath gefragt habe, — immerhin ein Compliment für uns, aber gewißlich für ihn kein testimonium paupertatis. Cousin wurde von Louis Philippe zum Pair von Frankreich gemacht und war auch einige Jahre lang Unterrichtsminister. Nach dem Staatsstreiche lebte er ganz zurückgezogen; der jetzige Kaiser schätzte ihn sehr und ließ ihn mehrfach zu sich in die Tuileries bescheiden. Das Gerücht setzte ihn sogar auf die neue Senatorenliste. Seine kostbare Bibliothek, die auf mehrere hunderttausend Franken geschätzt wird, soll er der Universität von Paris vermacht haben, und zwar mit einem bedeutenden Legat zur Anstellung eines Bibliothekars.

Aber, aber! auf diese Weise sind wir weit abgekommen von unserm eigentlichen Thema; wir brauchen freilich, wie man im Mecklenburgischen sagt, nur der Nase nach zu gehen, um alsbald wieder darauf zu stoßen. Wir wollten indeß, gleichsam im Vorübergehen, für jene Todten ein flüchtiges Gedenkblatt niederlegen; schon der Lebende geht in dem großen Weltmeere Paris sofort unter, wenn er sich nicht durch eigene Kraft, wie ein guter Schwimmer über den Wogen erhält: um wie vielmehr der Gestorbene! „La mort c'est l'oubli,“ sagt ein französisches Sprichwort, und Beauillot sagt ein Mal: „Was ist das Leben, wenn man an den Tod denkt?“ So kommen wir auf unsern Autor zurück, den wir

immer wieder den bösen Mann in der Rue du Bac nennen müssen; denn auch die zweite Hälfte seines Buches (nur durch die erste haben wir uns bis jetzt hindurch gearbeitet, lieber Leser) ist um nichts erfreulicher oder versöhnlicher. Daher nur ganz kurz und auch nur, weil wir es versprochen haben, noch ein Wort über die Korpphäen der Literatur.

Beuillot vergleicht Victor Hugo mit dem Klavier-Tausendkünstler Liszt, der einmal eine so gigantische Composition geschrieben hatte, daß sie technisch nur auf eine Weise ausgeführt werden konnte, indem nämlich der Virtuose, weil seine beiden Hände vollauf in den Höhen und Tiefen beschäftigt waren, die nöthigen Mitteltöne mit der Nasenspitze anschlagen mußte: — ein Berliner Witz, wie ich eben höre, den ich schon Beuillot selbst zuschreiben wollte, der aber auf Hugo's letzte Arbeiten sehr gut paßt. Das verhindert diesen natürlich nicht, ein eben so großer Dichter zu sein, wie Liszt ein großer Künstler. Beuillot macht außerdem die parlamentarische Laufbahn Hugo's lächerlich, was im Grunde überflüssig war, da Jedermann das Fiasco des großen Exilirten in dieser Hinsicht kennt.

Die Sand, mit ihren kläglichen weiblichen Emancipationstheorien, „die aber unglücklicher Weise unter allen lebenden Schriftstellern den besten Stil schreibt,“ durfte ebenfalls nicht leer ausgehen; die Auslassung über sie ist jedoch nur eine Wiederholung von bereits früher Gesagtem. Wir selbst haben bei Besprechung ihres Romans „Valvèdre,“ der am deutlichsten diese antisociale Tendenz

vertritt, darauf hingewiesen. Auch „der Berühmteste unter den Berühmten, der große Berliner Alexander,“ wird von Beuillot nicht vergessen. Das Capitel ist pikant, ja fast zu pikant, so daß es uns im Grunde ganz gelegen kommt, dasselbe aus Mangel an Raum nicht hersetzen zu können. Aber geht Beuillot in seiner Anklage gegen Humboldt, den er des Atheismus bezüchtigt, nicht zu weit? Ich habe hier nämlich schon oft und namentlich von würdigen, aufgeklärten Priestern eine Antwort Humboldt's hören müssen, welche derselbe dem König von Preußen auf die Frage gegeben (haben soll!), was denn eigentlich sein Endresultat im Gebiete alles Forschens und Wissens gewesen? „Sire, ich habe Gott überall gesucht und nirgends gefunden.“ Das Wort scheint mir so craß und, von allem Andern abgesehen, so undiplomatisch, daß ich Humboldt stets dagegen in Schutz genommen habe, da mir obendrein ein derartiger Passus in seinen Werken nicht bekannt ist. Beuillot erinnert uns wieder daran und fügt als weiteren Beleg die folgende, allerdings überaus fade Aeußerung Humboldt's hinzu, die er in seinem nachgelassenen Briefwechsel gefunden haben will: „Ein Erzchrist fragte mich kürzlich, ob die Thierseelen ebenfalls mit in dem göttlichen Erlösungswerke einbegriffen seien, mit andern Worten, ob die Wanzen und Mücken auch in den Himmel kämen. Was! so sollten mich diese Bestien auch noch im Paradiese quälen, und ich fände dort oben die Moskitos wieder, mit denen ich mich an den Ufern des Orenocco herumgeschlagen?“ Wie gesagt, wenn es wahr ist, so darf man sich wohl, trotz der Größe

des Mannes, der hier so sehr klein geredet, ein mitleidiges „o si tacuisses!“ erlauben.

Nach Humboldt: Renan. Der konnte nicht ausbleiben! aber die ironische Reihenfolge ist charakteristisch. Nur keine Furcht, lieber Leser, daß ich das alte abgestandene Gericht auf's neue, wenn auch mit einer Beuillot'schen Sauce, serviren werde. Man spricht überhaupt von Renan so wenig mehr, als man seine „Apostel“ kauft. Der Artikel Beuillot's ist indeß nur lustig und als Mittel gegen Hypochondrie zu empfehlen, indem unser Autor eine Biographie Renan's aus der ‚Opinion Nationale‘ abdruckt und mit einigen pikanten Commentaren versieht. Nichts Einfältigeres aber auch als jene Biographie, bei der man unwillkürlich an den Stoßseufzer denkt: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden“ u. s. w. „Renan,“ heißt es darin, „ist kurz und dick; er kleidet sich überaus gewöhnlich und trägt plumpe Schuhe. Er hat fast immer eine rothe Nase, die sich oft sogar mit kleinen Finnen („de petits boutons“) bedeckt; kurz, nichts in seiner ganzen äußern Erscheinung läßt auf den geistreichen Mann und auf den blühenden Stil („style fleuri“) schließen.“ Natürlich muß Beuillot sofort Nase und Stil vergleichen. Doch ich erinnere mich, schon früher einmal den Lesern versprochen zu haben, nie mehr etwas von oder über Renan zu vermelden.

Der letzte in dieser bunten, stark geschüttelten und gerüttelten Cohorte ist Théophile Gautier, der „Moniteur“-Kunstrichter und -Musaget,“ und zwar in seinem Artikel über Heine, welcher der französischen Ausgabe der

Heine'schen Werke gewissermaßen als Vorrede dient. In Deutschland ist wohl das Urtheil über Heine längst fixirt: man liebt den Poeten, schätzt den Prosaisker, bewundert Beide und bemüht sich, darüber den Menschen zu vergessen. Ich glaube nicht, daß man ein gelinderes Urtheil, will man anders gerecht sein, über ihn fällen kann. Die nachträgliche Glorification Heine's durch Gautier ist mithin unpassend, und, weil er sich dabei auf Heine's materialistischen Standpunkt stellt, verwerflich. Doch nehmen wir für uns auch hier wieder nur die spaßhafte Seite; die andere ist gar zu unerquicklich.

Gautier schildert uns Heine „auf der Höhe seiner Kraft und seines Ruhms“ und entwirft von seiner Person ein Bild, wie es selbst dem wärmsten seiner Verehrer in Deutschland wohl nie in den Sinn und in die Feder gekommen ist: „Ein schöner Mann von kräftigem, gesundem Körperbau, ein germanischer Apoll, mit hoher weißer Marmorstirne, von einem blonden Lockenwalde dicht überschattet; seine blauen Augen blickten von Geist und Licht, und seine vollen Wangen hatten nichts von der bleichen Kränklichkeit seiner Zeit. Im Gegentheil, es blühten auf ihnen klassische Rosen (!), und die sanfte hebräische Biegung (!) seiner Nase störte deren griechische Schönheit nicht. Seine harmonischen Lippen hatten in der Ruhe einen reizenden Ausdruck; aber wenn sie redeten, flog von ihrem rothen Bogen Pfeil auf Pfeil, u. s. w.“ — „Hütet euch, ihr jungen Schriftsteller,“ sagt Beauvois, „vor der Farbensachtel, selbst vor der officiellen, und begnügt euch einfach mit dem Dintensaß. Weiß und

blond und blau und bleich, und rothe Rosen, und all die schwülstigen Bilder: wie eine im Sande festgefahrene Miethkutsche.“ Und dabei kann Vuillot hier nur den Stil kritisiren, da er Heine, wie er mir selbst sagte, nie gesehen hat. Der arme Heine! bei aller Pietät für den so kläglich Dahingestorbenen, — aber ein germanischer blondgelockter Apoll mit feurigen Augen und rosenrothen Wangen ist er, auch in seinen besten Jahren, nie gewesen. Schon als Kind sah ich Heine oft, bevor ich ihn hier in seiner „Matrazengruft“ in der Rue d'Amsterdam besuchte; von den Gautier'schen Phrasen paßt jedoch nach meiner Erinnerung auch nicht eine auf ihn. Und dann — die Hand auf's Herz! — ist eine solche Schilderung würdig des Dichters und Schriftstellers Heine, von dem Menschen Heine ganz abgesehen?

Aber jetzt endlich ein gesperrt gedrucktes „Sapientiat“: das böse Buch zugeschlagen und einen Blick zum Fenster hinaus auf den blauen Himmel, an welchem gerade die heitere, helle Sonne steht. Freilich ist es draußen Winter mit Schnee und Eis; aber die Blätter und Blumen werden schon wieder kommen, um uns zu trösten und zu erfreuen. So ist es auch mit Paris: viel Schmutziges und Schlechtes, viel Misère, materielle sowohl wie sociale und moralische, — aber auch viel Gutes und Reines, viel Edles und Erhebendes. Der Mensch selbst besteht ja ebenfalls aus Dunkel und Licht, und das christliche Sittengesetz gebietet uns, dieses über jenes nicht zu verkennen. Und nun Adieu, du böser Mann in der Rue du Bac. Aber wenn wir ihn wieder

besuchen, so werden wir ihm erzählen, daß wir unsern deutschen Lesern versichert haben, er sei gar nicht so böse, wie man nach seinen „Odeurs“ glauben sollte. Wenn es nur von meiner Wohnung bis zur „Klosterfrau“ in Köln nicht so weit wäre — Doctor B. behauptet nämlich, daß ich als „Ultramontaner“ diese Firma der Farina'schen vorziehe — so kaufte ich dort ein großes Flacon Eau de Cologne, das ich dem guten Beauvillot schenken würde, um ihn auf wohlriechendere Gedanken zu bringen.

Pückerbücher als Nachtrag zu den faits divers.

Allzugroße Ehrlichkeit eines Pariser Droschkenkutschers. — Raffinirte Diebinnen. — Ein noch raffinirter Dieb. — Eine rührende Geschichte. — Ein Wunder-Exemplar von einem Hund. — Künstlich ausgebrütete Küchlein. — Ein Heirathsbureau. — Eine Damenschneiderrechnung. — Eine Gespenstergeschichte, wie sie sein muß. — Zwei Gaunerinnen aus der Schweiz.

Die Ehrlichkeit der Pariser Droschkenkutscher ist bekannt; sie ist fast eben so groß als ihre Grobheit, und das will viel sagen; ja eben um jener willen verzeihen wir ihnen fast diese. Wer ist nicht froh, wenn er sein im Wagen vergessenes Portemonnaie oder Portefeuille am nächsten Morgen auf dem Centralbureau reclamiren und sein Eigenthum ungeschmälert in Empfang nehmen kann? Und doch kann ein solcher gewissenhafter Automedon höchst fatale Complicationen herbeiführen; so z. B. die folgende. Eine Dame nimmt einen Fiaker, macht verschiedene Wege und läßt sich endlich nach Hause fahren. Sie vergißt ihr Portemonnaie im Wagen, merkt aber den Verlust erst später und sagt auch ihrem Manne nichts davon, um ihn nicht unnöthiger Weise zu betrüben; sie hat ihn so lieb, ihren Mann, und erspart ihm gern jede Verdrießlichkeit und jeden Aerger. Schon am

nächsten Tage meldet sich der Kutscher in Person; er hat das Portemonnaie gefunden und sich, als ehrlicher Mann, nicht begnügt, dasselbe vorschriftsmäßig zu deponiren, sondern er bringt es sofort der Eigenthümerin zurück. Denn neben dem Gelde lag glücklicher Weise ein kleines Briefchen, wodurch er die Adresse der Dame erfuhr. „Glücklicher Weise,“ wie gesagt. Die Dame ist zufällig nicht zu Hause, und der Gemahl empfängt den guten, den ehrlichen Mann und gibt ihm auch ein anständiges Trinkgeld. Darauf reizt ihn die Neugier, zu sehen, was denn in dem kleinen Briefchen Schönes steht. Berrath und Entsetzen! Ein „Bettel“ seiner Frau, dem er schon früher aus guten Gründen sein Haus verboten, und der alsdann, wie sie unter Bethuerung ihrer Unschuld fest versichert hatte, nach Havre abgereist war, meldet sich zu einem neuen Rendezvous und noch dazu, quelle horreur, im Café Anglais! Einige obligate schlechte Wize in Bezug auf den leichtgläubigen Gatten und die ihm gedrehte lange Nase bilden das Postscriptum. . . . „Auf ewig dein Getreuer!“ Mittlerweile kommt die Gattin nach Hause, und die nun folgende Ehestandsscene brauchen wir nicht zu schildern. Aber bei dieser Scene allein sollte es sein Bewenden nicht haben; der erzürnte Ehemann droht mit einer gerichtlichen Klage, bis sich zuletzt Freunde in's Mittel legen und für die reuige Frau Verzeihung erwirken, zumal der „Bettel“ jetzt wirklich nach Havre abgereist ist, um sich von da nach America einzuschiffen. Wenn's nur wahr ist. Trotzdem ist der eheliche Friede des Paares getrübt, vielleicht

auf lange hin, und das alles durch die unselige übertriebene Ehrlichkeit eines Droschkentufschers! —

Ein anderes Bild: Auf was für Manier man, mit Erlaubniß zu sagen, in Paris stiehlt. Eine elegant gekleidete Dame tritt in einen Juwelierladen der Rue de la Paix und verlangt Ohrringe, Brochen und dergleichen zu sehen: man legt ihr eine reiche Auswahl vor. Sie mustert alles mit vornehmer Geringschätzung und zeigt sogar ihre eigenen kostbaren Ohrgehänge als Muster. Entschieden eine Frau von hohem Stande, vielleicht eine fremde Fürstin; man setzt daher alles in Bewegung, sie nach Wunsch zu bedienen. Unterdessen läßt sich ein alter zerlumpter Mann mit einer Drehorgel vor dem Laden hören, noch dazu so dicht an der Thür, daß man vor der disharmonischen Musik kaum sein eigen Wort verstehen kann. „Mon Dieu!“ ruft die Dame, deren zarte Nerven von dem barbarischen Lärm afficirt werden, und winkt dem Alten, halb scherzend, halb unwillig, durch die Spiegelscheiben zu, damit er schweige. Dieser zieht ehrerbietig die Mütze, öffnet schüchtern die Ladenthür und bittet um eine Gabe. Unsere Dame nimmt ein kleines Geldstück aus ihrem Portemonnaie und reicht es dem Alten, der sich mit tiefen Kratzfüßen zurückzieht. Dann wird weiter ausgesucht und gewählt und bei Seite gelegt; da es sich aber um ein Hochzeitsgeschenk handelt, so will die gnädige Frau noch eine Freundin zu Rathe ziehen und morgen wiederkommen. Sie grüßt mit fürstlichem Anstande und geht gemessenen Schrittes davon, wobei die reichen Falten ihrer dunkeln Sammtrobe

sich wirklich wunderschön ausnehmen. Erst später, als der Juwelier alle seine ausgekrantmen, kostbaren Siebenschachen in die verschiedenen Gestelle und Fächer zurücklegt, merkt er zu seinem Schrecken, daß ihm ein großer Solitaire fehlt, just einer seiner schönsten Brillanten, im Werth von sieben, achttausend Franken. Man sucht in allen Ecken und Winkeln, kehrt den ganzen Laden um — man findet nichts. Sollte die Dame? . . . Unmöglich! Auch hat man ja kein Auge von ihr verwandt. Aber der Brillant ist und bleibt trotz alledem verschwunden; denn jene Dame war nichts als eine geschickte Diebin, und der alte musircirende Bettler in Lumpen obenein ihr eigener Vater. Die ganze Drehorgel-Geschichte war eine abgefartete Gaunerei, und das scheinbar aus dem Portemonnaie hervorgeholte und als Almosen gegebene Geldstück war eben der escamotirte Brillant, den der Alte längst in Sicherheit gebracht hatte, als sich die Dame noch immer unbefangen andere Juwelen vorlegen ließ. Hätte man während ihrer Anwesenheit im Laden (und darin bestand gerade die Finesse des Streichs) den fehlenden Stein bemerkt, so hätte Madame natürlich die Entrüstete gespielt und sich auf das genaueste untersuchen lassen, um ihre Unschuld darzuthun. Wer wäre dabei wohl auf den Gedanken gekommen, daß der zerlumpfte Rittel und die prächtige Sammtrobe so nahe verwandt seien? Auf der Polizeipräfectur erfuhr man später diese saubern Détails; denn endlich hatte man das Spitzbubenpaar doch attrapirt.

Oder auch das folgende Kunststück. Wieder eine

elegante Dame — meine Leserinnen werden mir noch böse werden, daß ich heute nur aus dem schönen Geschlecht meine Geschichten wähle; aber nur Geduld, es wird gleich nachher auch ein eleganter Herr kommen — und wieder ein Juwelier. Auch wieder das alte Manöver mit dem Befehlen und Ausführen und der Schwierigkeit, sich zu entscheiden; dies Mal handelt es sich um Busennadeln. Madame findet ebenfalls nichts so recht nach ihrem Geschmack, bittet um Entschuldigung und geht davon. Kaum ist sie zum Laden hinaus, so merkt der Commis, daß ihm eine Brillantnadel fehlt; er besinnt sich aber nicht lange, sondern läuft schnell der Dame nach und holt sie ein, wie sie gerade um die Straßenecke biegt. „Madame, Madame,“ stottert er athemlos und verlegen, „ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, aber . . . aber es fehlt uns eine Nadel, gerade die große, schöne, mit dem blauen Steine.“ Die Dame erschrickt und ruft in edlem Zorn: „Monsieur, für wen halten Sie mich? ich bin die Comtesse Ppsilon, glauben Sie, daß ich im Stande wäre, Sie zu befehl . . .?“ — Aber die würdige Frau vollendet nicht, denn sieh da, sieh da! der Commis hat mittlerweile in dem Spitzenbesatz ihres Ärmels die Nadel entdeckt, die einfach dort, und selbstverständlich ohne alles Zuthun der Dame, hängen geblieben sein mußte. Sie hatte das Kleinod schon, ohne es zu ahnen, solchergestalt ein Stück Wegs über die Straße getragen; nun lacht sie selbst über diesen seltsamen Zufall und sagt herablassend zu dem jungen Mann, der sie wegen seiner Hastigkeit um Verzeihung bittet: „Im

Gegentheil, Sie haben ganz Recht gethan, mir sofort zu folgen; denken Sie sich nur, wenn auch ich die Nadel nicht gefunden hätte, so wäre ich ja in Ihren Augen eine Diebin gewesen.“ O noble Gräfin Ypsilon! — Auch sie wurde endlich abgefaßt, und es kam heraus, daß sie an einem Tage in vier verschiedenen Läden diese Nermel-besatzcene gespielt hatte.

Die Pariser Juweliere sind überaus schlimm daran; denn sie werden von den Gaunern am meisten heimgesucht, und, ob sie auch noch so sehr auf ihrer Hut sind, doch noch immer hin und wieder von einem durchtriebenern Spitzbuben angeführt. So soll sich bei Fontana im Palais=Royal, wo vor einigen Jahren der große Diamanten=Diebstahl passirte, jetzt eine Vorrichtung im Laden befinden, vermittels welcher ein Commis im Nebenzimmer durch ein Loch in der Mauer alle Käufer ungesehen beobachten kann, um bei der geringsten verdächtigen Bewegung sogleich Lärm zu machen. Verbürgen können wir diese Notiz freilich nicht, aber wir glauben es gern, daß ein Geschäftsmann, der oft seinen Kunden auf einen Quadratfuß Raum für eine halbe Million Edelsteine hinlegt, zu allen möglichen Mitteln greift, um sein Eigenthum zu sichern, vorzüglich wenn er, wie der genannte Juwelier schon so schlimme Erfahrungen gemacht hat. „Es gibt nur ein einziges, ganz sicheres Mittel, uns vor Dieben zu schützen,“ soll Fontana damals vor Gericht gesagt haben, „nämlich unsere Läden zu schließen; — aber wie alsdann Geschäfte machen?“

Doch jetzt zu dem versprochenen eleganten Herrn.

Er sitzt an der Table d'Hôte im Hôtel Mirabeau, das wir, nebenbei bemerkt, allen Feinschmeckern unter unsern Lesern besonders empfehlen, denn man speist dort noch besser, als im Grand-Hôtel. Unser Held gehört zu jener Klasse von Männern, wie sie schon verschiedentlich in unsern „Bildern“ aufgetreten sind: feine Manieren und feine Wäsche, Gentleman und weitgereist, interessante Unterhaltung in drei, vier Sprachen, überaus mäßig im Essen und Trinken, sehr aufmerksam gegen Damen, vornehm reservirt indeß gegen Herren, bis er ihnen vorgestellt ist, aber alsdann ein angenehmer Gesellschafter, der viel gesehen und erlebt hat, selbstverständlich eine bunte Bandrose im Knopfloch, kurz, eine wahre Table-d'Hôte-Perle an Liebenswürdigkeit und Distinction. Er trägt einen wunderschönen Brillantring am Finger, und zwar einen echten; wenigstens behauptet dies ein Gast, der ihm gegenüber sitzt und der sich darauf verstehen muß, denn es ist ein Edelsteinhändler. Er bringt auch beim Nachtiich das Gespräch absichtlich auf den Ring und macht dem Eigenthümer ein Compliment darüber. Dieser lächelt und sagt treuherzig: „Also auch Sie lassen sich durch den Schein täuschen; Sie sind indeß der Erste nicht, denn es ist mir dies schon oft mit dem Ringe passirt. Der Stein ist nicht echt, sondern nur ein Glasfluß ohne Werth, freilich so vortrefflich nachgemacht, daß ich ihn deswegen zum Spaß trage. Auch hier mein Nachbar hat mich bereits nach dem Preise gefragt und ob ich ihn verkaufen wolle.“ Der Nachbar, ein reicher Gutsbesitzer aus der Provinz, bejaht dies, fügt aber doch

als ehrjamer Kleinstädter bedächtigt hinzu: „Natürlich würde ich ihn erst von einem Sachverständigen taxiren lassen.“ — „Und der würde Ihnen alsdann sagen, daß Sie sich durch die schöne goldene Fassung bestechen lassen, und daß der Brillant selbst ein Glasfluß zu zehn Franken ist.“

Der Edelsteinhändler hat erstaunt zugehört; sollte er sich wirklich täuschen? Er bittet sich den Ring aus, um ihn näher zu besehen, und der Herr reicht ihm denselben unbefangen über die Tafel hinüber. „Monsieur,“ ruft Jener darauf, nachdem er ihn aufmerksam von allen Seiten betrachtet hat, „der Stein ist echt, das versichere ich Ihnen als Sachverständiger, denn es ist mein Fach; es ist ein brasilianischer Brillant und wenigstens viertausend Franken werth, die ich selbst Ihnen zahlen würde, wenn sich nicht bereits ein Liebhaber gefunden hätte.“ — „Eine hübsche Geschichte,“ entgegnet der Andere lachend, „ich einen Glasfluß für echt verkaufen! da wäre ich ja einfach ein Gauner!“ — „Echt oder nicht echt, Monsieur, Ihr Herr Nachbar kann Ihren Glasfluß, wie Sie ihn nennen, getrost und auf meine Garantie mit viertausend Franken bezahlen und macht dabei noch immer ein gutes Geschäft.“ — Bei diesen kategorischen Worten fängt der Nachbar Feuer und wiederholt seinen Antrag. Der Fremde thut, als wäre es Scherz und antwortet ausweichend. — „Wissen Sie was,“ sagt darauf der Edelsteinhändler, „geben Sie mir den Ring auf ein paar Stunden mit; ich habe bei Halphen zu thun“ (die Gebrüder H. sind die ersten

Diamantenhändler von Paris) „und werde die entscheiden lassen, wenn Sie mir durchaus nicht glauben wollen.“ — „Und ich gehe mit Ihnen,“ sagt der Nachbar hastig, „wenn Sie's erlauben.“ — „Ich wollte es Ihnen gerade vorschlagen, Monsieur,“ war die Antwort. — Abgemacht. Der Fremde gibt den Ring und lacht von neuem, indem er mit komischem Ernste hinzufügt: „Ich vertraue Ihnen also mein kostbares Kleinod an; verlieren Sie es nur nicht, denn die Insertionskosten, um es wieder zu bekommen, dürften leicht mehr betragen, als es werth ist.“ — Die Herren machen sich auf den Weg. Abends beim Souper gibt der Edelsteinhändler den Ring seinem Eigenthümer zurück und sagt mit triumphirender Miene: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte! Der Ring ist echt, ganz wie ich Ihnen versicherte, ein brasilianischer Stein zu viertausend Franken;“ (daß man ihn bei Halphen auf fünf- bis sechstausend taxirt hatte, verschwieg er wohlweislich.) „Merci“, entgegnete der Fremde, „für die Aufklärung, die Sie mir geben, ich wußte es wirklich nicht; es ist ein Erbstück und ich habe ihn stets für falsch gehalten.“ Und mit diesen Worten steckt er ihn gleichgültig wieder an. Aber der Nachbar läßt ihm keine Ruhe und bietet ihm jetzt sogar viertausend fünfhundert Franken. — „Nous verrons,“ sagt der Fremde verbindlich, „wir haben ja das Vergnügen, uns morgen wieder zu sehen.“

Am nächsten Morgen klopft es bei unserm Gutsbesitzer an, und (ein glückliches Omen!) der Brillantenherr erscheint. „Ich habe mich besonnen, cher Monsieur,

und wenn Ihnen wirklich darum zu thun ist, den Ring zu besitzen, so will ich Ihnen denselben verkaufen. Ich kann es jetzt mit gutem Gewissen thun, da Sie sich ja selbst von seiner Echtheit überzeugt haben;" und reicht ihm das blitzende Kleinod. Der Andere zahlt hocherfreut die viertausend fünfhundert Franken, und der Fremde empfiehlt sich, nicht ohne, von der Treppe aus, zurückzurufen: „Die Flasche Champagner, die wir zu Ehren des Geschäfts diesen Abend bei Tische trinken müssen, ist aber auf meine Kosten!" Dann ging er, und eine Stunde später konnte man einen feingekleideten Herrn am Nordbahnhofe ein Billet nach Boulogne nehmen sehen, um von da mit dem Dampfschiffe nach England zu reisen. Unser Gutsbesitzer sah ihn freilich nicht. Stolz wie ein Fürst setzt er sich Abends an die Table d'hôte; der Platz des Fremden neben ihm ist noch leer, aber der Edelsteinhändler sitzt ihm bereits gegenüber; dem hält er mit freundlichem Gruß seine rechte Hand entgegen, die über Nacht um so und so viel tausend Franken theurer geworden war. „Er hat ihnen den Ring also doch verkauft," ruft Jener. „Sie können von Glück sagen; ein famoscs Geschäft!" Ueber dem Essen (der fremde Herr kommt seltsamer Weise noch immer nicht) fixirt der Edelsteinhändler verschiedentlich den kostbaren Zeigefinger des Gutsbesitzers und sagt auf ein Mal hastig: „Bitte, zeigen Sie mir doch noch ein Mal den Ring." Kaum hat er ihn in der Hand, so ruft er wie vom Blitz getroffen: „Sapperment und alle Wetter! Monsieur, der Stein ist falsch! falsch, falsch, sag' ich

Ihnen! ein infamer Betrug! Die Fassung ist ganz dieselbe, aber der Brillant von gestern ist es nicht. Ein Glasfluß, freilich auf das täuschendste nachgemacht, aber ohne Werth, oder wenn Sie wollen, zehn Franken. Quel coquin!“

Der Gutsbesitzer wird weiß, wie seine Serviette, der Bissen bleibt ihm im Halse stecken, die Gabel fällt ihm aus der Hand: „Falsch?“ stammelt er; „unmöglich, unmöglich! Es ist ja ganz derselbe Ring; er brachte ihn mir diesen Morgen auf mein Zimmer; aber wo mag er nur stecken?“ — Dieser stand schon „auf hohem Verdeck zu Schiff,“ wie der Dichter singt. Die ganze Tafel kam in Aufruhr; man ruft den Wirth und fragt ihn nach dem bewußten Herrn. Auch der Wirth kennt ihn nicht weiter, er habe gehört, es sei der Graf so und so, Place Vendôme Nummer 19; im Hôtel Mirabeau speisen täglich über 100 Personen, von denen über die Hälfte ganz unbekannt ist. Ein Kellner wird sofort an die bezeichnete Adresse abgeschickt: er kommt mit langem Gesicht zurück, in Nummer 19 weiß man von keinem Brillanten-Grafen. „Oh le coquin! le coquin!“ rufen die Gäste von allen Seiten und lassen sich die Geschichte noch ein Mal erzählen; dann lachen sie und speisen weiter. Wer aber nicht lacht und auch nicht weiter speist, ist unser Gutsbesitzer mit dem kostbaren Stück Fensterglas am Finger; er fährt auf die Polizei und erzählt sein „theueres“ Abenteuer. Dort ist schon eine ähnliche Geschichte aus Brüssel gemeldet worden. . . . Der feine Herr mit dem Ringe scheint darauf zu reisen. Er hat einen

echten Brillanten und, Gott weiß, wie viel falsche. „Aber verflucht pfiffig ausgedacht ist der Streich,“ rief der Edelsteinhändler, „den Kerl soll ja der Henker holen!“ — Ein frommer Wunsch, dem wir uns von Herzen anschließen.

Nach den Gauner- und Diebesgeschichten die rührenden; nur vorher in Bezug auf die letzte eine kleine Notiz zur Verständigung.

Raum hatte ich sie niedergeschrieben, so wollte es mich bedünken, als hätte ich sie vor Jahren schon einmal irgendwo, Gott weiß, bei welcher Gelegenheit, erzählt.

Sollte diese Befürchtung begründet sein, so wäre dieser Umstand ganz charakteristisch und entspräche völlig unserem Lückenbüßerthema; denn die hiesigen Zeitungen bringen sehr oft alte Geschichten zum zweiten und dritten Mal, ohne es zu wissen, oder in der unschuldigen Hoffnung, der Leser möge sie vergessen haben. „Tiens,“ sagt man alsdann bei solcher Gelegenheit, „mir scheint, als hätt' ich das schon früher mal gelesen“ („im alten Meidinger, oder sonstwo,“ setzt man in Deutschland hinzu); aber man wird nicht weiter böse und denkt namentlich nicht daran, dem Berichterstatter deshalb einen Proceß zu machen. —

Nun aber, Burgfräulein Kunigunde, von den Ufern des Rheins, die Sie mir kürzlich einen so liebenswürdigen Brief schickten, halten Sie ein Taschentuch in Bereitschaft; denn ich fürchte, die folgende Erzählung geht nicht trocken ab. Wenn Sie hier in Paris lebten, so gehörten Sie gewiß auch dem Vincenz-Verein an, und

die kümmerlichen Dachstuben der Vorstädte wären Ihnen alsdann, wie so manchen hiesigen mildthätigen Damen, nichts Neues; im Gegentheil, Ihre zarten Füße hätten sich längst an die fünf oder sechs steilen, schlüpfrigen Treppen gewöhnt, um den Armen und Nothleidenden in Person, — denn das ist das wahre christliche Mosen, — Unterstützung und Trost zu bringen. In einer jener Mansarden, deren es in Paris viele tausend gibt, spielt das traurige Drama; aber nur getrost, im letzten Act, ganz wie im Theater, löst es sich in Glück auf und in Freude. Das will ich nur gleich vorausschicken, um Sie, verehrtes Burgfräulein, und die anderen Leserinnen mit Ihnen, nicht allzusehr zu ängstigen. Gehen wir daher auch über die traurigen Einzelheiten hinweg, die obendrein bei dieser Familie dieselben sind, wie bei allen Proletariern; denn das Elend tritt überall mit gleichförmiger Consequenz auf und zeigt uns ironisch, wie wenn es unser Mitgefühl abstupfen wollte, allenthalben dieselben papierverklebten Fensterscheiben, denselben wackelnden Kamin mit dem Aschenhaufen ohne Feuer, dieselben halbzerbrochenen irdenen Gefäße, dieselbe Strohschütte im Winkel mit der blassen, lumpenverhüllten Leidensgestalt einer kranken Frau, drei abgemagerte, nach Brod schreiende Kinder, und einen verzweifelnden Vater, der keinen Rath weiß. Er hat bis dahin noch in der nahen Knopf-Fabrik in sechszehnstündiger Arbeit einen kärglichen Tagelohn von drei Franken, fast wie ein Blutgeld, verdient, von dem er oft die Hälfte und mehr für nutzlose Medicamente verausgabte und sich nie satt aß,

um seinen Kindern nichts zu entziehen; jetzt ist er selber krank geworden und kann nicht mehr. Das Fieber, gegen das er Wochen lang, ohne ein Wort zu sagen, angekämpft, hat ihn endlich bezwungen: Krankheit geht mit dem Glend als schreckliche Schwester Hand in Hand, und der Stärkste erliegt endlich unter diesem tödtlichen Doppeldruck. Er ist neben seiner Frau niedergesunken und er muß ein guter Christ sein, um sich nicht den Tod zu wünschen und gegen Gott zu murren. — „Uebertrieben!“ hör' ich hinter mir eine Stimme, die fast klingt wie die des Doctor B., der mir als Kritiker immer auf den Fersen sitzt. Aber der gute Berliner ist weit von hier und mit stolzen Annexionsgedanken beschäftigt; er, der sich damals über die Zwanzigjous-Tricolore moquirte, die ich zur Feier des annectirten Savoyens als kühner Kosmopolit aus meinem Fenster hinaushängte . . . Also von ihm kam das Wort nicht; aber wer es mir auch zugerufen, dem antworte ich einfach durch die Einladung, sich hierher zu bemühen, wenn auch nur auf einen Tag; ich will ihn noch dazu gern zum Frühstück einladen, aber ihm dann auch Dinge zeigen, daß er nicht allein den obigen Vorwurf zurücknehmen, sondern sich wohl gar den Worten des Bischofs von Orleans, dieses unermülichsten aller Armenprediger, anschließen wird: „Uebertreiben? Grand Dieu! ich sage noch nicht einmal den zehnten Theil.“ Habe ich doch bei meiner Fensterchau im vorigen Bande, um das heitere Bild nicht zu trüben, nichts von den vielen armen Leuten erzählt, die ebenfalls einen bedeutenden Theil des Trottoir=

Publicums ausmachen. So auch z. B. nichts von jener jungen Frau, keine Bettlerin, sondern eine Arbeiterin, aber ohne Arbeit, die neulich in unserm Thorwege vor Hunger geradezu umfiel, und der wir in unborsichtiger Hast eine Schale Bouillon reichten, die sie so schnell verschlang, daß sie sich Lippen und Gesicht verbrannte. Von Uebertreibung kann daher, wie gesagt, in Bezug auf das Pariser Glend, so leicht nicht die Rede sein.

Die Lage jener armen Leute war wirklich so, wie wir sie eben geschildert. Der Vater winkte noch sein ältestes Kind, ein Mädchen von kaum zwölf Jahren, an sich heran und flüsterte ihm zu: „Ich kann nicht mehr, sieh zu, ob du etwas Geld oder etwas Brod bekommst; bettele, wenn's nicht anders geht, thu' es für deine beiden kleinen Brüder, die seit gestern Mittag nichts gegessen haben.“ . . . Dann fiel er ohnmächtig zurück. Das Mädchen eilte hastig die Treppen hinab, aber unten auf der Straße überfiel es sie wie Todesangst; sie war an Noth und Entbehrung gewöhnt, aber — — gebettelt, gebettelt hatte sie nie! Fliegende Kälte bedeckte ihr bleiches Gesicht, als sie gegen den ersten Vorübergehenden die bittende Hand ausstreckte, ohne ein Wort zu sagen, denn sie konnte keines hervorbringen. „Faules Kind! so arbeite doch!“ war die barsche Antwort. Ein Anderer drohte gar mit dem Stadtsergenten und fragte sie, ob sie sich denn gar nicht schäme, zu betteln. Die Kleine verlor fast die Besinnung, aber (denn das Glend hatte sie vor der Zeit gereift) sie ermannte sich sofort wieder und zwar zu einem letzten verzweifelnden Schritte.

In der Dachstube war es mittlerweile still geworden. Der Mann und die Frau ruhten in dumpfer Betäubung, und vor dem kalten Kamine saßen die beiden hungernden Kinder und sagten nichts, denn ihre kleinen Seelen verstanden es nicht. Hungernde Kinder sind wohl die schrecklichste Vorstellung, die den Menscheng Geist erschüttern kann. Die banalsten Sprichwörter, lieber Leser, sind eben nur deswegen so banal, weil sie so wahr sind; dahin gehört auch dasjenige: „Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülf' am nächsten.“ So auch hier. Denn als das Elend am Neuesten angelangt zu sein schien, da öffnete sich leise die Thür des Dachzimmers, und der Retter tritt ein, und zwar in Gestalt eines reizenden, blondgelockten Mädchens, ganz wie ein Engel; eine Dienerin bleibt mit einem Korbe auf der Schwelle stehen. „Mich sendet Ihre Tochter,“ sagt das kleine Fräulein zu den Eltern, die aus ihrem Fieberschlummer erwachen und zu träumen glauben, als sie die liebliche, elegante Erscheinung an ihrem ärmlichen Lager sehen; — „mich sendet Ihre Tochter, die noch bei meiner Mutter geblieben ist; ich bin nur schnell gekommen, um Ihnen zu essen zu bringen.“ Die Magd packt die Vorräthe aus, ein ganzes Mittagmahl, macht Feuer im Kamin und beschäftigt sich alsdann mit der kranken Frau; der Mann ist vor Freude fast wieder gesund geworden, und die beiden Kinder essen und essen, fangen auch an zu schwätzen und zu lachen und thun bald ganz vertraut mit ihrer unbekanntem Wohlthäterin. Seht ihr wohl, ihr armen Leute, der alte Gott lebt noch!

Wie aber war diese räthselhafte Hülfe gekommen, so seltsam und unverhofft, daß sie fast wie ein Stück aus einem englischen oder amerikanischen Roman aussieht, jenen Ländern, wo man so viel über die Armuth schreibt und so wenig dagegen thut?

Die unglückliche kleine Bettlerin war nach ihren vergeblichen Bitten um Almosen davongelaufen, mit einem Entschluß, den ihr die Verzweiflung eingab, nämlich ein Brod zu stehlen. Sie trat an einen Bäckerladen und schaute durch die Fenster: es war zufällig kein Mensch darin; sie schlich hinein, faßte sich Muth, griff herzhaft nach einem Brod und flüchtete dann mit ihrem Raube. Aber aus dem offenen Hinterzimmer hatte man sie gesehen, und die Bäckerfrau stürmte schreiend auf die Straße hinaus und dem Kinde nach, das auch bald eingeholt wurde und sich von einer neugierigen Menge umgeben sah. Einige alte Weiber schriegen Zeter über die frühzeitige Diebin, man stieß das Mädchen, das mehr todt als lebendig war, hin und her; man rief einen Polizeidiener, um es zu arretiren. „Ich bin keine Diebin,“ stammelte sie in grenzenloser Angst, „meine Eltern sind krank und meine Brüder haben kein Brod! . . . dort, in der andern Straße, oben in Nummer 9!“ Sie wurde trotzdem halb ohnmächtig auf den nächsten Wachtposten geführt, und die Leute liefen alsdann gleichgültig auseinander. Nur ein junges Mädchen (der Engel von oben), das zufällig mit seiner Bonne stehen geblieben war, hatte sich genau die Worte der Unglücklichen gemerkt. Oft schläft in dem Gemüthe eines Kindes wie unbewußt

der Reim zu einer edelen Handlung: es bedarf nur eines leisen Anlasses, und wie durch einen fallenden Funken steht alsdann das kleine Herz in hellen Flammen opferfreudiger Nächstenliebe.

Unsere Heldin geht nach kurzem Besinnen zu dem Coiffeur an der Ecke und bietet ihm ihre blonden Locken zum Verkaufe an; sie erinnerte sich nämlich sehr gut, daß eben dieser Coiffeur ihr zu verschiedenen Malen ein Compliment über ihr schönes Haar gemacht und ihr sogar ein Mal, allerdings nur im Scherze, denn sie gehörte einer bemittelten Familie an, die er recht gut kannte, gesagt hatte: „Mademoiselle, wenn Sie Ihre Locken verkaufen wollen, so gebe ich Ihnen einen Louisd'or dafür.“ Jetzt staunte er natürlich, als ihn die Kleine an sein Versprechen erinnerte und aus dem Handel Ernst machte. Er that auch, als wenn er darauf eingehen wollte und gab ihr fünfzehn Franken auf Abschlag, mit dem Bemerkten, daß er ihr morgen die restirenden fünf Franken bringen und sich das Haar holen würde. Er hatte aber einfach die Absicht, der Mutter die abenteuerliche Sache zu erzählen. Das Fräulein, hochvergnügt über die erhaltene Summe, läßt sofort durch ihre Bonne die nöthigen Einkäufe machen und — doch die Leserin kennt bereits den Schluß der Geschichte. Der völlige Schluß ist nun freilich noch der, daß das arme, aus Noth zur Diebin gewordene Kind durch den Vater des Fräuleins, einen Obersten von der Garde, in der nächsten Stunde auf der Polizei reclamirt und ihrer Familie zurückgegeben, und daß für diese, ebenfalls durch die Eltern des blondge-

Locken Engels, auf das beste gesorgt wurde. — „Würdest du das auch gethan haben, Marie?“ sagte die Professorin M. zu ihrem Töchterchen, als ich dort die Geschichte erzählte. — „Meine Locken sind braun, Mama,“ antwortete die Kleine ausweichend, „der Coiffeur hätte wohl nicht so viel dafür gegeben.“ — „Einerlei,“ sagte die Mutter, „ich meine nur, ob du gern ein ähnliches Opfer für die Armen gebracht hättest?“ — „O gewiß, Mama!“ rief Marie freudig, setzte indeß gleich darauf ernsthaft hinzu: „ich hätte aber auch noch etwas Anderes gethan.“ — „Und was denn?“ — „Ich hätte die Bäckerfrau gehörig geprügelt!“

Und nun, meine Damen, das Taschentuch, wenn wirklich eins zum Vorschein gekommen ist, bei Seite gelegt, denn es folgt etwas Lustiges; wer's nicht glauben will, bezahlt einen Thaler.

Ein Herr geht kürzlich spät Abends durch die Avenue de la Grande Armée nach Hause, nur von seinem Hunde begleitet, einem prächtigen Newfoundlandler. Die lange Allee ist menschenleer; endlich begegnet er aber doch einem Manne, der rings auf dem Boden umher etwas zu suchen scheint und dabei jammert und klagt, wie ein Unglücklicher. „Was fehlt Ihnen, Freund, haben Sie etwas verloren?“ fragt der Herr. — „Was mir fehlt? All' mein Geld fehlt mir, zweihundert Franken in Gold; ich habe ein kleines Loch in der Tasche, und da sind die Stücke nach und nach herausgefallen. Sehen Sie, da ist der letzte Louisdor, der mir geblieben ist; ich bin ruiniert auf Zeitlebens, denn wenn ich meinem

Patron morgen nicht das Geld bringe, so jagt er mich fort oder läßt mich gar einsperren.“ — „So, so; welchen Weg haben Sie denn genommen?“ — „Ich komme von Neuilly, da links, quer durch die Felder,“ und er fängt von neuem an, zu jammern und zu klagen. — „Sie sagen, daß Ihnen noch ein Louisdor übrig geblieben sei?“ — „Ja, Herr!“ — „Geben Sie ihn mir doch auf einen Augenblick; vielleicht gelingt es mir, Ihnen wieder zu den andern zu verhelfen.“ Der Mann gibt dem Herrn das Goldstück; dieser nimmt es und hält es seinem Hunde vor: „Da, Tiraz, such' verloren!“ Der Hund beriecht den Louisdor und schnobert nach allen Richtungen umher; endlich scheint er die wahre Fährte gefunden zu haben, denn er läuft im gestreckten Galopp davon. Nach wenigen Minuten kommt er in gleicher Hast zurück und legt seinem Herrn ein Goldstück in die Hand, das erste von den verlorenen; dieser ruft von neuem: „Such' verloren!“ Und wieder läuft der Hund fort und kommt zurück und hat dies Mal sogar zwei Louisdors im Maule. So wiederholt sich das wunderbare Spiel, noch dazu in dunkler Nacht, bis er alle neun Goldstücke aufgefunden und zurückgebracht hat. Alle neun, lieber Leser, was mit dem andern zehnten gerade die zweihundert Franken ausmacht; nicht eines fehlte, auch schon deswegen, weil sonst an der seltsamen Geschichte etwas mangelhaft wäre. Der arme Mann steht erstaunt dabei und hält das Ganze für Zauberei; alsdann geht Jeder seines Weges, der Eine mit seinen Louisdors, der Andere mit seinem Wunder-Exemplare

von Hund; und wir Uebrigen glauben die phantastische Geschichte schon deswegen, um nicht den Thaler zu bezahlen, denn so viel ist sie doch wohl nicht werth.

Ist etwa die folgende weniger glaubwürdig? Unter den vielen Eierhändlern, die in der Nähe der Centralhallen wohnen, ist auch ein alter Mann, der sein kleines Geschäft so gut betreibt, wie's eben gehen will. In seiner Wohnung, einem einzigen kleinen Hinterstübchen, stehen die Eier auf durchlöchernten Brettern in sorgfältigen Reihen rund umher, und in der Mitte sein Bett und sein spärlicher Hausrath. Eines Morgens fühlt sich der alte Mann unwohl, er fürchtet einen Cholera-Anfall und macht in seinem gußeisernen Ofen ein starkes Feuer an, weil er gehört hat, daß Hitze die schreckliche Krankheit am erfolgreichsten bekämpft; dann legt er sich wieder zu Bette, schläft ein und sorgt auch, wenn er von Zeit zu Zeit erwacht, daß das Feuer nicht ausgehe. In übermäßigem Eifer heizt er immer stärker, so daß zuletzt eine wahre Dampfbad-Temperatur in der Stube herrscht. Das dauert gute vierundzwanzig Stunden. Als aber die Nachbarn merken, daß der Alte, den sie schon am vorigen Tage nicht gesehen, auch am nächsten Morgen nicht zum Vorschein kommt, werden sie besorgt und öffnen endlich seine Thür, um nachzuschauen. Eine erstickende Hitze schlägt ihnen entgegen, der Alte liegt schwitzend im Bette, ist indeß durch die Cur wieder gesund geworden. Aber o Wunder! In allen Ecken und auf dem Fußboden zirpt es und piept es und ist es lebendig: die kleinen Rüchlein, von der übergroßen Hitze

ausgebrütet, sind ausgefrohen und hüpfen in Menge lustig umher. Die Stube des Eierhändlers war in einen ägyptischen Brutofen-Apparat verwandelt! Wenn das kein Lückenbüßer ist, so weiß ich nicht! Das Curiosum stand in vielen Blättern; da es aber so überaus curios ist, so verlangen wir dies Mal keinen Thaler von Denen, die es nicht glauben wollen.

Jetzt eine rührende Heirathsgeschichte.

Vor einigen Monaten ging eine ältliche, anständig gekleidete Frau quer über den Fahrweg der elyseischen Felder. Ein eleganter Phaëton, den sie unglücklicher Weise nicht sah, kam wie im Fluge von der entgegengesetzten Seite heran. Der im Wagen sitzende Herr konnte das feurige Pferd nicht schnell genug zurückhalten, die Frau wurde umgeworfen und ein Rad ging ihr über die Hüfte. Großer Auflauf, wie immer bei solchen Unglücksfällen; man schafft die Ohnmächtige in die nächste Apotheke, der Herr des Wagens ist trostlos, er überläßt sofort sein eigenes Gespann seinem Diener, sorgt für einen Fiaker und fährt die „Dame“ (es wird schon eine Dame daraus) nach Hause. Die Verletzung ist Gott sei Dank nicht gefährlich, verlangt aber große Pflege. Der Herr, ein junger Graf C., aus einer der ersten Pariser Familien, aber unabhängig und selbstverständlich Millionair, kommt täglich, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Er kommt auch dann noch immer täglich, als sie längst wieder hergestellt ist. Der Graf war nämlich auch verwundet worden und zwar im Herzen — — durch die schönen Augen der

Tochter. Die Mutter ist eine Banquierswittwe, die glänzende Tage gekannt, aber schon bei Lebzeiten ihres Mannes fast alles verloren hat. Ihre einzige Tochter erhält sie nothdürftig mit Clavier-Unterricht. Diese Tochter ist natürlich ein Ausbund an Schönheit, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte; jetzt die nöthigen Punkte . . . und Gedankenstriche — — —, von denen die Leserin schon weiß, was sie zu bedeuten haben. Vor der Kirche Saint-Philippe hielten am vorigen Samstage schöne Equipagen in langen Reihen; die Kutscher und Diener mit großen Blumensträußen an der Brust: eine Hochzeit, und eine sehr vornehme. Wer das glückliche Paar gewesen, brauch' ich wohl nicht zu sagen.

Rechnungen, vollends Schneiderrechnungen sind immer unerquickliche Bescheerungen, aber doppelt unerquicklich, wenn sie noch nicht bezahlt sind. Der Schneider ist eine Hauptperson in der Weltstadt an der Seine, wo mehr als anderswo das Wort gilt „Kleider machen Leute“; aber man thut gut, sie baar zu bezahlen, um nicht später den dreifachen Preis notirt zu finden und einen Advocaten annehmen zu müssen, weil man sich doch nicht geradezu das Fell über die Ohren ziehen lassen will. Dies triviale Bild, das uns eben nur so entschlüpft ist, dürfen wir aber im vorliegenden Falle schon deshalb nicht gebrauchen, weil es sich um eine Dame handelt, deren Schneider neulich ungalant genug gewesen ist, auf gerichtlichem Wege die Bezahlung seiner „kleinen Note“ zu verlangen. Beiläufig gesagt, eine Note von 6500 Franken. Die Dame, eine Schauspielerin der Bouffes-Parisiens (der

bekannten Offenbach'schen Bühne), will gern zahlen, aber nur was recht ist, und beklagt sich über die scandalöse Prellerei des Schneiders. Dieser verlangt ein Urtheil von Sachverständigen und behauptet naiv, er habe aus Rücksicht auf die junge Künstlerin, die erst am Anfang ihrer Carrière stehe, nur seine mittleren Preise ange setzt. Sehen wir nun einmal, was ein Pariser Damenschneider unter mittleren Preisen versteht. Es verlohnt sich wirklich der Mühe, vorzüglich für diejenigen meiner Leserinnen, die früher oder später hierher zu kommen gedenken. Sie wissen alsdann, woran sich zu halten. Ein Sammtkleid 1800 Frcs., eine Robe von Seidenstoff (poult de soie) 1100 Frcs., eine andere, einfachere (!) 600 Frcs., ein Ballkleid 750 Frcs., ein schwarzer Domino 850 Frcs., den Kragen am Domino etwas (!) verändert 120 Frcs., (die Veränderungen scheinen besonders theuer zu sein) u. s. w., ich denke, man kann aus diesen Proben leicht auf den Rest schließen. Der Mann heißt Abel, doch sein sanfter biblischer Name verhindert ihn nicht, vor Gericht gewaltigen Lärm zu machen; er und seines Gleichen, sagt er, würden ohnehin nur selten bezahlt, die zahlenden Kunden müßten deshalb für die nicht zahlenden mit aufkommen (eine Logik, wie sie nur ein Pariser Schneider haben kann!); ferner seien alle jene Bestellungen auf Credit und ohne vorherige Uebereinkunft wegen des Preises gemacht worden, und schließlich seien jene Kleider der Dame zur Ausübung ihrer Profession (wir übersetzen wörtlich) nothwendig gewesen, denn ein großer Theil des ihr gespendeten Beifalls sei entschieden auf

Kosten ihrer eleganten Toilette zu setzen. Kurz, Monsieur Abel besteht auf seiner Forderung und zwar ohne allen Abzug. Ein solcher und noch dazu einer von 2000 Frs. wird aber trotzdem von Gerichts wegen decretirt, nachdem die zur Schätzung der Garderobe bestellten Sachverständigen sich dahin ausgesprochen hatten, daß die Summe um ein gutes Drittel zu hoch angefezt sei. Herr Abel erklärt sich auch merkwürdiger Weise sofort damit einverstanden. Bei dieser Gelegenheit wäre ein Mann wie der Vater Friedrich's des Großen recht an seinem Plage gewesen, der nach der bekannten Anekdote auf den eingereichten Extra-Küchenzettel zu Ehren des Herzogs von Braunschweig eigenhändig die Worte schrieb: „Der Häring — so viel; die zwei Beigerichte — so viel; das Backwerk — so viel; macht so viel; alles Uebrige ist infam gestohlen. Friedrich Wilhelm.“ Und es handelte sich dabei nur um kaum zwanzig Thaler.

Als pikantes Détail erfuhrt man übrigens noch, daß sich ein Theil jener kostbaren Kleider bereits auf dem Leihhause befand. Ein sauberes Pariser Sittenbild!

Erheitern wir uns an der folgenden Gespenstergeschichte, die freilich im Grunde keine ist.

Ein junger Kaufmann wird im vorigen Herbst von einer befreundeten Familie, die eine schöne Villa in der Nähe von Paris besitzt, zur Jagd eingeladen und hütet sich wohl, Nein zu sagen. Auf die Jagd gehen, ist für alle Pariser ein großes Vergnügen, vollends auf eine Jagd, wo es auch etwas zu schießen gibt; denn das Wild ist nach und nach in der nächsten Umgebung

von Paris so selten geworden, daß wir noch vor einigen Tagen das unerhörte Mirakel in den Zeitungen lasen, man habe in Asnières eine Schnepfe geschossen. Nur Wenige wollten es glauben, und die Meisten behaupteten, es sei eine „Ente.“ Aber auf der oben erwähnten Besitzung wurde wirklich gejagt. In der zweiten Nacht steht der junge Mann, der in Folge eines allzu reichlichen Soupers nicht schlafen kann, auf, zündet eine Cigarre an und legt sich in das offene Fenster. Es scheint ihm, als sehe er unten im Schloßhof eine weiße Gestalt auf und ab wandeln und endlich in einer dunkeln Seiten-Allee verschwinden. Er erzählt am nächsten Morgen dem Hausherrn sein nächtliches Abenteuer. Dieser lacht und sagt: „Sie haben sie also auch gesehen? Es ist unsere weiße Frau. Die Bedienten haben mir ebenfalls schon davon gesprochen; das Ganze wird wohl ein schlechter Witz irgend eines Stallknechtes sein, um die Mägde zu erschrecken.“ Aber in der folgenden Nacht erschien das Gespenst wieder und dies Mal im Zimmer des jungen Mannes. Er war bereits zu Bette gegangen, schlief aber noch nicht. Das erlöschende Kaminfeuer warf einen hellen Schein auf die Wände. Die weiße Gestalt setzte sich auf einen Stuhl, dicht neben seinem Bette, aber siekehrte ihm den Rücken zu, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. An der linken Hand hatte sie einen kleinen Ring, den er behutsam abzog, ohne daß sie es zu merken schien, und dann zu sich steckte. (Die Geschichte klingt sehr romantisch, werthe Leserinnen; aber bitte, vergessen Sie nicht, daß sie ein „Lüdenbüßer“ ist und daß ich sie

einfach nacherzähle, wie ich sie gelesen habe.) Dann stand sie leise auf und schwebte eben so leise von dannen. Dies Mal erzählte der Gast nichts, sondern begnügte sich einfach, bei Tische, wo die ganze Schloßgesellschaft zugegen war, unbefangen umherzufragen, ob Niemand unter den Anwesenden einen kleinen Ring verloren habe. „Ich,“ rief die Tochter vom Hause lebhaft, „und ich weiß gar nicht, wie es zugegangen ist!“ Er hielt ihr den Ring hin, den sie sofort für den ihrigen erkannte und dankend zurücknahm. Nach Tische sprach er ernsthaft mit dem Vater; denn er begriff nun, daß das Fräulein eine Nachtwandlerin sei. Auch die Mutter und der Hausarzt wurden in's Vertrauen gezogen und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. „Cher Monsieur,“ sagte der Doctor nach diesem Familienrathe zu dem jungen Manne und zog ihn in eine Fensternische, „ein Wort im Vertrauen. Das beste Mittel gegen Somnambulismus ist die Ehe, das versichere ich Ihnen als alter Practicus. Das Fräulein ist jung und schön (meine Leserinnen wußten es bereits), hat als einzige Tochter ein großes Vermögen zu erwarten, was auch kein Unglück ist, und die Eltern scheinen Ihnen recht gewogen. An Ihrer Stelle überlegte ich mir die Sache.“ Der junge Mann überlegte sie sich auch; er war ebenfalls hübsch und liebenswürdig (was meine Leserinnen auch schon wußten), und nach wenig Wochen feierte man auf dem Schloß eine fröhliche Verlobung. Da gab sie ihm freiwillig den kleinen Ring und zwar, um ihn zu behalten. Voilà, Mesdames, die wahren Gespenster-Geschichten, wie sie sein müssen.

Zum Schluß, und um nicht aus der Uebung zu kommen, noch ein Gaunerstückchen; denn in den faits divers gehören von vier stets drei in diese Kategorie. Daß es aber wieder zwei „Damen“ sind, thut mir herzlich leid; doch wer hätte es sich auch von diesen Beiden versehen, die so sauber und nett gekleidet einhergingen, noch dazu in einer Art von Schweizerkostüm, das ihnen sehr hübsch stand. Dabei hatten sie etwas Schüchternes und Verlegenes, wenn sie ihre kleinen Einkäufe machten, daß man ihnen unwillkürlich gut werden mußte. Friedliche unschuldige Kinder der Sonne, warum seid ihr nicht auf eurer reinen Firn geblieben, und fürchtet ihr denn nicht, in dem schlechten, gefährlichen Paris die fromme Einfalt eurer vaterländischen Sitten zu verlieren? „Hat sich was zu verlieren!“ sagte der Polizeicommissar lachend, „die Mädels sind pfißiger und durchtriebener, als Sie glauben.“ Er sagte es auf französisch, aber der Sinn war leider derselbe. — Was haben sie denn verbrochen, diese armen Kinder der freien, glücklichen Schweiz? O eine Kleinigkeit, noch dazu ganz einfach und nicht übel ausgedacht, bis man ihnen das Handwerk legte. Das Pärchen wählte vorzugsweise Läden, die von Frauen gehalten wurden; sie fürchteten sich vielleicht vor den Männern, als dem stärkeren Geschlecht. Auch in den Centralhallen „operirten“ sie dann und wann, und zwar wie folgt. Sie machten zuerst einen kleinen Einkauf, den sie bezahlten und fragten alsdann wie im Vorbeigehen, ob man ihnen vielleicht einige Zwanzig-Frankenstücke ablassen könne. Es sei eine Commission, die man ihnen

gegeben habe. Aber die Zwanzig=Frankenstücke müßten aus den Jahren 42, 48 und 52 sein, und sie würden sie mit drei und vier Franken über den Werth bezahlen. Das verlohnte sich schon der Mühe, nachzusehen, und man legte ihnen alsdann welche vor, aus denen sie wählten, manchmal ein ganzes Häufchen. Sie suchten emsig, und wenn sie ein Goldstück aus den erwähnten Jahren fanden, so legten sie es bei Seite und bezahlten es mit dem versprochenen Preise; dann gingen sie mit freundlichem Gruß. Was in aller Welt mochten die edlen Jungfrauen mit den so theuer bezahlten Goldstücken machen? Später zählte wohl die eine oder andere Händlerin ihre Kasse nach, — und die Rechnung stimmte nicht, es fehlten zwanzig oder vierzig Franken, eine dame de la halle hatte sogar bei dem Goldstückhandel vier Louisd'or eingebüßt. Sollten die beiden Schweizerinnen am Ende etwa so unter dem Aussuchen einige escamotirt haben? Ja wohl, ihr guten dummen Leute, so war es; warum habt ihr nicht aufgepaßt, oder noch besser, weshalb habt ihr euch auf den albernen Handel eingelassen und nicht an den Münzdirector gedacht, der jene Goldstücke, wenn sie wirklich einen so bedeutenden Pluswerth hätten, längst aus dem Verkehr würde zurückgezogen haben? Daß man endlich die beiden Alpenkinder abfaßte und einsteckte, war nur ein schwacher Trost; denn das gemauste Geld war eben fort.

Schlusswort zu Ehren der Weltausstellung.

„ So ist es wahr, Du wolltest
Dein Werk zerstören, das so schön begonnen,
Und das gegründet schien für alle Zeiten?“

Leider ist es wahr, und wie man in Allem Wort gehalten, was man uns in Bezug auf die Weltausstellung versprochen, so wird man es auch hier thun. Noch einige wenige Wochen und das Schicksal wird sich erfüllen, streng und unerbittlich. Wir werden von Neuem die Hammerschläge vernehmen, hundert- und tausendfach, von Neuem das gränzenlose, sinn- und ohrbetäubende Getöse der Legionen Arbeiter aller Art, vom Morgen bis zum Abend, tagaus, tagein; von Neuem wird das Ameisengewühl beginnen der unzähligen Karren und Fuhrwerke mit ihren lärmenden Treibern, und Alles, Alles, nicht wie damals vor einem Jahre, um heiter und glänzend aufzubauen und zu vollenden, sondern um traurig und trostlos niederzureißen und zu zerstören.

Und wie das Vernichten, das in's Nichts Zurückführen viel leichter und schneller thunlich ist, als das Gründen und Schaffen, so werden wir rasch die ganze Zauberwelt verschwinden sehen. so rasch, daß wir uns

schon nach wenig Monaten zweifelnd fragen werden: Aber ist es denn möglich, daß hier noch vor Kurzem die Weltausstellung gewesen, das riesenhafte Gebäude mit seinen unermesslichen Schätzen und der reizende Park mit seinen Sehenswürdigkeiten und Wundern? Noch später, und auch nicht einmal in allzuferner Zukunft, wird eine Zeit kommen, wo wir wieder, wie früher, über die weite Fläche des Marsfeldes schreiten werden, oder hinüberfahren auf der Impériale eines prosaischen Omnibus, um auf der langweiligen Oede die unvermeidlichen Rothhosen exerciren zu sehen und etwa noch eine Heerde Straßenkinder, die nach den letzten Sousstücken im Sande scharren, weil die Zeitungen schon wieder von einem kostbaren Funde berichtet haben, den die Erdarbeiter auf dem ehemaligen Weltausstellungsplatze gemacht. Das ist alsdann die letzte Phase jenes großen kulturhistorischen Ereignisses, die letzte Scene des letzten Aktes jenes gewaltigen internationalen Schauspiels: dann gehört es der Vergangenheit und versinkt in derselben mehr und mehr, und die Gegenwart macht, im Bunde mit der Zukunft, die ja auch in jeder Minute zur Gegenwart wird, ihre Rechte unerbittlich geltend.

Freilich wird die Erinnerung bleiben, und Hunderttausende, ja Millionen werden des Weltausstellungsjahres von 67 gedenken, vielleicht ihren Kindern davon erzählen — ich wenigstens (denn auf seine eigene Individualität führt doch schließlich jeder Mensch alles Bedeutende, was er erlebt hat, zurück) werde stolz sein, bei dieser Gelegenheit sagen zu können: quorum pars . . . nicht magna.

sondern *parva fui*, oder meinetwegen, und um jeder kritischen Zurechtweisung vorzubeugen, *minima*.

Und doch ist man noch immer versucht, diese trübe Prognose für unmöglich, oder doch für unwahrscheinlich zu halten, und man redet sich stets von Neuem ein, daß man doch vielleicht noch einen Ausweg finden wird, uns das Marsfeld in seiner jetzigen Gestalt zu erhalten. Wir selbst thaten es wenigstens und gar viele mit uns, die in den ersten Tagen des Oktobers, dem letzten Monate! von der Höhe des Leuchthurmes einen Blick auf die blühende, phantastische Stadt zu unsern Füßen warfen und auf die bunte, belebte Menge, die sorglos zu Tausenden darin auf- und abwogte — und dennoch: *dura lex, sed lex*; das Gesetz ist hart, aber es ist einmal gegeben; nur hält es schwer, sich mit Resignation darein zu finden.

Der Oktober hatte nämlich ebenso schön begonnen, wie der September geendigt, der Park lag nach wie vor mit seinen buntbewimpelten und stolzbesagten Palästen, Thürmen und Kuppeln bis zu dem kleinsten Häuschen in blendendem Sonnenglanz, und der Kunstgarten, der vielgepriesene *Jardin réservé*, dies tropische Palmenparadies, das allein über elf Millionen Franken gekostet hatte, prangte fast noch schöner als im Sommer, denn alle Pflanzen hatten sich, Dank der sorgfältigen Pflege, in staunenswerther Fülle entwickelt und wohl keine von ihnen dachte an das so nahe bevorstehende Ende.

Wir wandelten unter den hohen Palmen und bewunderten namentlich die *Musa Ensete*, die in dem

üppigen Boden so ungeheure Blätter getrieben hatte, daß ein einziges von ihnen gut als Tischtuch dienen könnte für eine Tafel von wenigstens zwölf Personen — schönes Kind der brasilischen Zone, auch dich werden sie wieder herausheben aus dem gesegneten Erdreich, das dir zu einer zweiten Heimath geworden ist, sie werden dich von Neuem auf einen ihrer künstlichen Rollwägen setzen und dich mit sechs oder acht Pferden hinausfahren aus dem blühenden Kristallpalast . . . vielleicht dein letzter Triumphzug, denn wirst du die harte Behandlung ertragen und wirst du nicht, wenn sie dich gestuht und beschnitten in dein früheres, ärmliches und längstvergeffenes Treibhaus nach Neuilly zurückbringen, in Heimwehsschmerz vergehen nach dem seligen Sommer, den du auf dem Marsfelde verbracht inmitten deiner schönen Schwestern, von Hunderttausenden beschaut und bewundert, ach! deiner herrlichen Schwestern, gleich beklagenswerth wie du?!

Noch steht die Göttin Flora, die einzige Göttin, die ich aus der heidnischen Mythologie in unsere christliche Zeit hinüberretten möchte, denn sie ist die reinste und unschuldigste, noch steht sie hoch auf dem Felsen über der schäumenden Kaskade, mit ihrem Blumenfüllhorn und schaut lächelnd hinab auf das blühende, duftende Eden ringsum: „Dies Alles ist mir unterthänig!“ — Aber wie lange noch? Wie gesagt, nur noch wenige Wochen; ach, wenn der Leser dies liest, hat die traurige Stunde längst geschlagen, wenn anders nicht ein kaiserliches Machtwort im letzten verhängnißvollen Moment ein cäsarisches Halt gebietet: Bis hierher und nicht weiter. Richtige

Illusion! Jenes Wort wird nicht gesprochen werden, einfach deshalb, weil es den Grundbestimmungen des ganzen Unternehmens direkt zuwider ist, nach welchem die Weltausstellung nur bis Ende Oktober dauern soll, um alsdann das Marsfeld seiner früheren Bestimmung zurückzugeben. *Dura lex, sed lex.* „Seiner früheren Bestimmung,“ wie es ausdrücklich in dem betreffenden kaiserlichen Dekrete heißt — „à sa destination antérieure“ — und in diesen zwei Worten liegt der eigentliche und wahre Schlüssel jener harten Nothwendigkeit, der sich selbst ein Napoleon nicht entziehen kann.

Der Kriegsminister pocht nämlich im Namen der Armee auf seine Rechte, denn das Marsfeld gehört den Soldaten und die Soldaten dem Kriegshandwerk: die weite, über fünfzig Morgen große Ebene ist der einzige Raum in und außerhalb Paris, wo hunderttausend Mann bequem manövriren können, und im Nothfalle doppelt und dreimal soviel und und man kann nicht wissen, was uns die nahe Zukunft in dieser Beziehung bringen wird. Das politische Barometer schwankt gewaltig und neigt sich weit mehr zum Sturm als zum Sonnenschein. Sturm aber bedeutet Krieg.

„ Krieg! Ist das der Name?

„Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen! . . .“

So rief schon *Mar Piccolomini*, als er sich in der entscheidenden Stunde für oder gegen *Wallenstein* aussprechen mußte. Aber der arme *Mar* war viel zu verliebt, um einen klaren politischen Blick zu haben, und die neuliche *Garricatur* des *Charivari* war weit richtiger,

wenigstens als Spott auf die unausgefehten Friedensversicherungen der konservativen Zeitungen: Preußen und Frankreich, bis an die Zähne bewaffnet, reichen sich über ihren Kanonen die „Brüder-Hände“ und darunter steht „fraternité et artillerie.“

Doch vergessen wir diese trüben Bilder, die uns ja auch schon die Eröffnung der Weltausstellung zu verbittern drohten, und hoffen wir, daß auch diesmal die Gewitterwolken vorüberziehen werden, ohne sich zu entladen. Aber wahr ist es doch, und das ist auch zugleich der Hauptgrund unserer gerechten Betrübniß, daß man uns ohne jene militairischen Bedenken sehr wahrscheinlich das Marsfeld in seiner jetzigen Gestalt noch auf einige Jahre gelassen haben würde.

Jetzt gilt es also, „das Unvermeidliche mit Würde tragen“ und sich nicht in unnützen Klagen zu ergehen und in unklaren Phantasien, wie es sein könnte, wenn es eben anders wäre wie es ist, sondern es gilt vielmehr, noch die letzten Wochen und Tage zu benutzen, entweder um nachzuholen, was man bis jetzt versäumt, oder um noch einmal so viel Interessantes und Bedeutendes zu beschauen und zu durchmustern, für das man bei der ungeheuren Masse des Gebotenen nur eine getheilte Aufmerksamkeit gehabt.

Fast überkommt mich ein Lächeln, denn es sieht nach diesen Worten aus, als hätte ich die Absicht, noch einmal die große Rundreise, diese wirkliche Reise um die Welt, anzutreten und die Leser und Lesерinnen nolens volens mit fortzureißen, um eine neue Schilder-

rung der Marsfeldwunder zu liefern; aber nur unbesorgt, es wird nicht so schlimm, denn wenn auch die Lust und die Stimmung da wäre, so ist die Zeit vorüber und es handelt sich hier ja nur um ein „Schlußwort.“ Freilich, wenn man mich gewähren ließe, so schriebe ich gern einen zweiten Band „Wunder,“ reichlich so interessant, wie der erste, wohlverstanden und Notabene, wenn wirklich der erste interessant gewesen. Aber da spreche ich selbst, und der schlimme Wolfgang schon wieder von mir (ich meine den Minos in Stuttgart) hat ganz Recht, mir vorzuwerfen, „daß sich mein Subjekt dem Objekt allzusehr vordrängt“ (die stilistisch etwas harte Phrase, lieber Leser, ist von ihm und nicht von mir). —

So wandeln wir denn noch einmal auf dem Rundgange umher, dem ‚promenoir‘ der Maschinengalerie, wo noch Alles nach wie vor in überlebendiger, brausender, rauschender Thätigkeit und Bewegung ist, wie in den ersten Monaten nach der Eröffnung. Ja fast schöner und lebhafter, denn die Maschinen haben sich gewissermaßen eingewöhnt und eingearbeitet und funktionieren mit mehr Leichtigkeit und Präcision.

Wie in einer großen Overtüre der Componist noch einmal am Schluß alle Motive und Töne zusammenfaßt in Einen melodischen Sturm, und uns auf diese Weise das gesammte Tongebilde noch einmal zu bleibender Erinnerung vor die Seele führt: so tritt uns auch dieser bedeutendste Raum des Ausstellungsgebäudes noch einmal in seiner ganzen Pracht und Fülle entgegen und erregt unser Staunen und unsere Bewunderung in gestei-

gertem Maaße. Ähnlich ist es in den andern Galerien, wenigstens was die Reinlichkeit und Ordnung betrifft: der letzte Glaskasten ist abgestäubt, die hohen Vitrinen schimmern und blißen, wie wenn sie eben erst abgeliefert wären und ihr Inhalt ist blendend und farbenfrisch; ein wahres Wunder, wie sich Alles so rein und sauber über ein halbes Jahr hat erhalten können, trotz des Staubes von vielen hunderttausend Besuchern allwöchentlich. Denn der Zudrang hat im Ganzen bis in die letzte Zeit nicht abgenommen und die statistische Uebersicht gab eine Durchschnittszahl von 55,000 Personen täglich an.

Was ist nun aus den albernen Prophezeiungen so mancher deutscher Zeitungen geworden, die schon im Juli von der „tügenjämmerlichen Gestalt der verfehlten Welt-Ausstellung“ nicht genug erzählen konnten, welche schon vor dem Schluß kümmerlich im Sande verlaufen würde, wie so viel Anderes, das der forcirte französische Schwindelgeist in neuester Zeit hervorgebracht? Weshalb — die Hand auf's Herz! — die politische Mißstimmung gegen Frankreich (und wer könnte leugnen, daß zu einer solchen in Deutschland gerechter Grund vorlag und vorliegt?) in dies friedliche Gebiet hinübertragen und absichtlich Augen und Sinn gegen den ungeheuren, so mächtig alle Kreise durchdringenden socialen Impuls verschließen, den dies Völkerfest doch unleugbar nach allen Richtungen hin bis in die entlegensten Sphären den Menschen bot? Nie möchte sich wohl ein ähnliches Ereigniß in der zweiten Hälfte unseres vielbewegten Jahrhunderts finden, das diesem das Gleichgewicht hielte an internationaler

Tragweite und Bedeutung. Das wenigstens ist unsere Meinung, die wir doch füglich mit gleichem Rechte aussprechen dürfen, als die Gegner die ihrige. Daß wir dabei nicht blind geblieben sind gegen die Schattenseiten des großen Werkes, ist selbstverständlich, aber dieselben waren im Grunde doch nur rein materieller und mithin untergeordneter Art. Die arme kaiserliche Commission hat am meisten von der harten, zumeist freilich nur allzu begründeten Kritik zu leiden gehabt, und wir haben sie, ehrlich gestanden, nicht sonderlich bedauert.

Der Dämon des Geldgewinnes verblendete die Herren gleich von Anfang an, und sie setzten ihre Drehkreuze überall hin, selbst da, wo sie oft von Gott und Rechtswegen gar nicht hingehörten. Hätten sie nur die Lust, den Sonnenschein und den Baumschatten besteuern können, es wäre gewiß geschehen, und sie hätten uns auch hier wieder, wie auf alle unsere übrigen Klagen, einfach geantwortet: „Wir haben ungeheure Kosten gehabt und haben sie täglich, wir suchen also so viel Geld wie möglich zu machen (herauszuschlagen, herauszupressen, wäre wohl richtiger), als wir nur irgend vermögen.“ Ganz Recht, und im Munde eines gewöhnlichen Fabrikanten, oder jedes anderen Industriellen, der auf die Schaulust und Neugier des Publikums speculirt, ganz logisch und passend, aber, Messieurs, wie sieht es alsdann mit dem stolzen, pompösen Worte aus, das man uns so gern bei jeder Gelegenheit in's Gedächtniß ruft: „la France est assez riche pour payer sa gloire.“ Oder ist dies Wort, das wahrlich im Munde einer großen Nation

keinen üblen Klang hat, nur maßgebend, wenn es sich um Krieg und Todtschießen handelt, und nicht auf dem Gebiete des Friedens und der heitern brüderlichen Vereinigung der Menschen? O weh! das wäre ein neuer Beweis, daß das Marsfeld nur sehr provisorisch ein Parfeld gewesen!

Doch seien wir milde und großmüthig und werfen wir nicht noch mehr Steine auf die „arme“ Commission, die übrigens reich genug geworden ist, und zahlen wir noch einmal, zum hundertsten Male, unsere zwei Sous für einen Stuhl im Centralgarten, um auch diesem noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Sein Blumenflor ist reicher und üppiger denn je, die Springbrunnen plätschern, die Goldfische tummeln sich lustig in den spiegelklaren Bassins und die weißen Marmorbilder begrüßen uns in ihrer ruhigen, unwandelbaren Schönheit wie alte Bekannte. Wo werden wir je wieder einen ähnlichen Ort finden zu einem Rendezvous mit lieben Freunden, hier, so zu sagen, im Mittelpunkt der Welt, denn wir brauchen nur durch eine der vierzig grünen Portieren zu gehen, um gleichviel in welchem Erdtheile, oder in welchem Lande der Erde zu sein. Wir aber erwarten die Düsseldorfser Damen, die sich noch immer nicht von ihren heimathlichen Gemälden trennen können, und wenn sie noch lange bleiben, so werden wir sie im preussischen Sector aufsuchen, um uns auch noch einmal an den reizenden und genialen Schöpfungen eines Knaut, Achenbach, Lasch u. s. w. zu erfreuen und zu erheben.

Deutsche Kunst! Wie trugst du auch hier wieder

dein reines Diadem so würdevoll und berechtigt, beneidet vielleicht, aber unangefochten; und wie freuten wir uns stets, wenn wir im Gedränge, das vor jenen Bildern täglich von früh bis spät kein Ende nehmen wollte, uns gegenseitig zuwinken konnten: „Einer der Unseren.“

In noch größerem Maße war dies der Fall im bairischen Kunsttempel des deutschen Parkviertels, und auch dorthin gingen wir auf unserer Abschiedspromenade, die uns mit jeder Viertelstunde schwerer wurde. Wir wollten ihn noch einmal sehen und bewundern den Pilotty'schen Cäsar, wie wir ihn wohl hundert Mal den ganzen Sommer über gesehen und bewundert — wie oft saß ich allein davor, entweder früh Morgens oder spät Abends, wenn der Saal leer war, und betrachtete die wundervolle Composition — für mich eines der schönsten Gemälde der ganzen Ausstellung — Casca steht hinter ihm mit gezücktem Dolch; von vorn hätte es keiner gewagt, den ersten Stoß zu führen, denn er hätte den Jovisblick nicht ertragen; auch Casca wagt es nicht, sagte ich mir zuversichtlich und mußte über mich lächeln, denn ich meinte, seinen Arm zu den, aber doch nicht zu stoßen zu sehen. Man verlor sich wirklich völlig beim Anblick dieses Bildes. Gérôme hat einen todten Cäsar ausgestellt und Clement einen sterbenden, jener unschön und dieser entsetzlich, obwohl der letztere in großartiger Auffassung, aber dem lebenden Cäsar Pilotty's gebührt nach dem einstimmigen Urtheil Aller die Krone.

Und wie überhaupt nur sich wieder hinausfinden aus der bairischen Kunsthalle? Wie sich trennen von den

herrlichen, uns so lieb und vertraut gewordenen Schätzen? Es ist so schön hier, man möchte Hütten bauen. Dazu hängt die Loreley von Paul Martin, die reizende, unwiderstehliche, gerade über der Thür und verwehrt uns den Ausgang . . . sie lächelt herab aus ihrem goldenen Rahmen: „Versuch's nur, mich zu verlassen, du bleibst ja doch, um mich immer wieder zu betrachten und meinem Gefange zu lauschen.“ Und wenn wir uns alsdann links wenden, um durch die andere Thür zu entschlüpfen, so müssen wir an den vier Bildern aus Hermann und Dorothea von Ramberg vorüber, gerathen also aus der Scylla in die Charybdis . . . im Grunde kein hübscher Vergleich, lieber Leser, denn die odysseischen Klippen und Strudel waren gefahrbringend und schrecklich, und hier sind es heitere Rosenketten, die uns fesseln, namentlich dies verkörperte Göthe'sche Gedicht, das Leben und Gestalt gewonnen hat . . .

„Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue
des Himmels

„Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich
freundlich im Spiegel.“ —

Alsdann der gewaltige Carton Kaulbachs, das Zeitalter der Reformation, mit dem höchsten Preise gekrönt: die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts auf einer einzigen Leinwand.

So gingen wir weiter und besuchten auch noch die belgische und holländische Kunsthalle, flüchtig nur, aber doch zum Dank für die auch dort uns gewordenen so reichen Genüsse.

Als dann zu den Extremen der Weltausstellung, auf der gegenüberliegenden westlichen Seite des Marsfeldes: ein bunter, lärmender Jahrmarkt mit schreienden Verkäufern und Verkäuferinnen, vorzugsweise viel Türken und Türkinnen, jedoch wie die holländischen Waffelbäckerinnen am schönen Seinestrande geboren; die goldgestickten Kostüme stark abgenutzt, aber sie haben ja auch nur noch wenige Wochen zu halten, dann können sich die armen Leute ausruhen von ihren orientalischen Strapazen; schließlich, als Krone des ganzen dortigen Viertels, das tunesische Kaffeehaus mit dem unaufhörlichen ohrbetäubenden Gepfeif und Getrommel und den „ächten“ arabischen Künstlern, die zuletzt gar deutsche Lieder sangen: „Du, du liegst mir am Herzen . . .“

Dann in das englische Park-Viertel mit seinen egyptischen, maurischen und osmanischen Palästen, Moscheen, Bädern und Wohnhäusern, an China vorüber, wo die kleinen Chinesinnen (diesmal wirklich ächte) über und über in wollene Tücher gehüllt sind und jämmerlich erfroren aussehen; die nebenan wohnenden Japanesen haben gar ein Feuer angezündet in ihrem Häuschen aus Bambusrohr und hätten beinahe kürzlich ihr Häuschen selbst aus Ungeschicklichkeit in Brand gesteckt um so durch Asien und Afrika über Nord-Amerika zurück nach Großbritannien, das uns in dieser Gegend des Marsfeldes noch immer mit seinen Tractätchen verfolgt und zudringlicher als je. Auch uns steckten sie eins in die Hand, wie schon so oft, aber diesmal fiel uns der Titel auf, denn er entsprach unserer Abschiedsstimmung: „Alles-

geht zu Ende.“ Wir bezogen nämlich diese Worte ganz unschuldig auf den Schluß der Welt-Ausstellung; als wir aber einen Blick hineinwarfen in das Heftchen, lasen wir zu unserem Entsetzen die schrecklichsten Dinge: „gottvergeffene Teufelskinder, dem Baalsdienste anheimgefallen, reif für die Hölle und für das jüngste Gericht, das vielleicht schon morgen hereinbrechen könne.“ Dieser letzte Passus schien uns doch etwas gewagt, obwohl er uns frappirte, denn wir beabsichtigten für den folgenden Tag einen Besuch der Frucht- und Gemüse-Ausstellung in Billancourt, wo eine feierliche Preisvertheilung stattfinden sollte. Unsere Bestürzung dauerte aber nicht lange, denn schon auf der nächsten Seite lasen wir, daß wir all das Unglück durch eine schnelle Befehung leicht abwenden könnten, vorzüglich wenn wir den Anfang derselben mit der Verbreitung dieser Tractätchen machen wollten. Schöner christlicher Glaube voll Verzeihung und Milde, voll unendlicher, weil göttlicher Liebe, was haben diese albernen Zeloten aus dir gemacht und wie entfremden sie dir die Herzen, anstatt sie für dich zu gewinnen! Wahrlich, wenn wir auch die nahe bevorstehende Demolition des Marsfeldes bis in seine kleinsten und letzten Theile tief bedauern, so doch sicherlich nicht das Verschwinden jener sogenannten „evangelischen Häuschen,“ mit deren Abbruch man längst hätte beginnen, oder noch besser, die man lieber gar nicht hätte bauen sollen. —

Unsere Gesellschaft (hoffentlich nicht aus Furcht vor den Tractätchen) hatte sich mittlerweile getrennt: die Einen waren in Giffard's „gefesselten Ballon“ gestiegen'

um sich das Marsfeld in Thurmhöhe und aus der Vogelperspective zu betrachten — der gewaltige Aérostat wurde an einem Stricke aus Eisendraht gehalten, zwölf bis sechszehn Personen setzten sich in die Gondel und nach einem viertelstündigen Umherschauen zog ihn eine Dampfmaschine von 20 Pferdekraften wieder auf die Erde herab. Die Anderen ließen sich in der Maschinen-Galerie mit dem Edour'schen Ascensions-Apparat auf das Dach des Ausstellungs-Gebäudes befördern, um das „Glas-scheibenmeer“ zu sehen und etwa noch einen Schoppen zu trinken, denn auch die Errichtung eines Kaffeehauses in jener Lustregion hatte die kaiserl. Commission aus humaner Rücksicht für das durstige Publikum, d. h. gegen eine hohe Abgabe gestattet; wir Uebrigen bestiegen den französischen Leuchtthurm, der nun auch bald diese muntere cosmopolitische Festlandswelt verlassen wird, um auf den einsamen Klippen von Roche-Doubres in der Bretagne wieder aufgebaut zu werden; dort mag er inmitten der Wogenbrandung an die ersten sechs Monate seiner Existenz zurückdenken, wie an einen Zaubertraum; denn wohl noch nie hat ein Leuchtthurm eine so wunderbare Jugend erlebt, wie dieser. Was werden aber die Pariser sagen, wenn sie Abends über eine der Seinebrücken nach Hause gehen und nicht mehr das große Feuerzeichen am westlichen Himmel erblicken, das ihnen den ganzen Sommer über geleuchtet. Denn auch der Pharos wird am letzten October erlöschen, und mit ihm die vielen tausend Gaslampen, die allabendlich den unermeßlichen offenen Rundgang der äußeren Galerie wie ein

Flammengürtel umgaben vorbei, vorbei! zu Ende, zu Ende! Man verspricht uns freilich noch vorher ein Abschiedsfest zu Ehren des österreichischen Kaisers, der am 20. oder 22. Oktober in Paris eintreffen wird; auch meldet man für jene Epoche die Königinnen von England und Spanien und den König von Italien an, aber wohl sehr unwahrscheinlich und vermuthlich nur, um die Liste der Majestäten voll zu machen, die aus ganz Europa die Pariser Welt-Ausstellung von 1867 besuchten.

Und schon deshalb wird dies Jahr in den Annalen der Geschichte Frankreichs mit glänzender Schrift bezeichnet stehen; denn sind wir nicht berechtigt, Großes und Erfreuliches zu hoffen, wenn wir fast alle Monarchen der civilisirten Welt als viel willkommene Gäste begrüßt haben? Wir wollen wenigstens hier keinem anderen Gedanken Raum geben, um uns die herbe Abschiedsstunde nicht noch mehr zu trüben, und auch darin wollen wir ein gutes Omen sehen, daß uns der liebste Gast grade zuletzt kommt. Daß wir Franz Joseph so nennen, hat seinen Grund zunächst freilich nur in einer rein menschlichen Regung, und zwar in unserer Sympathie für den in letzter Zeit so schwer geprüften Fürsten; denn welches fühlende Herz in der Welt, von allen politischen und sonstigen Meinungen und Ansichten ganz abgesehen, hätte wohl in letzter Zeit nicht mit wehmüthiger Theilnahme auf das Haus Habsburg geschaut?

Und deshalb schmückt euch noch einmal, du schöner Park und ihr reizenden Gärten des Marsfeldes und

werft ihm Blumen und Blumen zu, als lenzheitern Festesgruß, wenn er endlich erscheint, den wir so oft und vergebens erwartet; zieht euere reichsten und prächtigsten Fahnen und Flaggen auf, du stolzer Palast und all ihr übrigen Gebäude groß und klein, und heißt ihn willkommen, als der Besten Einen. Das gesammte Pariser Volk soll sich dieses Besuches freuen, so sagt man und trifft bereits auf dem gegenüberliegenden Trocadero die großartigsten Anstalten, wie man es eben nur in Paris versteht, und das schöne Wetter wird ebenfalls nicht ausbleiben, es darf nicht; das prophezeihen wir fest im Voraus, nachdem wir das meteorologische Wunder des Eröffnungstages am 1. April erlebt haben. Ein Feuerwerk wird den Schluß bilden und ziemlich ein treffendes Bild sein für den Schluß des ganzen ungeheuren Völkerfestes, das auch schimmernd und glänzend heraufzog, das so viel lichte Sterne an unseren Himmel setzte und das nun schließlich doch in Nacht zurücksinken wird.

Möge denn ein Phönix aus der Asche der zerstörten Wunderwelt des Marsfeldes erstehen, und zwar — ich sagte diesen Wunsch schon einmal, aber ich weiß auch hier wieder mit keinem besseren, edleren und aufrichtigeren zu schließen — und zwar ein Phönix in Gestalt einer Noachstaupe mit dem Delzweige des Friedens!

Paris, am 15. Oktober 1867.

Zwei Worte zur Erklärung des folgenden Kapitels.

Die Weltausstellung von 1867 lag hinter uns; mein Buch, die „Wunder“, stand sauber eingebunden in meiner Bibliothek, und ich ruhte auf meinen Lorbern, oder wenn man lieber will: auf meinem Lorberblättchen, bequem und zufrieden aus. Nur ruhte ich allzulange. Wenigstens waren die Leser meiner „kleinen Chronik“ dieser Ansicht, und mehr noch die Leserinnen, die mich dann und wann unter der Hand an meine vernachlässigten Pflichten erinnern ließen. Ich machte es aber (durch ein offnes reumüthiges Geständniß hoffe ich, meine Schuld zu verringern) wie große Künstler, die sich auch vorher lange bitten lassen, bevor sie an's Klavier gehen, um das gewünschte Stück zu spielen, oder die verlangte Arie zu singen: ich wartete und wartete, ließ mich bitten und nichts von mir hören.

Da endlich erschien im Feuilleton der „Kölnischen Blätter“ der nachstehende Brief und nun merkte ich wohl, daß nicht länger zu spaßen war und daß ich einlenken mußte, wollte ich anders nicht meinen Credit völlig verlieren.

Und weil der Doktor B., „der Alles besser weiß,“

teck behauptet, jener Brief sei von mir selbst geschrieben*) und im Grunde nur eine kleine Reclame für mich und meine Waare, so lasse ich ihn hier ebenso teck abdrucken, schon weil es mich freut, einmal mit dem guten Manne einerlei Meinung zu sein, oder doch so zu thun, was mir leider so selten passirt.

„An den Chronikschreiber.

„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?

„Wie lange willst du säumen?“

Sie heißen freilich nicht Wilhelm, so wenig wie ich Lenore; aber ich lasse das Motto dennoch stehen, denn es drückt am besten meinen und meiner Freundinnen Seelenzustand aus. Ja, staunen Sie nur: meiner „Freundinnen“! Also eine Dame schreibt an Sie und tritt öffentlich in die Spalten eines vielgelesenen Blattes — „nur sigürlich, lieber Leser,“ würden Sie sofort beifügen, „denn in der Wirklichkeit dürfte das Experiment selbst den zartesten Füßchen zu schwer fallen“ — und reclamirt ihr gutes, altes Recht. Ja, staunen Sie nur weiter: ihr gutes, altes Recht! Denn ein solches haben wir längst auf Ihre Pariser Chronik, oder meinen doch, es zu haben, was so ziemlich ein und dasselbe ist. Mit den Damen, haben Sie selbst einmal gesagt, müsse man es in Bezug auf die Logik nicht so genau nehmen. Sie setzten freilich hinzu: mit den lebenswürdigen; aber den

*) Sub rosa, lieber Leser: der Doktor irrt sich gewaltig.

Zusatz kann ich billiger Weise doch nicht selbst machen, wenngleich . . . obwohl . . . Doch zur Sache, d. h. zu Ihnen und zu Ihrem unbegreiflichen Schweigen.

Todt sind Sie nicht, das wissen wir aus guter Quelle. Ein so bedeutender Schriftsteller wie Sie — Sie sehen, es kommt mir auf Complimente nicht an, um Sie günstig zu stimmen — kann ja nicht „klanglos,“ wie Schiller sagt, aus diesem Leben scheiden; auch hätte in jenem Falle die Zeitung wohl die schmerzliche Nachricht mit einem Trauer-Band oder =Bändchen gebracht. Aber reden wir nicht weiter von Tod und Sterben, man spricht ohnehin nicht gern davon. Es bleibt also nur die andere Alternative: Sie sind untreu geworden. Sie können freilich mit Ihrer bekannten geschickten Dialektik (neue Complimente!) auch dies zurückweisen; schon weil das obige Bürger'sche Citat nicht allein wegen des falschen Namens, sondern auch sonst nicht auf Sie passe: Sie wären nicht mit „König Friedrich“ in die „Prager Schlacht“ gezogen, es gäbe ja auch zur Zeit gar keinen König Friedrich, u. s. w. Das alles lassen wir nicht gelten und bleiben dabei: Sie sind uns untreu geworden, — uns, die wir stets so treu zu Ihnen gehalten; die wir stets Ihr, wenn auch nicht überlautes — das ist nicht fein — so doch aufrichtiges Lob gesungen; die wir stets beim Sonntagnachmittags-Kaffee Ihre Chronik zuerst lasen, sogar vor den Modewaaren-Anzeigen auf der letzten Seite, und oft mehr als ein Mal, wenn irgend eine hübsche Geschichte darin stand, die Niemand, so sagten wir stets, so nett und pikant zu erzählen wisse,

wie Sie . . . (Complimente über Complimente! Herz, was willst du mehr?) Wir sind nun wirklich neugierig, ob Sie ungerührt bleiben und noch länger auf Ihrem Schweigen verharren. Ach, was ist, nebenbei gesagt, aus unserm Sonntagnachmittags-Kaffee geworden! Sie wissen freilich in Ihrem „schönen Paris“ nicht, was ein solcher Kaffee bedeutet; Sie haben dort Ihre demi-tasse in den Kaffeehäusern der Boulevards, und als unvermeidliche Zugabe die problematischen Schönheiten der demi-monde mit ihren vielfarbigen Ghignons und was der Herrlichkeiten mehr sind, um die wir hier am Rhein Sie wahrlich nicht beneiden; denn die Hauptsache finden Sie dort nicht: die wahre, herzliche Gemüthlichkeit, die Sie bei uns treffen, nur — muß Ihre Chronik dabei sein. Seitdem sie ausbleibt, schmeckt uns der Kaffee nicht mehr; und an all' diesem Malheur sind Sie allein schuld, weil Sie uns seit langen Jahren so verwöhnt haben.

Einen Monat zu pausiren, oder auch zwei, hätten wir Ihnen allenfalls zugestanden, ohne weiter zu grollen — denn wir grollen Ihnen jetzt wirklich —; aber fast sechs Monate, ein halbes Jahr, ohne das geringste Lebens- und Freundschaftszeichen zu geben, das haben wir nicht verdient. Das ist zu viel; und „was zu viel,“ sagt man in Berlin, das Sie ja so gern citiren, „das ist zu viel.“ Ich könnte Sie auch noch an das bekannte Bismarck'sche Wort erinnern: „es gibt eine Grenze dessen“; aber ich thue es nicht, um Sie nicht allzu sehr zu demüthigen.

Oder — ich greife zum letzten Mittel und fasse

Sie bei Ihrer schriftstellerischen Eigenliebe — oder, lieber Herr Chronikschreiber, hätten Sie uns gar nichts mehr zu sagen und zu erzählen? Mit andern Worten: Haben Sie Ihre Feuilletonisten-Laufbahn mit dem imposanten „lebenden Bilde“ der großen Pariser Welt-Ausstellung geschlossen? Unmöglich! Aber selbst diesen unmöglichen Fall angenommen, sind Sie uns von jener Ausstellung noch den Schluß schuldig. Denn noch wissen wir nichts von dem, was jetzt auf dem Marsfelde passirt, und wie es jetzt dort aussieht, von dem Einpacken, dem Abschied und dem Fortzug der vielen tausend Aussteller, der Zerstörung der herrlichen Park-Anlagen, endlich der Demolition des Riesen-Gebäudes selbst, u. s. w. . . . Ist es z. B. wahr, daß der Orcan am 2. December das große, prächtige Palmenhaus des Kunstgartens zertrümmert hat? Alles interessante Dinge, wenn auch traurig=interessant, aber trotzdem nothwendig, um Ihr Ausstellungsbild zu completiren. Oder sollten Sie wirklich noch immer auf Ihren Lorbern vom Sommer her ausruhen? Dann möchten wir es fast bereuen, Ihnen den Kranz allzu dick und reichlich gewunden zu haben; und was mich betrifft, so habe ich, ehrlich gestanden, an jenem Kranz hauptsächlich in der Hoffnung mitgeholfen, daß Sie sich uns durch stets neue Chroniken recht erkenntlich zeigen würden. Nach den obigen Complimenten müssen Sie nun auch diese bittere Pille sich gefallen lassen, die sich aber sofort in den süßesten Bonbon verwandeln soll, wenn die erste neue Chronik in diesen Blättern erschienen sein wird. Denn außer den gewünschten

Ausstellungs-Notizen muß es doch hundert interessante Neuigkeiten aus Paris geben, — ach, gegeben haben, — um die wir nun durch Ihre Untreue (ich lasse mir das schlimme Wort nicht nehmen!) gekommen sind. Aber besser spät als niemals; beinahe ist es schon zu spät; aber wir wollen dennoch nachsichtig Gnade für Recht ergehen lassen und Ihnen huldreich verzeihen, — indeß nur noch bis zum nächsten Sonntag. Wenn alsdann wieder keine Chronik von Ihnen erscheint und Sie durch Ihr hartnäckiges Schweigen bewiesen haben, daß Sie sogar für die Bitten und Wünsche der „schöneren Hälfte“ Ihres Publicums (wie Sie uns oft genug genannt haben) taub und unempfindlich sind, . . . dann —

„Nun, was dann?“ fragte mich neugierig eine meiner Freundinnen, welcher ich meine Epistel bis zu diesem drohenden Ultimatum vorgelesen hatte. Diese Querfrage brachte mich allerdings etwas aus dem Concept, und auch noch in diesem Augenblick fehlt mir, aufrichtig gestanden, die Antwort darauf, eben weil ich dem Gedanken an die Möglichkeit einer Fehlbitte keinen Raum gebe. „Ach, wenn man den Männern droht,“ fügte meine Freundin noch hinzu, „so thun sie erst recht nicht, was man von ihnen verlangt; schmeicheln muß man ihnen und ein weiches Samtöpfötchen zeigen, um sie zu gewinnen.“ Nun, ich meine, ich habe Ihnen zu Anfang dieses Briefes so viel hübsche Dinge gesagt, daß Sie mir die schärferen Worte wohl nachsehen, zumal auch diese ja im Grunde wieder ein Compliment für Sie enthalten. Aber wie wollte ich mich freuen, wenn Sie das obige

Urtheil meiner Freundin dementirten! Oder sind die Männer wirklich so eigensinniger und häßlicher Natur?

Auch bin ich viel zu stolz, um mich zu verstellen und hinter dem Berge zu halten; und deshalb sage ich Ihnen offen und ehrlich: glauben Sie nur nicht, daß ich so ganz und gar ohne Waffen bin. So halb und halb weiß ich z. B. schon die Adresse des Doctor B., und wenn ich es mir recht angelegen sein lasse, so werde ich sie schon genau erfahren. Menzel stellt freilich den „Berliner Doctor“ in seiner Kritik Ihrer „Wunder“ als eine Fiction hin, die Sie nur erfunden hätten, um sich über Preußen lustig zu machen; ich weiß aber aus sicherer Quelle, daß er wirklich existirt, und ich weiß ferner, daß er Ihnen noch immer gram ist über die allzu preußische Censor-Rolle, die Sie ihm in Ihrem Buche zugetheilt haben. Wie nun, wenn der Berliner Doctor — selbst ein Berliner Doctor ist nicht vollkommen! — rachsüchtig wäre, und wenn ich ihm zur Befriedigung seiner Rache die Hand böte? Ich brauchte ihn ja nur in's Vertrauen zu ziehen, um mich bitter über Sie zu beklagen und ihn zu ersuchen, mir bei seiner nächsten Anwesenheit in Paris ein Paar Chroniken in seiner Weise und Farbe aus der berühmten Seinestadt einzusenden. Das wäre so recht Wasser auf seine Mühle, und er würde sich gewiß nicht zwei Mal bitten lassen, sondern gern die Gelegenheit benutzen, mir allerlei Böses, Häßliches und Schlimmes über Paris zu melden. Mit dem Kaiser, den Sie ja „so gern haben,“ was wir Ihnen bis dahin immer gnädig nachgesehen, finge er

an Doch lassen wir die Politik, ich verstehe ohnehin nicht viel davon Aber die Kaiserin müßte es entgelten; sie sei alt und häßlich geworden, ließe ich mir von ihm berichten, auf dem letzten Hofballe sogar in einer geschmacklosen Toilette erschienen und obenein mürrisch und unliebenswürdig gewesen. Das wäre für Sie, armer chroniqueur, eine Forderung auf Pistolen, und Sie müßten, wenn auch nicht zu den Waffen, so doch zur Feder greifen, um die schreckliche Verleumdung zu bekämpfen. Oder würden Sie die Dame Ihres Herzens dem Spott und der Mißachtung preisgeben? Ferner ließe ich mir melden, daß das „schöne Gerücht,“ der König von Preußen habe dem Kaiser die große Krupp'sche Kanone als dauerndes Friedens- und Freundschafts-Zeichen zurückgelassen, zur Wahrheit geworden sei, und daß man das Monstrum (Ihren Liebling!) blumenbekränzt und im Triumph über die Boulevards ziehen, und daß bei dieser Gelegenheit Térésa eine von Victor Hugo gedichtete Friedenshymne singen werde. Zu all dem könnten Sie doch unmöglich schweigen; oder sollte der Doctor B. mit derartigen Geschichten Recht behalten?

Ich schließe, um Sie nicht allzu sehr zu ängstigen, und weil ich im voraus weiß, oder doch wenigstens fest hoffe, daß Sie es nicht zu diesem Neuzersten kommen lassen werden. Habe ich doch sogar gewettet, daß die nächste Sonntagsnummer uns zur Kaffeestunde eine Chronik von Ihnen bringen würde; unbedacht und leichtsinnig meinerwegen. Werden Sie mich nun im Stiche lassen, weil ich zu sehr auf Ihre Freundschaft und Güte

gebaut, und — daß ich Ihnen das hübsche Wort nur wiedergebe, das Sie so oft an uns gerichtet — auf Ihre Liebenswürdigkeit? Ich rede übrigens, wie Sie sehen, nur für uns Frauen; egoistisch immerhin, aber ich will mich nicht zu weit versteigen. Die Männer mögen Ihnen eine besondere Philippica senden.

Diese Woche wird also hingehen in „Hoffen und Harren;“ aber, um Gottes willen, lassen Sie nicht den zweiten Theil des bekannten Sprichwortes an mir wahr werden! Und um, wie Sie zu thun pflegen, auch meinerseits mit einem Citat zu endigen — Sie sehen überhaupt, daß ich mir für meine Zuschrift Ihren Stil und Ihre Manier zum Muster genommen habe — so sage ich pathetisch, obwohl kein König Philipp und Sie kein Cardinal: „Ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre.“ Oder noch besser: Ihre eigenen hübschen Verse, die Sie der Heimath in den Mund legen. Denn gestehen Sie nur, diese Blätter sind Ihnen doch gewissermaßen zur Heimath geworden, und es dürfte Ihnen schwer fallen, sie ganz zu vergessen, oder gar zu verleugnen; deßhalb ruft Ihnen durch mich das Feuilleton, dem Sie einst ein so treuer, längjähriger Mitarbeiter gewesen, bedeutsam und vorwurfsvoll zu:

„Ob du auch willst, du kannst es nicht,
Du bleibst ja doch mein Kind!“

F.“

I.

Pater peccavi, als Einleitung. — Das Marsfeld nach dem Schluß der Weltausstellung. — Das zertrümmerte Palmenhaus. — Silhouetten aus dem Corps-Législatif: Rouher, Thiers, Jules Favre, Berryer, Glais-Bizoin, Garnier-Pagès, Kervéguen.

„Es ist richtig eine erschienen, und noch dazu eine lange! Ich habe also Recht gehabt und meine Wette gewonnen!“ So, denk' ich mir, wird eine zarte Stimme am Sonntag-Nachmittag zur Kaffeestunde rufen, dies Blatt wie eine Siegesfahne schwingen, die Besorgung des Kaffeetisches der jüngern Schwester überlassen und sofort die Vorlesung beginnen. Gern wär' ich ein Mäuschen, um mit gespitzten Ohren zuzuhören, und zwar aus der verstecktesten Ecke jenes hübschen Zimmers mit der blauen Tapete und den zwei schönen Blumenvasen (denn als ich das unterzeichnete F. sah, hatte ich sofort Sie, Fräulein Franzisca, bei der gegen mich angezettelten Intrigue am meisten in Verdacht), um zuzuhören und mir mit der großmüthigen Verzeihung auch einen kleinen Dank zu holen. Denn, was in aller Welt blieb mir wohl anders übrig nach jener Zuschrift, in der man mich, wie ein geschickter Feldherr, von allen Seiten zugleich angriff? Was blieb mir übrig, als mich rasch auf Gnade, die mir ja zugesichert war, zu ergeben, — die große Drei, Papier, Dinte und Feder, hervorzuholen und mich gehorsam in's Unvermeidliche zu fügen? Schon Hans Sachs sagt in einer seiner Episteln: „Was die Frau

verlangt, da mußt du dich fügen“; er schreibt freilich Frau; aber das ändert nichts an der Sache, — ich füge mich also.

Allerdings könnte ich jetzt mancherlei zu meiner Entschuldigung vorbringen: zuerst die Ermattung nach meinen Weltausstellungsschilderungen (das Wort ist lang, aber die Schilderungen waren es auch), dann die Ferien mit ihren Reisen, ferner Berufsgeschäfte und etwa noch die Hinterthür „sonstiger literarischer Arbeiten,“ und endlich, wenn man gar nichts mehr aufzurechnen weiß, ein festes u. s. w. u. s. w. Doch weshalb das Alles? Damit ist das Geschehene doch nicht ungeschehen, oder, wie im vorliegenden Falle richtiger wäre, das Nichtgeschriebene geschrieben zu machen.

Mir fällt dabei ein alter Onkel ein (er wohnte am Jungfernstieg in Hamburg und erleichterte mir das „Studiren“ in Heidelberg mit manchem Louisd'or); der würdige Mann hatte außer andern guten Eigenschaften auch die, daß er gern Geld auslieh und oft lange warten mußte, bis ihm die Summen wieder eingingen, wenn es überhaupt dazu kam. Ein Mal — ich saß gerade mit ihm an seinem gastfreien Frühstückstisch — erscheint auch einer seiner Debitoren und beginnt nach den ersten Begrüßungen sich lang und breit zu entschuldigen, daß er so spät seiner Verpflichtung nachkomme, an die er tagtäglich gedacht, an deren Erfüllung ihn aber eine Menge Ursachen verhindert habe und zwar: erstens . . . „Hören Sie,“ unterbrach ihn mein Onkel ungeduldig, „bringen Sie mir die fünfhundert Thaler, oder nicht?“ —

„Gewiß bringe ich sie, hier sind sie.“ — „Gut, so geben Sie her; nach dem Frühstück werde ich Ihnen die Schuldschreibung ebenfalls zurückgeben. Damit ist die Sache abgemacht; reden wir von etwas Anderm. Wollen Sie ein Glas Madeira oder ein Glas Portwein?“ Jene beiden Weine gehören bekanntlich zu jedem anständigen Hamburger Frühstück.

So ist es auch mit mir: ich komme endlich, meine Schuld abzutragen, und will auch sofort mit einer langen Chronik beginnen, — ein Beweis, daß es mir Ernst ist mit meiner Reue und mit meinen guten Vorsätzen für die Zukunft.

Ja, ja, werfen Sie nur einen triumphirenden Blick im Kreise umher, Fräulein F.; denn Sie haben durch mein bereitwilliges Entgegenkommen mehr erreicht, als Sie vielleicht selbst gehofft. O, die Frauen, die Frauen! Man muß sich halt fügen.

Ich kann also ganz unbefangen und heiter, als wenn gar nichts passirt wäre, meine drei Sterne machen und, wie mein Onkel sagte, von etwas Anderm reden.

* * *

Dies Andere wäre zuerst das mir am nächsten Liegende: das Markfeld. Schöne, unvergeßliche Zeit, wo ich aus meinem Fenster die Flaggen und Fahnen wehen und flattern sah, mit denen das Riesengebäude und der Park so prächtig geschmückt waren, und zugleich die endlosen Reihen Wagen und Fußgänger, die Tag aus Tag ein, von früh bis spät hin und her zogen.

Das Alles ist längst vorbei und dahin; kaum daß noch die Erinnerung geblieben ist an jene große, denkwürdige Epoche; und auch diese Erinnerung wird mehr und mehr zurücktreten und endlich dem Loose alles Irdischen, der Vergessenheit, anheimfallen.

Sogar die letzten Landsleute und Freunde von drüben, die als späte Nachzügler eintrafen und im October, während der Anwesenheit des österreichischen Kaisers, das Marsfeld noch ein Mal in Glanz und Herrlichkeit aufleben sahen — so prächtig, um es für unmöglich zu halten, daß in wenig Wochen Alles verschwunden sein würde — auch diese sind längst zurückgereist in die Heimath, wohin wir sie so gern begleitet hätten. Aber noch Alle gestanden uns beim Abschied, daß sie ihre Erwartungen (wir selbst hatten ja durch unsere Berichte dazu beigetragen, dieselben auf das höchste zu spannen) nicht allein erfüllt, sondern vielfach übertroffen gesehen. Uns aber, die wir hier nun allein zurückgeblieben, ist es, als wäre mit den deutschen Freunden noch mehr fortgezogen, als bloß eine heitere Genossenschaft angenehm verbrachter Stunden: ein Theil unseres eigenen Selbst ging mit ihnen fort, so sehr hatten wir uns an das gemüthliche, herzliche Zusammenleben gewöhnt, so hoch hatten wir auf's neue den Werth deutscher Männer und Frauen schätzen gelernt, und so schmerzlich wohl kaum je die uns gerade in dieser Beziehung hier umgebende große Leere gefühlt! Wenn wir diese Guten und Würdigen bis an den Bahnhof und an den Waggon begleiteten, oft mit so schwerem Herzen, als wär's ein letztes Geleit, und

wenn wir bei Handschlag und Umarmung die innere Bewegung durch gleichgültige Reden zu verbergen suchten, so hatten sie nur ein zweifelndes Lächeln, wenn wir von baldigem Wiedersehen in Paris sprachen; denn auch sie fühlten sich hier nicht zu Hause. „Aber auf Wiedersehen bei uns am Rhein,“ hieß es dann oft; „das wäre schön; das müssen Sie uns versprechen!“ Ach, wenn das bloße Versprechen genügte, so wäre ich ja längst unterwegs!

Doch ich komme, nach meiner alten Manier, von meinem Thema ab; warum mußten auch Sie, Fräulein F., mich an mein armes kleines Heimathslied erinnern? . . . Ich wollte ja ein Wort über das Marsfeld sagen, wie es jetzt, post festum, sich zeigt.

Aber, lieber Gott, was ist im Grunde viel darüber zu sagen? Wenigstens nichts sonderlich Erfreuliches. Das ungeheuere Gebäude steht freilich noch; doch es wartet des ersten und zwar baldigen Hammerschlages, der es zerstören soll, wie alles Uebrige. Denn es wird nun doch auf den Abbruch verkauft werden, als „altes Eisen,“ ganz wie wir es zur Zeit seiner Erbauung prophezeiten. Die ungeheuern Räume sind bereits leer; kaum daß noch hier und da einige verspätete Kisten hastig über die Geleise geschoben und hinausgeschafft werden. Die große Maschinen-Galerie zeigt sich aber noch in ihrer imposanten Gestalt, ja gewissermaßen größer als zuvor; die übrigen Galerien indeß sind schon vielfach zerstört, da man die Verbindungsmauern und Scheidewände entfernt hat. Sämmtliches Material an Steinen, Brettern und Verschlagen hat Liebhaber und Käufer gefunden, die es

anderweitig verwenden werden; allerdings, was viele Tausende gekostet hat, ist für wenige Hunderte wieder fortgegeben worden.

Und nun, welch' ein Bild der Verwüstung, der Zerstörung! Ruinen über Ruinen! In der offenen Rundgalerie, wo die Restaurants und Kaffeehäuser lagen, sieht es vollends entsetzlich aus. Die hohen Spiegel, die blitzenden Kronleuchter, die blanken Glascheiben, die Bilder, Gemälde, Büsten und übrigen Verzierungen jener glänzenden Räume sind verschwunden; die Wände klaffen auseinander, die goldenen und buntfarbigen Tapeten hangen in Fetzen umher. Ueberall lärmende Auktionen von Tellern, Tassen, Gläsern und sonstigem Hausrath. Die Käufer steigen rücksichtslos auf die Tische — dieselben Tische, welche so sauber gedeckt waren, als wir früher dort irgend ein internationales theueres Frühstück verzehrten. Nur Keeser, der Spatenbräu, ist geblieben; ein Speisehaus mußte man doch für die vielen Beamten, Aufseher und Commissare lassen. Aber jetzt geht man nur hin zu einem hastigen, ungemüthlichen Imbiß oder Schoppen, um sofort wieder zu der langweiligen, verdrießlichen Arbeit des Einpackens und Expedirens zurückzukehren.

Wie ein lichter Traum liegt sie hinter uns, die schöne Zeit, wo wir sorglos und heiter dort beim Wein oder Bier saßen (ich zog freilich den „Magagran“ vor), rechts von der ungarischen Musik und links von den tyroler Sängern umklungen, und die gepuhten Herren und Damen zu Tausenden an uns vorüberwandeln sahen.

Dreher winkte mit seinen österreichischen Fahnen aus der Ferne, und für den Abend wußte man gar nicht, wohin man sich das Rendez-vous geben sollte: ob nach Holland oder Rußland, nach Schweden oder in die Schweiz. Ach, wenn ich jetzt nur den preußischen Restaurant, den ich damals unpatriotischer Weise verkannte und verkleinerte, wieder von den Todten auferwecken könnte! Es war doch immer ein deutscher Heimathsgruß, und sein Moselwein, wenn auch gewaltig theuer, stammte doch aus vaterländischer Erde. Nun ist Alles, Alles dahin! Wo früher die eleganten Rollstühle mit den zarten Besucherinnen (wie manche hübsche Landsmännin war darunter!) umherfahren, brausen und pfeifen jetzt die plumpen Locomotiven vor endlosen Güterzügen, oder arbeiten die Dampftrahnen, die in ihren eisernen Riesenklauen Kisten von zwanzig und dreißig Zentnern über unsere Köpfe hinweg heben wie gar nichts.

Auch diese traurig-wilde Wirthschaft nähert sich schon ihrem Ende, aber nur, um einer noch schlimmern Platz zu machen; denn wenn der letzte Aussteller davongezogen ist, wird das eigentliche Demoliren beginnen. Noch gibt es freilich Nachzügler in Menge; aber die kaiserliche Commission, die nach wie vor ihr Amt in bekannter Liebenswürdigkeit und Toleranz verwaltet, droht ihnen mit dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten December, als dem alleräußersten Termine, wo sie die Schienengeleise fortnehmen und die nicht fertig Gewordenen ihrem Schicksale überlassen werde. Dies Ultimatum, denn die kaiserliche Commission versteht keinen Spaß, hat doppeltes

Leben unter die Bedrohten gebracht, freilich auch doppelten Lärm und Wirrwar. Nur die Orientalen, die „Türken“ aus Batignolles und Belleville mitgerechnet, bleiben ihrer angeborenen Stabilität treu und lassen sich nicht irre und nicht bange machen: sie packen und kramen, rauchen und schwätzen und werden ewig nicht fertig. Glücklicher Weise liegt der orientalische Sector zwischen dem russischen und englischen; die Nachbarn können ihnen also helfen und unter die Arme greifen. Auch Nordamerica ist nicht fern, — man wird also schon mit den Türken fertig werden.

Im Park ist der Orient ebenfalls hinter den übrigen Nationen zurückgeblieben; die Kuppeln und Minarets seiner Moscheen, Tempel und Kioske ragen noch immer sorglos in die Luft, als stände ihnen gar kein Sturz bevor. Das gesammte China hingegen mit seinem bunten Schnitz- und Lattenwerk ist bereits verkauft und eingepackt. Wer weiß, wir finden es vielleicht im nächsten Sommer auf einem der vielen Jahrmärkte in der Umgegend von Paris wieder. Auch sonst hat man im Park schon gewaltig aufgeräumt. Gar viele Gebäude waren von Pariser Bau-Unternehmern auf Accord geliefert, also nur gemiethet, und die Eigenthümer nehmen sie jetzt zurück, wobei sie meistens ein vortreffliches Geschäft gemacht haben, wenigstens alle Diejenigen, die mit irgend einer ausländischen Regierung zu thun hatten.

Aber wie wenn das Zerstörungswerk durch Menschenhand nicht schnell genug ginge, hat die Natur noch nachgeholfen und zwar mit dem Orcan am 2. December,

dem fürchterlichsten, dessen man sich seit Menschengedenken in Paris erinnert, und der auch das Marsfeld mit entsetzlicher Verheerung heimsuchte. Bäume wurden entwurzelt, Gerüste umgeweht, Dächer abgedeckt und stückweise fortgeführt, hohe Schornsteine umgestürzt; sogar für den Leuchtturm fürchtete man, der doch ganz aus massiven Eisenplatten zusammengesetzt ist und auch glücklich der Wuth des entfesselten Sturmes widerstanden hat. Im Kunstgarten, dem eigentlichen Paradiese des Marsfeldes (diejenigen meiner Leser, die ihn mit eigenen Augen gesehen, werden jenen Titel gewiß nicht übertrieben finden) waren die Verheerungen am schlimmsten. Das große, auf acht gußeisernen Säulen ruhende, dreißig Fuß hohe Metalldach der Compagnie Montataire — das erste Mal, daß man Eisenplatten in solcher Ausdehnung als Bedeckung einer offenen Galerie verwandte — wurde wie ein ungeheures Stück Pappe in die Luft gehoben und mit den Säulen in den Garten hineingeschleudert, wo es auf ein Treibhaus fiel, das buchstäblich darunter begraben wurde. Von dem Palmenhause selbst, wie man den Wintergarten zu nennen gewohnt war, von dieser Glaskathedrale, welche die großartigste Construction dieser Art in Paris war, blieb nichts als ein ungeheurer Schutt- und Trümmerhaufen von Eisenstangen und Glasherben. Dieser Verlust war der bedeutendste; denn er wird auf mehr als hunderttausend Franken veranschlagt. Man wollte das schöne Gebäude, so ging wenigstens das Gerücht, noch eine Zeit lang conserviren und hatte deshalb die Tropengewächse der übrigen kleinern Treibhäuser

jämmtlich dorthin geschafft. Wir hatten sie noch wenige Tage vorher in ihrer vollen Pracht bewundert. Die meisten dieser Gewächse, und es waren zwanzig und dreißig Fuß hohe Palmen darunter, von seltener Schönheit, sind vernichtet oder doch dergestalt verstümmelt, daß sie allen Werth verloren haben. Als wir am andern Morgen — der Sturz geschah um Mitternacht — die Trümmerstätte wehmüthig beschauten, konnten wir uns eines schrecklichen Gedankens nicht erwehren: — wenn dies Unglück im September geschehen wäre, wo sich oft gegen zweitausend Menschen vor einem plötzlich hereinbrechenden Gewittersturm in jenes Gebäude geflüchtet hatten!

Doch genug der trüben Bilder, — noch dazu in meinem ersten neuen Capitel, das nur Heiteres und Erfreuliches melden sollte! Aber ich mußte mich als gehorsamer Cavalier dem Wunsche meiner (liebenswürdigen) Brief- und Bittstellerin fügen und ein letztes Wort über das Marsfeld sagen.

Noch einige Monate, und das Ausstellungsgebäude selbst wird verschwunden sein; denn auf das Demoliren und Abbrechen versteht man sich hier, wie nirgends in der Welt. Im nächsten Frühling werden wir alsdann eines schönen Tages von dem gegenüber liegenden Trocadero einen Blick auf die weite, weite Fläche zu unsern Füßen zwischen der Jenabrücke und der Militairschule werfen und ausrufen: Dort war es einst!

Außer dem Orcan am 2. December (dem ominösen Datum des Staatsstreiches vor sechszehn Jahren) hatten

wir auch sonst noch allerlei Stürme, aber anderer Art, nämlich die bewegten Debatten des corps législatif in der ersten Decemberwoche. In der denkwürdigen Sitzung am 5. war ich zufällig persönlich zugegen, so daß ich den Eindruck der Rouher'schen Rede mit eigenen Augen sah. Es war unleugbar ein gewaltiger, und ich bedauerte wahrlich die halbe Stunde nicht, die ich auf der Concorde=Brücke gewartet hatte, um mich durch einen befreundeten Deputirten (noch dazu einen von der Linken, mich, den gut kaiserlich Gesinnten!) hineinschmuggeln zu lassen. Es hält nämlich in diesem Jahre schwerer als sonst, in das Heiligthum zu gelangen. Der Moment, in welchem Rouher (bei Gelegenheit der römischen Frage) die Worte rief, die darauf durch ganz Europa zogen: „Est-ce clair? jamais! jamais!“ wird mir unvergeßlich bleiben. Wenn man dieselben auch noch so verschieden commentirt, dort mit Kopfschütteln und Tadel, hier mit Lobpreisen und Jubel, — jener Moment war wirklich ein großartiger und verdient in der Geschichte des Gesetzgebenden Körpers verzeichnet zu werden. Die 390 Deputirten erhoben sich wie Ein Mann (einige zwanzig, die sitzen blieben, übersah man leicht) und stürmten auf die Tribüne los, die glücklicher Weise sehr solide gebaut ist, sonst wäre der arme Minister erdrückt oder am Ende gar „gestürzt“ worden. Tags zuvor hatte Thiers gesprochen und ebenfalls reiche Lorbern geerntet. Thiers ist wirklich ein Phänomen, wenigstens ein oratorisches. Seine Stimme ist trotz seines hohen Alters und seines zarten Körperbaues kräftiger, klarer und eindringlicher

denn je. Wenn er spricht (natürlich bei einer Stille, daß man eine Fliege im Saale summen hören könnte), so klingen die Worte deutlich und scharf bis in die entlegensten Ecken; man verliert nicht ein einziges Wort. Von ihm gilt, wohl mehr als von irgend einem andern Redner, der ciceronische Ausspruch: Er beherrscht sein Auditorium. Dabei gesticulirt er lebhaft und viel, seine Augen blitzen, die ganze kleine Figur ist Leben und Feuer. Auf seinem Platze ist er ebenfalls in steter Bewegung, aber den Blick immer auf die Tribüne gerichtet; Notizen macht er fast gar nicht. Nur manchmal schnellt er in die Höhe: „Je demande la parole!“ Dann wenden sich unwillkürlich alle Köpfe nach seiner Seite. Jules Favre ist der ernste, strenge, unerbittliche Cato, wozu sein bitterböses Gesicht und seine harte, obwohl sehr verständliche Stimme nicht wenig beiträgt. Wenn er auf der Tribüne steht, mit seiner starken, großen Figur, dem wilden, buschigen Haar, während der Rede gewöhnlich den einen Arm drohend emporgehoben, wie wenn er ein Schwert darin hielte, so meint man einen Criminalrichter zu sehen und erschrickt. Eine Loge, einen ehernen Sessel und im Hintergrunde die dunkeln Fluthen des Styx: so dachten sich die Alten die Richter der Unterwelt. — Daheim, im Schooß seiner Familie soll J. Favre ein liebenswürdiger, heiterer Gesellschafter sein und sogar Verse machen. Mich erinnert er dabei stets an Meyerbeer. Berryer ist in diesem Jahre sehr alt geworden, seine Stimme hat etwas Schwankendes, Zitterndes; aber seine ehrwürdige Erscheinung erweckt stets dieselbe herzliche

Sympathie: er ist der Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, Charakterfest und überzeugungstreu, und als Greis doppelt ehrwürdig. Große Sensation machte es, als Berryer nach der Thiers'schen Rede aufstand, seinem Gegner die Hand drückte und ihn fast umarmte; er, der Freund des Grafen Chambord, den ehemaligen Minister Louis Philippe's! Glais-Bizoin sitzt mittlerweile und framt und sichtet in einem Bußt von Papieren, notirt viel und wirft von Zeit zu Zeit eine spitze oder bissige Bemerkung in die Debatte. Größere Reden hält Glais-Bizoin nur selten; auch hat er schon seit dem vorigen Jahre viel von seiner frühern Bedeutung verloren. Die ehrlichen Bretonen, seine Wähler, sind ihm gram, weil er die Verminderung der Tabakpreise nicht, wie er es ihnen damals versprach, durchgeführt hat. Als wenn das möglich gewesen wäre! In der Bretagne dürfte er deshalb wohl nicht wieder gewählt werden, aber dafür in Paris selbst nicht geringe Chancen haben. Dicht neben ihm sitzt Garnier-Pagès, ein Mitglied der provisorischen Regierung von 48 und in mehr als einer Beziehung ein Seitenstück zu Jules Favre. Auch seine Rede (natürlich gegen die römische Expedition) fiel noch in die erste Decemberwoche und machte viel böses Blut. Er nannte sich offen und laut ein Kind der Revolution und apostrophirte den Minister Rouher mit den kühlen Worten: „Was sind Sie denn anders, und was können Sie anders sein?“ Die Herren von der Linken geniren sich nicht, wie man sieht, das Ding beim rechten Namen zu nennen; aber es wird ihnen auch gut zurückgegeben. Am

schlimmsten geschah dies durch den Abgeordneten Kervé-
guen, der die fatale Geschichte von einer Bestechung der
Pariser Zeitungen durch die preußische Regierung auf's
Tapet brachte, und namentlich das ‚Siècle‘ und die
‚Opinion Nationale‘ hart beschuldigte, deren beide Chef-
redacteurs, Havin und Guérault, ebenfalls in der Kam-
mer sitzen. Der dadurch herbeigeführte Lärm und Scandal
war ein grenzenloser. Auch ist die Sache keineswegs
beigelegt, sondern ein Ehrengericht ist zusammengetreten,
um die Anklage näher zu untersuchen. Die unglaub-
lichsten Details kamen dabei zur Sprache; aber es hielt
sehr schwer, sich ein richtiges Urtheil zu bilden. So
begann denn die Kammer-Session von 1867 auf 68
in sehr bewegter Weise, und die Eingeweihten versicherten,
daß wir noch lange nicht am Ende wären.

II.

Wieder einmal Weihnachten und Neujahr. — Die Hausmann'sche
Budenstadt auf den Boulevards. — Drei Sterne als Glückwunsch.

„Paris rüstet sich für die Weihnachts- und Neu-
jahrszeit“ — diese stereotype Phrase finden wir seit dem
15. December fast in jeder hiesigen Zeitung an der Spitze
irgend eines Artikels, der uns umständlich alle Herrlich-
keiten und Raritäten beschreibt, die bei dieser Gelegenheit
wieder zum Vorschein kommen. Zugleich aber werden
wir mit freundlichem Lächeln an die unvermeidlichen
„Etrennes“ erinnert, denen wir nicht ausweichen kön-

nen, ohne uns von allen honnetten Menschen in die Acht erklären zu lassen.

Da sieht man nun die Frucht des bösen Thuns, und zwar in Bezug auf mich, den Chronikschreiber. Hätte ich nämlich im Laufe des letzten Vierteljahres, allwöchentlich wie sonst, meine kleine Chronik regelmäßig eingeschickt, mit andern Worten, wäre ich kein „untreuer Wilhelm“ gewesen, so könnte ich jetzt, wo die Festzeit beginnt, es mir sehr bequem machen. Ich könnte mit guten Freunden auf den Boulevards und in den Passagen und Bazars flaniren und dann später mich gelegentlich an den Schreibtisch setzen, um einige flüchtige Notizen zu machen, die etwa mit den Worten anfangen: „Ich darf mich heute sehr kurz fassen, denn die beginnende Weihnachts- und Neujahrszeit erleichtert mir meine Arbeit, indem ich den freundlichen Leser auf meine frühern Berichte verweise, mit der Versicherung, daß alles so ziemlich beim Alten geblieben ist“ u. s. w. — Das darf ich aber dies Mal nicht wagen, schon weil ich des „freundlichen“ Lesers gar nicht so gewiß bin, wie ehemals, sondern ihn erst wieder freundlich für mich stimmen will.

Doppelt unangenehm ist die Sache, weil ich im Grunde etwas Altes und Bekanntes noch ein Mal besprechen und also an der Klippe des bereits Gesagten vorbeisteuern muß. Ja, reibe dir nur die Stirn, armer chroniqueur, und zerbrich dir ein wenig den Kopf mit Nachsinnen! Es geht dir wie den Knaben, welche die Schule geschwänzt: sie bekommen später zur Strafe das doppelte und dreifache Pensum.

Herr Haußmann, nach wie vor der „König von Paris“, und, was man auch von seiner Demission gemunkelt, noch immer unser Aller Vater und Berather, hilft mir aus der Verlegenheit; denn er hat dafür gesorgt, daß dies Mal der Weihnachts- und Neujahrsmarkt der Boulevards sich uns von einer neuen Seite präsentiert. Er hat nämlich sein Schooßkind Paris, für das er schon so viel Geld ausgegeben und das ihm trotzdem noch immer nicht hübsch genug herausgeputzt scheint, mit einer Festgabe bedacht, die ihm in runder Summe gerade eine halbe Million gekostet hat. . . . Ich sage „ihm“, lieber Leser, damit man es sowohl auf das Schooßkind als auf den Herrn Haußmann beziehen könne, wie man will. Die Festgabe besteht in tausend hölzernen Buden, mit denen die Boulevards zu beiden Seiten „geschmückt“ sind, — ich behalte aus Deferenz für den Seine-Präfecten vor der Hand den officiellen Ausdruck bei. Achte- hundert von ihnen figurirten bereits am Napoleonstage 1867 auf dem Trocadero zur allgemeinen Befriedigung der Bevölkerung (ebenfalls officieller Stil), und um die Summe noch runder und voller zu machen, hat man schnell zweihundert mehr gebaut, — ein Werk von wenig Tagen, denn die Hände der Könige reichen weit.

Schauen wir uns nun diese Buden etwas näher an; so unbedeutend die Sache an sich erscheint, hat sie doch eine interessante Seite. Von der halben Million, welche diese Buden gekostet haben, sehen wir dabei als „reiche Leute“ ganz ab; das sind Kleinigkeiten, und wir

haben in Bezug auf das Budget von Paris längst verlernt, uns „mit Kleinigkeiten abzugeben“.

Die neue Budenstadt repräsentirt in ihrer Art auch die große Haußmann'sche Trias, wie man sie mit Fug und Recht längst bezeichnet: „l'alignement, la symétrie, l'uniformité.“ Verzeihung für die französischen Ausdrücke, die ich sicherlich nicht wie der Fürst Bückler gebrauche, um mir ein „aristokratisches Air“ zu geben (was wenigstens Börne von dem Verstorbenen behauptet); aber seit mehr als zehn Jahren sind dies hier stereotype Wörter geworden, die man nicht wohl umgehen kann. Weiß man sich doch den Seine-Präfecten kaum anders mehr vorzustellen, als mit dem Winkelmaaß, der Nivellirwaage und dem Meßtisch. Die gerade Linie, mit der schon Euklid, der Vater der Mathematik (geb. zu Alexandria, 300 v. Chr., muß ich als Gelehrter hinzufügen), sein wissenschaftliches Gebäude begründete, ist durch den Baron Haußmann und zwar mit seinen steinernen Gebäuden in einer Weise verherrlicht worden, wie wohl nie in der Welt zuvor. Man zählt seine geraden Linien, vorzüglich wenn man die projectirten mitrechnet, schon nach mehr als hundert Kilometern, und seine Gebäude haben die Zahl dreitausend bereits überschritten. Nur an die innern Boulevards hat er sein Lineal noch nicht anlegen können, so sehr er es auch vielleicht gewünscht, denn sie sündigen mit manchem stumpfen Winkel gewaltig gegen das vorchriftsmäßige Alignement. Aber bis dato hat Monsieur Haußmann sich noch mit den äußern Boulevards begnügen müssen, wo man ihn nach Herzenslust aligniren läßt, so

weit und so viel es ihm beliebt. Beim Château d'Eau, auf dem Boulevard du Temple, hat er freilich im letzten Sommer ganz leise und unvermerkt angefangen und einige zwanzig fünfstöckige Häuser niedergedrückt, zufällig der Prinz-Eugène-Caserne gegenüber, wodurch die dort einquartierten Regimenter mehr freie Luft bekommen haben. Diese kleine Demolition ist übrigens nicht der Rede werth und ging namentlich in jener Zeit fast unbemerkt vorüber, weil das große Publicum sich damals ausschließlich mit der Weltausstellung beschäftigte. Im Ganzen sind also, wie gesagt, die innern Boulevards bis jetzt noch unangetastet geblieben.

Um aber doch etwas zu thun, hat der Stadtkaiser dies Mal den Parisern zur Weihnachtsbescheerung ein Miniaturbild geschenkt von dem, was er ihnen im Großen zgedacht hat, — für den Fall, daß sie ihn auch in dieser Gegend der Stadt schalten und walten lassen möchten, wie sonst überall. Und nun sind die Pariser ihm nicht einmal erkenntlich dafür, sondern murren oder spotten über die Baracken, wie sie die neuen Buden nennen, und behaupten, die alten Buden seien weit hübscher und interessanter gewesen. Opposition und nichts als Opposition! Gott mag wissen, wohin das noch dereinst führen wird. Hat doch Paris — „la bonne ville“, wie schon Heinrich IV. sie vorzugsweise gern nannte — fast zwei Dritttheile zu dem Contingent der Kammerlinken beigesteuert. Schlimme, schlimme Zeiten!

Aber der wohlgesinnte Bürger und Unterthan, derselbe, von dem der Minister Rouher kürzlich behauptete,

er werde mit „sérénité“ für das neue Militair-Gefesstimmen, denkt anders: er läßt sich seine drei Sous nicht verdrießen und steigt an der Madeleine-Kirche auf die Impériale eines Omnibus, um sich die Boulevards in ihrem neuen Kleide zu betrachten. Was ihnen an der geraden Linie fehlt, hat die Symmetrie und die Uniformität reichlich ersetzt — auch dies letzte Wort lasse ich gern in seiner Ursprünglichkeit, schon weil es an „Uniform“ erinnert, also an den Militairstaat, in welchem wir hier leben. Vom Fahrwege aus sehen wir die Buden, mit Erlaubniß zu sagen, nur von hinten, aber sie machen trotzdem auf den ersten Blick einen sehr guten Eindruck. Sie sind sauber angestrichen, seegrün und lichtgrau mit dunkleren Strichen dazwischen, ganz wie die gestreifte Leinwand unserer Sommerbeinkleider. Um das Dach läuft eine zierlich geschnitzte Holz-Galerie; das Dach selbst ist mit Asphaltpappe gedeckt, und sogar eine kleine Dachrinne fehlt nicht, die zu beiden Seiten das häßliche Regenwasser ablaufen läßt. Die Füllungen sind außerdem mit hübsch gemalten Arabesken verziert, kleinen Sternchen, Kränzchen und Schwänzchen. Dennoch ist der Pariser nicht zufrieden, und — wenn wir es ehrlich gestehen sollen — es geht uns nicht besser.

Man kann sich nämlich nichts Alignirteres, Symmetrischeres und Uniformirteres denken (Herr Hausmann ist für diese unschönen Comparative verantwortlich) als jene Budenreihen, so einfältighübsch und deshalb so langweilig wie irgend ein neuer Pariser Boulevard. Man hat sogar verboten, die Buden mit Anschlagzetteln und

Reclamen zu betreiben: „défense d'afficher!“ Natürlich, denn dadurch würde wieder die saubere Einförmigkeit, die einförmige Sauberkeit leiden. Nun waren aber gerade jene Affichen in früheren Jahren ein Hauptspäß für das Publicum! denn man lachte herzlich über die vielen rothen, blauen und grünen Figuren und grotesken Schildereien, über die albernen Anpreisungen, eine stets lustiger als die andere, mit denen in frühern Jahren die Buden von oben bis unten stets besetzt waren, und die sämmtlich darauf abzielten, die Aufmerksamkeit der hunderttausend Spaziergänger zu erregen. Jeder baute überdies sein Häuschen oder seine Boutique, wie es ihm gefiel, und die abenteuerlichsten Constructionen kamen dabei zum Vorschein. Dort ein Zelt, roth von Außen und Innen und mit rothen Papierlaternen erhellt: — das waren die Orangenhändler, die in Paris seit Adam's Zeiten die rothe Farbe als Privilegium ihrer Zunft angenommen haben. Weiterhin lange offene Galerien, wie kleine Bazars; dann wieder kleine Häuschen, leicht aus Brettern zusammengeschnitten und mit bunten Tapeten besetzt; hier und da eine vornehmere Boutique mit farbigen Stoffen überzogen und mit Thürmchen und Fahnen geschmückt. Dann, allerdings in vorwiegender Anzahl, wirkliche Baracken, aufgebaut aus allerlei Latten- und Pfahlwerk, so gut oder schlecht es eben gehen wollte; ein Segeltuch auf vier Stangen diente als Dach und irgend eine spanische Wand als Hintergrund: aber trotzdem war alles zierlich herausgeputzt. Endlich unzählige Händler und Händlerinnen mit Klapptischen im Freien, oder wohl gar ein paar

Strohstühle mit einem Brett darüber, und Puppen und Kinderpielzeug, das Stück zu vier Sous, darauf gesetzt. Kurz, es war ein wirklicher Weihnachtsmarkt mit allen seinen originellen Eigenthümlichkeiten, seinen improvisirten Läden und Magazinen, welche die Besitzer im Nothfall nach dem Feste zu Kleinholz zusammenschlugen, um ihren Kaffee daran zu kochen.

Vor zwei Jahren warf einmal der Wind über Nacht drei, vier Tausend solcher Baracken über den Haufen; alle Kostbarkeiten und Karitäten lagen wie Kraut und Rüben durch einander, — Jammer und Wehklagen überall. Aber schon am nächsten Nachmittag war der Schaden reparirt. Die Zeitungen hatten das Unglück mit drastischen Farben geschildert, und nun lief alle Welt hin, um irgend eine Kleinigkeit in jenen heimgesuchten Groschenbuden zu kaufen. Die Inhaber machten glänzende Geschäfte und dankten dem Himmel für den barmherzigen Sturmwind. Eine Viertelmeile weiter hörte man dann in den folgenden Tagen sehr oft aus irgend einer Boutique den klagenden Zuruf: „*Mon bon Monsieur, moi aussi, j'ai été renversé!*“ und einige Speculanten hingen gar Abends ein Transparent aus: „*Victime de la tempête.*“ Man lachte und zog seine Börse, amüfirte sich und flanirte weiter.

All' solchen Eventualitäten hat nun der um das Wohl seiner Mitbürger ängstlich besorgte Stadtrath vorgebeugt. Die Hausmann'schen Buden sind solide und fest, wie sein Regiment und seine Häuser, mit denen sie auch noch die andere Eigenschaft theilen, sich gegenseitig

so ähnlich zu sehen, wie ein Ei dem andern. Dabei erzählen uns die Spottvögel des ‚Tintamarre‘ und ‚Charivari‘, denen nicht einmal der Seine-Präfect heilig ist, daß man nur deswegen das Affichiren an den neuen Buden verboten habe, weil Herr Haußmann selbst eine Proclamation daran kleben wolle, in welcher es heißen würde: „Undankbare Pariser! Hier habt ihr eine kleine Probe von den Plänen, die ich schon lange zur Verschönerung eurer innern Boulevards im Kopfe trage, damit endlich die häßliche Verschiedenheit eurer dortigen Häuser aufhöre und damit sie „uniform“ aussehen, wie alle meine übrigen Gebäude: eine Linie, eine Höhe, ein Stil, ein Haus, wie ein Herz und eine Seele — wie es der Hauptstadt einer großen Nation geziemt. Aber ihr opponirt euch und dreht mir den Rücken, und doch lasse ich es mir so viel Geld kosten — das wißt ihr selbst am besten —, um euch Freude zu machen.“ So die Präfectural-Proclamation, und als Postscriptum noch die Notiz, daß die sämmtlichen Inhaber der Buden, Männer wie Frauen, ein und dieselbe Uniform bekommen sollen, um auch in dieser Beziehung der „uniformité“ Rechnung zu tragen.

Die Zeit wird nun lehren, in wie weit diese Neuerung sich bewährt und ob sie, gleich den vielen, vielen andern in Paris, Eingang findet; denn die jetzt hervortretende Opposition gegen dieselbe (die unsere läuft, aufrichtig gestanden, nur auf einen unschuldigen Scherz hinaus) muß man nicht allzu hoch anschlagen. Auf dem Trocadero, dieser modernsten und elegantesten aller Pariser

Garten-Anlagen, machten sich diese faubern, gleichmäßig gebauten und verzierten Häuschen sehr gut. Sie dienen als Einfassung der eben so faubern, symmetrischen Wege und Alleen; beliebige Jahrmarttsbuden, Zelte u. dgl. wären also dort sehr unpassend gewesen. Lag doch damals die Weltausstellung mit ihren Herrlichkeiten und Wundern, namentlich mit ihrem Park, wo auch das letzte und unbedeutendste Häuschen ein Muster von Luxus und Eleganz war, dem Trocadero dicht gegenüber. Man konnte also nicht wohl anders; und als das Volk am Morgen des 15. August die kleine zierliche Budenstadt erblickte, die man, nach dem bekannten Ueberraschungssystem, über Nacht aufgeschlagen hatte, war der Beifall allgemein. An den Weihnachts- und Neujahrs-Markt der Boulevards hingegen ist nicht derselbe Maßstab anzulegen. Sener Markt ist dergestalt ein integrierender Theil des Pariser Volkslebens und gewissermaßen sein exclusives Eigenthum, daß es gewagt, wo nicht gefährlich erscheinen könnte, daran zu rütteln oder zu reformiren. „Gewagt, wo nicht gefährlich!“ — der Tausend, was sind das für Worte! Man möchte glauben, ich hätte die jüngste Interpellation Pelletan's mit unterschrieben, der das Budget der Stadt Paris näher controliren will, welche Interpellation glücklicher Weise (nämlich glücklicher Weise für Hrn. Haußmann) von den vereinigten Bureaux der Interpellations-Prüfungs-Commission — ein lustiges Wort! — als unstatthaft zurückgewiesen wurde. So wird auch diese kleine Budengeschichte, die für mich nur das geringe Verdienst hat, mir zu einem wenn auch

nicht sehr glänzenden Capitel verholzen zu haben, ohne weitere schlimme Consequenzen vorübergehen. Man baut vielleicht für's nächste Jahr noch ein zweites Tausend dazu, damit die Ausgabe eine volle Million betrage, die sich alsdann bequemer verrechnen läßt; die Pariser müssen doch schließlich die neuen Buden bezahlen, und so werden sie sich schon mit ihnen befreunden. Uebrigens hat man bereits ein freilich sehr zahmes und loyales Drehorgel-Lied darauf gemacht, was ebenfalls ein gutes Zeichen ist. „Was thun die Pariser?“ fragte einst Mazarin, als er eine neue Steuer ausgeschrieben. „Eminenz, sie singen“, war die Antwort. „Nun, so werden sie auch zahlen“, entgegnete beruhigt der Cardinal.

* * *

Und jetzt drei Sterne, und zwar zu einem herzlichen Scheidegruß für dieses und zu einem Glückwunsch für das kommende Jahr.

Ich denke bei jenen drei Sternen an das schöne Dreigestirn, das segnend über jedem Menschenleben steht, wenn auch oft verhüllt und mit mattem Scheine, das ich aber mit Siriusglanz an den Himmel eines jeden meiner Leser setzen möchte.

Sie sind alt wie die Welt, diese Sterne; aber wie die Welt sich stets neu verjüngt, so strahlen auch sie in ewiger Jugend. Wir nennen sie schon dem kleinsten Kinde, und dann ziehen sie mit uns, wie unsichtbare Engel, bis an das Grab und über dasselbe hinaus in's

Jenseits, wo sie zu Sonnen werden, — denn auch der Sirius ist nichts als eine ferne, große Sonne.

Stern der Seele: heiliger Glaube! Man rede nur oder lächle gar, er bleibt doch ewig das Höchste in unserm armen Dasein, denn er ist göttlich und führt zu Gott.

Stern des Herzens: reine Liebe! Nicht der irdische Sinnenrausch, der wie eine flüchtige Blume blüht und schnell verfliegt, sondern die große, unendliche Liebe, die, wie jene des Heilands, eine Welt umfaßt und sich für dieselbe opfert . . . o, nur einen Funken von ihr in jeder Menschenbrust, und die Kriege sind vorbei und der Haß, die Noth der Armuth und der Triumph des Bösen.

Stern des Gemüths: freundliche Hoffnung! Du dauerst, trotz Täuschung und Trauer, trotz Wolken und Sturm; im Winter bist du ein Frühlingsgruß, und im Frühling verbürgst du uns den himmlischen Lenz.

Leuchte, schönes Dreigestirn! leuchte ihnen Allen, Allen und auch mir.

1868.

I.

Frühe Neujahrstimmung. — Das neue Militairgesetz. — Kriegsgerüchte. — Noch immer die Haußmann'schen Buben. — Das Klein'sche Magazin und Violet's Parfümerieladen. — Toilettengeheimnisse der vornehmen Welt. — Die Puderfrage. — Große Stille bei Hofe. — Eine Milliarde in der Bank. — Die Armuth in den Straßen von Paris.

Kam es mir nur so vor, oder war es wirklich so? Die Festzeit, und vorzüglich der Neujahrstag selbst, ist hier dieses Mal stiller und gemessener vorübergegangen, als sonst. Nur einmaliger Empfang bei Hofe, am 1. Januar *) und gar keine Cour am 2., der früher der bedeu-

*) Die Antwort des Kaisers auf den üblichen Glückwunsch des diplomatischen Corps brachte auch nichts Neues; sie war gewissermaßen eine Wiederholung der Tags vorher an den Grafen v. d. Goltz gerichteten Worte, als derselbe seine Ernennung zum Bevollmächtigten des Norddeutschen Bundes officiell anzeigte. Auch sind die Zeiten vorbei, wo halb Europa mit ängstlicher Spannung am Neujahrstage nach Paris blickte, um zu erfahren, was „Er“

tendste Galatag war, weil am Abend die Damen in Schleppekleidern erschienen. Schöne Zeit der „manteaux de cour“, wo wir die hell erleuchteten Magazine von Gagelin und Delisle umdrängten und irgend eine neue bienengestickte grüne Sammtrobe bewunderten, in welcher die Fürstin So=und=so, oder Frau v. Rothschild, zur großen Cour fahren wollte, — nachdem sie vorher ein paar Tage lang vor dem Spiegel bei verschlossenen Thüren Gang, Haltung und Verbeugung einstudirt hatte; denn die Robe war so lang und so schwer und man kam sich so unbeholfen darin vor. Habe ich doch damals selbst einen Artikel darüber geschrieben mit allen nöthigen Détails bis auf Besatz und Unterfutter. Aber wer spricht jetzt von Schleppekleidern, und wären sie auch noch so kaisergrün und hätten sie auch die doppelte Anzahl Bienen! Das macht, die Zeiten sind anders geworden, und man hat an ganz andere Sachen zu denken, als an solche Lappalien. „Die Sonne ist höher hinauf gewandert und mahnt zum Ernste“; nicht die astronomische, die gerade in diesen Wintertagen am tiefsten steht und nur einen matten Schein wirft, sondern die politische, die sich mehr und mehr dem Zenith nähert und ihre Strahlen weiter und weiter sendet. Mit andern deutlichen Worten: das französische Volksbewußtsein ist reger und lebendiger geworden; es ist auf allerlei Gedanken gekommen, und zwar auf sehr ernste.

in seiner Rede gesagt und nicht gesagt habe; . . . „denn dieses Vannes Kraft ist aus“.

Die Kammer-Debatten über das neue Militair-Gesetz haben ein lautes Echo im ganzen Lande gefunden und die Gemüther gewaltig aufgeregt. Der Franzose, vorzüglich der gemeine Mann (dies Beiwort nur ja nicht in einem verächtlichen Sinne genommen!), urtheilt stets nach dem ersten Eindruck und läßt sich in seinen Ansichten und Meinungen nur von diesem leiten. Dieser Eindruck ist aber in Bezug auf die Militairfrage un-leugbar ein der Regierung entschieden ungünstiger. Die geschicktesten Phrasen und Deductionen Rouher's können das schlimme Wort Glais-Bizoin's nicht ungesprochen machen und es noch weniger übertäuben: „Jetzt gilt es, die Zechen zu bezahlen für die Wirthschaft eines fünfzehnjährigen persönlichen Regiments.“ Dem armen Kaiser mag es, trotz des Frostwetters draußen, heiß und schwül zu Muth sein; denn das Dilemma ist groß und richtet sich wie ein Gespenst immer bedrohlicher auf. Selbst seine treuesten Freunde und Anhänger gestehen jetzt, die Einen verblümt, die Andern unverhohlen, daß man zu der gewünschten und verheißenen Friedens=Uera nur durch einen großen und allgemeinen Krieg gelangen könne. Wenn es Das ist, was uns für das neue Jahr bevorsteht, so sind wir übel daran und wohl zu der ungedul-digen Frage berechtigt: wann denn endlich die kaiserliche Devise, die im Börsengebäude zu Bordeaux auf eine stolze Marmortafel eingeschrieben ist, zur Wahrheit werden solle: „L'Empire c'est la paix“. Möchten die allzu rosenfarbenen Panegyriker, die das zweite Kaiserthum das Zeitalter des Augustus für Frankreich nennen, doch

bedenken, daß gerade unter dem römischen Augustus der Janustempel geschlossen war, was bekanntlich in 700 Jahren nur drei Mal geschah. *)

Krieg ist also hier das dritte Wort in jeder Unterhaltung; und wie kann es anders sein, wenn die Volksvertreter selbst, die doch eigentlich die wahren Männer des Friedens sein sollten, es beständig im Munde führen? Hat doch ein müßiger Kopf nachgerechnet, daß in der diesjährigen Session das Wort „guerre“ bereits elfhundertfünfundsiebenzig Mal ausgesprochen worden ist und die verwandten Wörter „armée, contingent, recrutement“ u. s. w. in entsprechender Menge.

Deshalb (dies liefert uns, Gott Lob! einen passenden Uebergang) machen auch die kriegerischen unter den neuen Hauptmann'schen Boulevard-Buden das meiste Glück. Nie hat man so viele Kinderfußwaffen gesehen, wie in diesem Jahre: Zündnadelgewehre und Chassepots, Revolver mit vier, sechs und acht Schüssen, Kanonen, die zwanzig Mal in der Minute feuern, sogar kleine Mädchen-Pistolen, d. h. Pistolen für kleine Mädchen, und den ganzen übrigen Militair- und Bewaffnungs-Apparat kriegspielender Kinder. Ein Schießen, Knallen und Knattern, daß man oft sein eigen Wort nicht vernehmen kann; denn jedes Geschöß wird vor dem Käufer probirt, und je mehr Lärm, desto besser. Ach, wenn es nur beim Kriegsspielen bliebe, so ließe man es sich gern gefallen!

*) Das erste Mal unter Numa, der das Gesetz gegeben, und das zweite Mal nach dem ersten Punischen Kriege.

Aber, wie hier im Kleinen, so dort im Großen: Krieg, Krieg ist die Lösung, wohin man sieht und hört. „Geh' unter, Krieg, wie der röthliche Mars, und geh' auf, Friede, wie der sanfte Mond!“ rief schon Jean Paul vor mehr als fünfzig Jahren, und jetzt, nach einem halben Säculum, steht Mars blutiger denn je am Himmel, und der Pulverdampf kaum beendeter Schlachten verhüllt uns den Mond des Friedens dunkler denn je.

So ist es hier mit unserer Neujahrstimmung 1868 beschaffen; wollte Gott, ich könnte sagen: mit meiner, und der heitere, unbesorgte Herr Rouher hätte Recht, wenn er mir, wie den Männern der Opposition, entgegenete: „Vous voyez tout en noir.“ All dies verhindert uns freilich nicht, es wie die Andern zu machen und uns die trüben Gedanken, so gut es gehen will, aus dem Kopf zu schlagen, wenn auch nur momentan während dieser paar Festtage. Zu Hause bleiben kann man nun ein Mal absolut nicht und zu einem bloßen Klageliede darf mein erstes Capitel im neuen Jahre 68 auch nicht werden.

Constatiren wir daher sofort die spaßhafte Reaction, die sich das Pariser Publicum in Bezug auf die Haußmann'schen Buden erlaubt hat. Gar viele Spaziergänger gehen nämlich an's Château d'Eau und von da bis an die Bastille, um sich die alten Buden anzusehen und dort ihre Einkäufe zu machen. Auf diese Weise sind die sonst immer so stiefmütterlich behandelten östlichen Boulevards dem Vater der Stadt zu großem Danke verpflichtet; und da auch für die westlichen noch immer Käufer genug

übrig bleiben, so ist alle Welt zufrieden — etwas, das, wie man weiß, nicht sämtlichen Neuerungen des Seine-Präfecten zu Theil wird.*)

Ein Haus, freilich keine Bude, weder eine alte noch eine neue, sondern ein mit fürstlichem Luxus ausgestattetes Magazin, hat in diesem Jahre 'allen andern den Rang abgelaufen; es thut mir leid für die Herren Giroux, Tahan und die übrigen großen Weihnachts- und Neujahrs-Könige, aber es ist wirklich so: unser Landsmann Klein aus Wien steht obenan auf der Liste. Nicht der Patriotismus und auch nicht meine Vorliebe für Oesterreich — „er nimmt richtig seine alten Schwächen auch in das neue Jahr mit hinüber!“ sagt kopfschüttelnd mein Berliner Doctor — sind es, die mich dies behaupten lassen; es ist vielmehr die allgemeine Stimme, le suffrage universel, und wir haben uns als gute Franzosen diesem Ausspruch zu fügen.

Auf dem Boulevard des Capucines — dicht neben der großen Oper, deren allzu bunte Façade noch immer scharf kritisiert wird, und dicht neben dem Grand-Hôtel, an

*) Herr Hausmann hat aber seinerseits den Pariisern einen nicht übeln Poffen gespielt. Er hat nämlich den Bau von einem Duzend alter Buden gestattet, und zwar inmitten seiner neuen, und noch dazu in der elegantesten Gegend, oben bei der Madeleine. Man kann sich nichts Schauerlicheres und Scandalöseres denken als diese Zigeunerhütten, krumm und schief und mit Gardinensegen und ähnlichen Lappen ausstaffirt. Geschickter hätte er es freilich nicht anfangen können, um uns für seine Neuerung zu gewinnen; aber wer hätte den Baron Hausmann für so malitiös gehalten?

dessen Tabled'hôte man doch jetzt wieder einen Platz findet (was zur Ausstellungszeit unmöglich war), und noch dichter neben dem neuen Restaurant du Grand Opéra, wo der berühmte Kochkünstler Baron Brisse (zu dem Baron gehört ein Fragezeichen) täglich den Küchenzettel macht . . . ich schöpfe Athem und beginne den Nachsatz: — begrüßt uns, wenn wir von der Rue de la Paix kommen, schon von weitem eine doppelte Gasflammenlinie und die zwei befreundeten kaiserlichen Wappen in Brillantfeuer, der einfache französische und der doppelte österreichische Adler; aber dabei hat Klein keine politische Hintergedanken: er ist bloß Lieferant der beiden Höfe. Was mich am meisten bei dieser prächtigen Illumination freut, ist der Umstand, daß dadurch die vor dem Magazin liegenden Buden so hell erleuchtet sind, daß sie gar keiner Lampen und Lichter weiter bedürfen; — so spendet der Reiche dem Armen von seinem Ueberfluß und merkt oft nicht einmal, daß er etwas gibt.

Diejenigen meiner Leser, welche die Weltausstellung von 67 besucht haben, erinnern sich gewiß des prächtigen Klein'schen Glaspavillons im österreichischen Sector. Jeder mußte gestehen, noch nie so reizende Galanteriewaaren in feinem Leder, in Bronze, Stahl und Elfenbein gesehen zu haben und eine solche Fülle von allen denkbaren in jene Kategorie gehörenden Luxusgegenständen. Aus jenem Glashäuschen, dessen Aussteller übrigens auch die goldene Medaille erhielt, ist nun ein großes Magazin geworden, wo alle jene Herrlichkeiten ver Hundert-, vertausendsfacht sich wiederfinden. Ueber sechszig Commis sind in dem

Klein'schen Etablissement beschäftigt; und doch hatten sie in der letzten Decemberwoche so viel zu thun, daß man an manchen Abenden auf einige Stunden die Thüren schließen mußte, weil die Räume dergestalt mit Menschen angefüllt waren, daß man sich kaum umdrehen konnte. Die weißen Lederwaaren sind, wie das Neueste, so auch das Kostbarste und Eleganteste, und mein ästhetisches Gefühl wurde sehr verletzt, als mir ein Freund beim Betrachten und Bewundern dieser allerliebsten Dinge, die den goldenen Puztisch einer Elfenkönigin nicht verunzieren würden, ganz prosaisch bemerkte: „Sie wissen doch, daß all diese schmucken Siebensachen aus Schweinsleder gemacht sind?“ — Aus Sch . . . ! Ich wagte gar nicht, das häßliche Wort nachzusprechen, sondern entgegnete: „Da gebrauche ich lieber den französischen Ausdruck parchemin.“ — „Parchemin ist Eselsleder, mon cher, und ich lasse Ihnen die Wahl.“ Damit gingen wir weiter; denn in das Klein'sche Magazin hineinzugelangen, wäre fast unmöglich gewesen — und dann, daß wir nur den eigentlichen Grund offen gestehen, sind auch alle jene Klein'schen „Kleinigkeiten“ (ich mache ein Wortspiel, ohne es zu wollen) gewaltig theuer.

Lieber treten wir an eine der kleinen Buden, kaufen einen Hampelmann, ein Pferd, oder sonst etwas dergartiges, suchen uns dann unter den umherstehenden, gaffenden Kindern das ärmlichste und traurigste aus, drücken ihm das Spielzeug schnell in die Hand und sind schon weit, wenn sich der Kleine noch immer erschrocken besinnt, ob er es nehmen soll oder nicht. Ist es gar ein Revolver

oder eine Pistole, so hat der Jubel kein Ende, und man muß sich geschickt aus dem Staube machen, will man nicht ein Duzend Gamins hinter sich haben, die uns ebenfalls um ein Geschenk bestürmen und uns dabei mon prince oder Monseigneur tituliren. Vor den Apfelsinenbuden macht man es mit den kleinen Mädchen ähnlich, und für ein paar Franken kann man sich auf diese Weise viel Vergnügen bereiten, — reichlich so viel, als wenn man bei Klein irgend ein weißledernes nécessaire, das odenein ganz überflüssig ist, für schweres Geld gekauft hätte, oder gar bei Violet ein Parfumeriekästchen zu zwei Louisd'or.

Wir dürfen nämlich nicht unterlassen, Violet zu nennen, denn er ist der würdige Nachbar und Nebenbuhler Klein's und nur durch das Grand-Hôtel von ihm getrennt. Violet ist der Lieferant der Kaiserin, und sein neues Etablissement führt den Titel: à la reine des abeilles. Ihre Majestät ist sogar kürzlich in Person dort gewesen, um Einkäufe zu machen, das sagt alles. Es ist auch wirklich der Mühe werth, einen Moment vor den zwanzig Fuß hohen Spiegelscheiben stehen zu bleiben und hineinzuschauen. Dies Etablissement ist nämlich wieder etwas ganz Neues: es ist kein Laden und kein Magazin, es ist ein Salon und zwar ein Salon Louis treize. Die Herzogin v. Galiéra, deren Hôtel man immer sprüchwörtlich als das schönste in ganz Paris bezeichnet, und deren Salons auch ich, unwürdiges Menschenkind, manchmal betreten, hat keinen Salon, glaub' ich, der den Vergleich aushielte mit dem Salon dieses Parfumeurs. Auch

ist die Kaiserin, so viel ich weiß, nie bei der Herzogin von Galliera gewesen, wohl aber, wie ich eben sagte, bei Violet. So geht's in der Welt, wenigstens in der Pariser, und ein Pommadenfabricant ist eine bedeutende sociale Person. Dies non plus ultra von Salon bildet eine große Rotunde und ist ganz mit rothem Sammt ausgeschlagen; das Deckengemälde, eine sehr phantastische Apotheose, ist von Petit, dem berühmten Freskenmaler, der unter 10,000 Franken gar keine Leiter an irgend einen Plafond setzt. Die Möbeln sind sämmtlich von Ebenholz mit Gold eingelegt, und in Schränken von ähnlicher Arbeit ruhen in Krystall und Porzellan, oder auch in kostbaren Kästchen aus Lack oder Seide, die Wunder der Pariser Parfumerie, der ersten der Welt. Wäre die französische Nation doch nur in Allem so groß, wie in ihren Seifen, Pommaden und Essenzen! Wenn denn auch diese letztern etwas weniger vollkommen und vollendet wären, wir würden uns schon zu trösten wissen. Auf dem Kronleuchter in der Mitte brennen allabendlich, genau gezählt, hundert Flammen, — kein plebejisches Gas, sondern rothe Wachskerzen, wie in den Tuilerien bei den Soiréen der Kaiserin. Solche Kerzen kosten just einen Franken das Stück; es muß sich also bei den Seifen und Pommaden viel Geld verdienen lassen. Neben dem großen Salon ist ein kleinerer, ein sogenanntes Boudoir Pompadour, und neben diesem ein dritter, das Allerheiligste, in das kein profanes Auge schauen und noch weniger ein profaner Fuß treten darf.

Wir sind aber doch darin gewesen. Hinter seidenem

Vorhängen, und auch nur in Gegenwart der Eingeweihten, werden dort beim Kerzenscheine einzelne kostbare Specifica und Kosmetika an zarten Wangen, Brauen und Lippen probirt. Manche ältliche, bleiche Dame, die schüchtern und verschleiert dort ankam, verläßt nach einer halben Stunde rosig und jugendfrisch, und Notabene, nun mit zurückgeschlagenem Schleier, jenes mysteriöse Boudoir, und . . . honny soit qui mal y pense. Wenn sie nur beim Einsteigen in ihren Wagen der armen zerlumpten Frau, mit dem kranken Kinde auf dem Arm, ein Almosen gibt, so wollen wir sie nicht verdammen. Abends auf dem großen, glänzenden Ball in der Chaussée d'Antin, oder sonstwo, geht alsdann ein erstauntes Flüßtern durch den Damentreis: man findet die Gräfin K. um zehn Jahre jünger geworden und fragt neugierig nach der Adresse ihres „Factotums“, um nöthigen Falles den Künstler auch zu consultiren. Dann geht der Name Violet leise von Mund zu Mund, und sein Ruf steigt täglich. So kann selbst ein Parfumeur zu hohen Ehren gelangen.

Man schelte mich nicht wegen dieser Vappalien; bekam ich doch noch kürzlich von weit her, und von sehr respectabler Hand, eine Zuschrift, in welcher man mich ernsthaft fragt, ob wirklich der Puder, d. h. der weiße Puder unserer Großeltern, wieder Mode werden solle, und ob es wahr sei, daß die Kaiserin am ersten Hofballe gepudert erscheinen würde, um solchergestalt die neue Mode zu sanctioniren. Nach sorgfältig eingezogenen Erkundigungen, unter Andern bei dem Hofcoiffeur Vespès, dem Trimm'schen

Better, kann ich leider nichts anderes melden, als daß ich bis jetzt nichts Bestimmtes erfahren habe. Ganz ver-muthungsweise mag vielleicht dies Gerücht hier und da aufgetaucht sein; wenn es aber keinen bessern Grund hat, als den in jener Zuschrift angeführten, daß nämlich das blonde Haar einer gewissen allerhöchsten Dame zu ergrauen beginne, und daß deshalb der Puder-schnee das Haarsilber verdecken solle, so steht es auf sehr schwachen Füßen. Das Haar Ihrer Majestät (ich sehe manche meiner Les-erinnen lächeln) ist nach wie vor blond, von jenem schö-nen Blond, wie das der Mädchen am Rhein, und von Grau, und wäre es auch das schönste Silbergrau, weiß ich nichts und habe ich nichts gehört — und, was die Hauptsache ist, will ich auch nichts wissen und hören.

Der erste Hofball wird übrigens bald stattfinden, und ich werde es mir schon angelegen sein lassen, als-dann die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Aber der freundliche Leser glaube mir nur: es verhält sich mit dem Puder, wie mit den Schleppkleidern; wir haben wirklich an ganz andere Dinge zu denken, und auch die Damen theilen dies allgemeine Mißbehagen, das wie ein unfreundliches Nebelwetter auf allen Gemüthern liegt. Daß die höchsten Kreise, die Tuilerien mit ihrer officiellen und hoffähigen Welt, nicht davon ausgeschlossen sind, beweist schon der Umstand, daß der Hof im verfloffenen Spätherbst nicht, wie alljährlich seit vierzehn Jahren, auf sechs Wochen nach Compiègne gezogen, sondern ruhig in Saint-Cloud geblieben ist, so ruhig, daß man auch von dort nichts vernahm, weder von Festlichkeiten, noch von

sonstigen Ereignissen, wie sie doch früher in Menge die hiesige Tageschronik bereicherten. Die Uebersiedelung nach den Tuilerien, kurz vor Weihnachten, ist gleichfalls ganz still vor sich gegangen, und hat bis jetzt die Einförmigkeit des kaiserlichen Familienlebens so wenig unterbrochen, daß man, ohne die Tricolore auf dem Pavillon de l'Horloge, gar nicht an die Anwesenheit der Majestäten in Paris glauben würde. Auch die vier verheißenen Hof-Bälle zu geben, entspricht wohl nur wenig den Wünschen der hohen Gastgeber; aber diese Bälle, deren jeder viele hunderttausend Franken in Umlauf setzt, welche der gesammten Luxus- und Mode-Industrie von Paris direct zu Gute kommen, sind durchaus nöthig, um die gedrückte Geschäftswelt nicht noch mehr zu entmuthigen.

Die in der Bank angehäuften Milliarde ist ein untrügliches Barometer und deshalb ein trauriges Zeichen. Die Theuerung kommt hinzu, und der von vielen Seiten prophezeite harte Winter, der uns schon gleich am Neujahrstage acht Grad Kälte gebracht hat. Man erinnert sich nicht, so viele Arme und Hungerleider auf den Straßen gesehen zu haben, wie in dieser Zeit. Die Restaurants und Speisehäuser sind von Bettlern, groß und klein, förmlich belagert, die manch Mal fast gewaltsam von den Kommenden und Gehenden ein Almosen erpressen. Und vollends die verschämten Armen und die große Legion bedürftiger Unglücklicher, doppelt bedürftig in dieser harten Winterzeit! Der Vincenz-Verein thut viel, und die übrigen zahlreichen mildthätigen Privat-Bereine desgleichen; die öffentlichen Unterstützungs-Bureaux kommen hinzu, die

Gott weiß wie viele Millionen „verrechnen“, aber mit deren Verrechnung das große Publicum nicht sonderlich zufrieden ist. Es mag indeß auch schwierig genug sein, den Anforderungen von 275,000 Armen (so viel weisen in diesem Jahre die amtlichen Listen der zwanzig Pariser Mairien nach) gerecht zu werden.

Ein trauriger Gegenstand, den ich eigentlich im ersten Capitel des neuen Jahres nicht hätte berühren sollen! Aber man kann diese trüben Gedanken nicht zurückdrängen und noch weniger die kläglichen Leidensgestalten selbst, denen man überall begegnet. Auch sind die Zeiten wahrlich nicht dazu angethan, in das erste beste (oder schlechte) Theater zu gehen, um sich dergleichen schwarze Ideen („les points noirs“) aus dem Kopfe zu schlagen. Mir wenigstens fehlt der Muth dazu. — Als ich heimging, stand gerade die sinkende Mondsichel wie ein blitzendes Silber-Diadem über der Kuppel der neuen Dreifaltigkeitskirche. Wie ist dort Oben alles so harmonisch, so rein und schön, und hier unten so viel Thränen, Schmerzen und Noth. O, daß es doch besser würde im neuen Jahre!

II.

Wintervergnügen auf der Seine und im Bois du Boulogne. — Der modeblaue Paletot. — Der Schlittschuhläuferclub. — Die völlige Decadenz der Opernbälle und der theatralischen Revuen. —

Aufruhr im Theater an das Porte Saint-Martin. —

Quousque tandem.

Daß ich nur nicht wieder in den trüben Ton zurückfalle, mit welchem ich das vorige Capitel geschlossen;

das geht durchaus nicht: „Alles hat seine Zeit“. Sprechen wir daher gleich von den Winterfreuden, und das um so mehr, als sie jedenfalls, oder doch hoffentlich, nicht lange dauern werden; denn hier im schönen Paris ist ja nichts von langem Bestande. Aber woran dachte ich, als ich einst vor Jahren (ich citire mit wichtiger Miene: Lebende Bilder, I. Band) mein erstes Capitel mit den Worten anfang: „Der Pariser Winter ist bekanntlich sehr milde und oft scheint er ganz ausbleiben zu wollen“; — der Taufend! Ein Landsmann, der jene Notiz gelesen, und im Glauben an sie seinen Koffer gepackt und seinen Pelz daheim gelassen hatte, stand in diesen Tagen auf dem Pont-Neuf im leichten Ueberzieher, machte ein bitterböses Gesicht und war gewiß der Ansicht des Dr. B.: „Dem Chronikschreiber ist nicht zu trauen“, — welch' hartes Wort der Doctor freilich mehr auf meine Bemerkungen über ihn selbst, als auf meine Wetterprophezeiungen bezieht; . . . aber gleichviel, der Landsmann fand es verteuftelt kalt.

Glücklicher Weise liegt die „Belle Jardinière“ dicht neben dem Pont-Neuf, und dieses größte aller Herrenkleider-Magazine von Paris (und der Welt) gibt uns einen vortrefflichen modeblauen Winterpaletot für — gar nichts, vorausgesetzt, daß wir beweisen können, ein anderes Pariser Haus liefere ihn in gleicher Qualität und Eleganz für denselben Preis. . . . Sonst kostet er fünfzig Franken, was aber auch noch sehr billig ist.

Mit einem solchen Paletot nun und etwa noch einem guten Cache-nez, das wir in demselben Hause unter der-

selben Bedingung kaufen, kann man der Kälte schon Trotz bieten und noch eine Weile auf der Brücke bleiben, um sich etwas anzuschauen, was hier in Paris Kinder unter fünfzehn Jahren*) noch niemals und die Erwachsenen auch nur einige Male in ihrem Leben sahen, nämlich Spaziergänger und Schlittschuhläufer auf der Seine. Mit dem zweiten Worte muß man es nicht allzu buchstäblich nehmen; denn der Fluß bildet im Grunde nichts als eine compacte Masse von festgefrorenem Treibeise. Nur an einzelnen lichtern Stellen sieht man einige Schlittschuhläufer, die aber ihre wahre Eisbahn im Bois de Boulogne haben, wohin auch wir uns gleich begeben wollen. Wir hielten uns ja nur des Paletots wegen ein wenig auf und benutzten zugleich die Gelegenheit, die so leicht nicht wiederkommen dürfte, die große Ufertreppe des Quai's hinabzugehen, um uns dann unter den ersten Bogen der Brücke zu stellen. Wir mußten doch dies seltene Ereigniß dereinst in unsern Memoiren verzeichnen können. Eigentlich war das Betreten des Eises verboten; ein halbes Duzend Stadtsergenten hielt Wache und wehrte in der ersten Stunde dem Andrang. Als aber das wirkliche Volk erschien, die echten Duvriers und die noch echten Gamins, da standen die sechs Mann trotz ihrer Degen und Dreimaster rathlos und mußten nachgeben. Sie thaten es gutwillig, was entschieden das Vernünft-

*) Im Jahre 1852 blieb die Seine ebenfalls acht Tage lang zugefroren, und ebenso im Jahre 40; sonst nur noch in dem schrecklichen Winter von 29.

tigste war; aber ich, nachdem ich mich umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe sei, rief fest meinem Landsmanne die Verse aus dem Tell zu: „Sehen Sie wohl, mon cher, „auch eine Grenze hat Tyrannenmacht“ „Und greift hinauf getrosten Muthes in den Himmel, und holt herunter seine ew'gen Rechte““, ergänzte der modeblaue Paletot, den ich gar nicht für so belesen gehalten hätte. Dann lachten wir und machten uns, der Paletot und ich, wie Hochverrätther schleunigst aus dem Staube; denn unter den Stadtsergenten sind manch Mal welche, die deutsch, und immer welche, die keinen Spaß verstehen.

Die Elyseischen Felder prangten im Winterschmuck so herrlich, wie wir sie noch nie gesehen. An den weißbereiften Bäumen hing es wie feines, silbernes Spitzengewebe, die Eiszapfen an den Dächern blizten wie Bergkrystalle und die Fontainen standen wie in hellem Zuckerguß. Dazu der frischgefallene Schnee, der alles, so weit das Auge reichte, mit einer blendenden Decke überzog, und eine prächtige Sonne am klaren, blauen Himmel. Schöner kann eine norwegische oder schwedische Winterlandschaft nicht sein, und einer solchen fehlt alsdann doch immer das gepuzte Pariser Sonntagspublicum. Auch Schlitten zeigten sich, ebenfalls eine große Rarität in Paris, und wo einer schellenklingelnd und peitschenknalend vorüberflog, lief die Menge hastig zusammen, um das ungewohnte Schauspiel in der Nähe zu betrachten: die Tigerdecken, die Federbüsche und wehenden Schleier der Pferde, die Vorreiter und die glückliche Sterbliche,

die pelzvermummt darin saß, und den nicht minder Glücklichen, der hintenauf stand. Ein Schlitten hatte sogar die Gestalt eines Schwanz und ein Eisbärenfell als Decke; man wollte in der Dame die Herrin einer bekannten gelben Kutsche erkennen, aber ich gebe die Nachricht nur unverbürgt, um mir nicht gleich in den ersten Tagen des neuen Jahres Unannehmlichkeiten zu bereiten, wie sie noch kürzlich einem hiesigen Blatte widerfuhr, dem jene Dame, auch wegen einer Indiscretion, einen fatalen Proceß aufgehängt hatte. Lassen wir also den Schwan ungestört vorüberziehen, zumal zwei Minuten später eine andere Dame in einer vierspännigen Kalesche angefahren kommt, die wir um so ungenirter und herzlicher begrüßen können: die Kaiserin. Der Kaiser war auch dies Mal wieder zu Hause geblieben; ach, gewiß nicht, um im bequemen Lehnstuhl am Kaminfeuer eine Trabuccoß zu rauchen und an nichts zu denken, sondern um die Vorträge seiner Rätthe entgegenzunehmen, in der Hoffnung, endlich einen guten Rath darunter zu finden, der zur Zeit in den Tuilerien, wo sie doch so viel Geld haben, sehr theuer sein soll. Es ist niemals kein Spaß gewesen, lieber Leser, Kaiser oder König in Frankreich zu sein; aber so hart, wie augenblicklich, dürfte die französische Krone lange nicht gedrückt haben. Den kleinen Prinzen sieht man nie mehr öffentlich, obwohl er ganz gesund sein soll; er war sogar dies Mal nicht wie sonst bei der großen Neujahrscour gegenwärtig, wohl aber stand er am Neujahrsmorgen zwischen Vater und Mutter auf dem Balcon des Pavillon de l'Horloge, als die

tausend Trommelschläger den Majestäten den traditionellen Glückwunsch brachten.

Doch der Wagen der Kaiserin ist schon längst beim Triumphbogen angekommen und lenkt von da in die schneeblickende Avenue de l'Imperatrice, welche direct in's Bois de Boulogne führt. Mein Begleiter, immer der modeblaue Paletot, hat glücklich ein Vehiculum erobert, in das wir hastig einsteigen und der kaiserlichen Equipage in ehrerbietiger Entfernung folgen, aber doch so schnell, als es der Trab der armen Rosinante zuläßt.

Der große See ist schwarz von wimmelnden Menschenmassen, ganz wie der Trocadero am letzten Napoleonstage; nur auf's Eis zu gelangen, ist schon ein Kunststück, und an Schlittschuhlaufen ist dort gar nicht zu denken. Für die Jünger der schönen nordischen Kunst ist daher auch der sogenannte „kleine See“ reservirt, und außerdem hat noch der, auch dem Leser bereits bekannte, Schlittschuhläufer-Club sein eigenes Terrain, das nur für die Mitglieder bestimmt ist. Jedes Mitglied darf jedoch eine Dame, aber nur eine Schlittschuhlaufende, mitbringen. Dieser Club hatte es seit seinem vierjährigen Bestehen, trotz seiner innigsten Wünsche um sibirische Kälte, immer nur zu drei bis vier Grad Kälte gebracht und war fast bei jeder beabsichtigten größern Festpartie mit dem leidigen Thauwetter in Conflict gekommen, so daß die meisten Mitglieder sich auf die Kollschlittschuhe in den Sälen ihres Gebäudes reducirt sahen. Wir erzählten schon früher ein Mal davon, und lachten über die armen Helden und Heldinnen; man kann sich daher jetzt leicht ihren

Triumph vorstellen bei den acht und zehn Graden, mit denen wir hier seit einer Woche heimgesucht sind, und die uns vom Längenbureau des Observatoriums noch für den ganzen Monat prophezeit werden, wobei uns nur der eine Trost bleibt, daß Monsieur Leverrier, der sich schon so oft in seinem Leben geirrt hat, es auch dies Mal wieder gethan haben könnte.

Auf der eingeschneiten Insel im großen See herrscht das bunteste Gewühl; das Schweizerhaus hat seine Restaurationssäle wieder geöffnet und macht brillante Geschäfte. Alles ist freilich gewaltig theuer; aber man muß das Eisen schmieden, wenn's heiß ist, was im vorliegenden Falle so viel sagen will, als von der Eisbahn profitiren, so lange es kalt ist. Schlittschuhläufer und -Läuferinnen kommen von der Brücke, wo sie endlich eine freie Bahn errungen haben, herangesaußt, halten am Ufer still, lassen sich eine Herzstärkung geben und fliegen dann weiter. Wie mich das an meine eigene Jugend erinnert, an die Binnen-Alster in Hamburg mit ihren Zelten, in denen die dicken Wirthe bei gemüthlichem Plattdeutsch heißes Bier verzapften! Hatten wir Knaben damals eine Noth mit unsern Schlittschuhen, die wir nie fest genug schnallen konnten und die sich trotzdem, gerade im lustigsten Caviren, so oft wieder lösten! Jetzt hat man einen zierlichen Ueberschuh erfunden, an dessen hölzerner Sohle (damit die Füße hübsch warm bleiben) der Stahl fest genietet ist; man tritt, wie man geht und steht, einfach in einen solchen Schuh hinein, läßt eine verborgene Feder springen und ist in zwei Secunden laufgerüstet . . .

vor dem Hinfallen freilich ist man auch durch diese neue Erfindung nicht geschützt; aber was wäre das Schlittschuhlaufen ohne Purzelbäume? Ein Zettel, den man uns in die Hand drückt (selbst auf das Eis hinauf verfolgt uns der Pariser mit seinen Reclamen), belehrt uns, daß dieser Schlittschuh-Schuh, „souliev à patins“, auf der Weltausstellung eine silberne Medaille erhalten habe; wir finden uns aber dennoch nicht veranlaßt, das Ding zu versuchen. Sind wir doch überhaupt nur hinaus gegangen, um uns ein heiteres, lebendes Bild zu holen und um den mehrerwähnten Landsmann für den zu Hause gelassenen Pelz zu entschädigen. Dieser (der Landsmann, nicht der Pelz) liest übrigens schon einen zweiten Zettel, in welchem er höflichst gebeten wird, das nächtliche Fest, das der Schlittschuhläufer-Club morgen auf seiner reservirten Eisbahn geben will, mit seiner Gegenwart zu beehren; — zehn Franken Entrée, der Zettel hatte also Recht, hübsch höflich zu sein. „Das trifft sich gut“, sagte mein Landsmann, „morgen ist Samstag, und das Fest ist um acht Uhr; ich kann also später noch bequem auf den Opernball gehen. Schade, daß Sie keine Dame sind“, fügte er hinzu, „ich hätte Sie sonst mitgenommen“. „Jammerschade!“ entgegnete ich gerührt, „aber ich bin Ihnen für den guten Willen nicht minder dankbar. Adieu, und viel Vergnügen!“ Mit diesen Worten sprang ich schnell in einen Omnibus, der gerade vorbeifuhr, und überließ den modeblauen Paletot seinem Schicksale.

Hier im Omnibus, wo der Landsmann mich nicht

hört, kann ich dem Leser schon meine Freude ausdrücken, jenem Doppelvergnügen ohne weitere Umstände entschlüpfen zu sein. Das nächtliche Schlittschuhläuferfest, *) selbst die kalten Füße und das ungemüthliche Heimfahren abgerechnet, mag noch allenfalls passiren; doch auch dies haben wir s. Z. viel schöner gesehen, als noch der Hof an jenen Vergnügungen Theil nahm und gewissermaßen die Lojung dazu gab. Aber der Opernball . . . das; Gott erbarm'! Er war schon im vorigen Jahre so heruntergekommen, daß man anständiger Weise nicht einmal mehr in die Logen gehen konnte, und in diesem Jahr hat man sich dort schon Ohrfeigen nicht allein angeboten,

*) Die Zeitungen brachten später detaillirte Berichte darüber, so namentlich die ‚Liberté‘, die des Lobes und Aufhebens nicht genug hatte, obgleich wie immer mit einigen malitiösen Randbemerkungen versehen. Lampen-Quirlanden, in denen aber leider das Del gefroren war, elektrische Sonnen, die ebenfalls nicht recht leuchten wollten, ein Musik-Corps von der Garde, das auch lieber in die Hände (vor Kälte) als in seine Instrumente geblasen hätte u. s. w. Nur den Toiletten und Kostümen läßt das Girardin'sche Blatt volle Gerechtigkeit widerfahren und nennt auch eine Reihe vornehmer Damen, unter ihnen obenan die Fürstin Metternich, die Herzogin Morny und die Marquisin Gallifet. Zuletzt wäre es recht lustig und ungenirt hergegangen — „costumes retroussés, rubans chiffonnés, jambes indiscreètes“ u. s. w. Die obengenannten Damen mögen sich bei der ‚Liberté‘ für diese Details bedanken, die wir weniger als Stil- denn als Decenz-Muster citiren, schon weil die ‚Liberté‘ zu den anständigsten Pariser Blättern gehört. „Auf recht bald das nächste derartige Fest“, so schließt der Artikel, aber leider hatte sich schon an demselben Abend, wo er erschienen war, Thauwetter eingestellt.

sondern auch gegeben. Kein Wunder, da das tanzende Herren-Publicum (von den „Damen“ wollen wir gar nicht reden) aus denjenigen Schichten der Bevölkerung recrutirt wird, die, so ehrenhaft sie auch in ihrem Stande sein mögen, doch nach den allgemeinen Regeln der Etiquette nicht gerade als ballfähig betrachtet werden können, z. B. die Metzger- und Bäckergejellen, und das sind noch die anständigsten darunter. Mancher arme Teufel, der wegen der allgemeinen Geschäftslosigkeit als Schneider oder Schuster, Kellner oder Hausknecht keine Beschäftigung finden kann, meldet sich bei der Ball-Direction zum „Mittanzen“, und wenn er nur einigermaßen Manier hat, so wird er engagirt, erhält freies Entrée und fünf, auch wohl zehn Franken für die Nacht, zehn aber nur, wenn er vorher eine eclatante Cancanprobe abgelegt hat. Oft gibt man ihm noch ein altes Pierrot-Kostüm in den Kauf, so daß er seine eigenen vierzig Sous sparen kann, und im Saale selbst wird er von den Aufsehern streng überwacht, bekommt auch allenfalls einen Rippenstoß, damit er seine Schuldigkeit thue. Schweißtriefend und mit widrigem Lachen über dies Parforce-Vergnügen stellt er sich von Neuem in die Reihen

Erzählten doch noch kürzlich die Blätter eine jammervolle Geschichte von einem solchen Tänzer, dessen Frau am Morgen gestorben, der aber trotzdem nicht ausgieblieben war, um nicht seine zehn Franken zu verlieren, deren er für seine hungernden Kinder mehr als je bedurfte. Wenn sie nur mit der Vollendung des neuen Opern-Gebäudes nicht so unbegreiflich lange zögerten — an

Millionen fehlt es ihnen doch nicht, und an die bekannte kaiserliche Phrase von dem Hôtel-Dieu denkt auch kein Mensch mehr — dann wäre diese ganze Opernball-Misère vorbei; denn in das neue Gebäude wird man sie nicht hinüberschleppen. Das alte Opernhaus mit seinen schmutzigen Passagen und dunkeln Gängen, von denen manche wahren Diebeshöhlen gleichen, wird alsdann abgebrochen und rasirt werden, und ein heiterer Square mit Bäumen, Blumen und reiner Luft wird an seine Stelle treten. Auch die Opernbälle, lieber Leser, die freilich anders waren, als wir sie vor zehn Jahren besuchten und schilderten, gehören zu denjenigen Pariser Herrlichkeiten, deren Entbehrung wir wahrlich nicht bedauern würden, wenn unser Herzenswunsch, dereinst nach Deutschland zurückzuziedeln, je in Erfüllung gehen sollte.

Und mit den meisten Theatern ist es ähnlich; die vier großen dramatischen Volksbühnen von Paris liegen sehr danieder, und der wegen seiner „odeurs de Paris“ so arg verkehrte Beuillot hat doch im Grunde Recht, wenn er ausruft: „l'art théâtral en France est dans le marasme!“ Hat sich doch kaum die erste classische Bühne Frankreichs, das Théâtre Français, von jener unseligen Richtung frei halten können, obwohl die dortigen Tendenzstücke noch Gold sind gegen die Féeries des Châtelet. Nur das Théâtre Lyrique, und natürlich die große Oper mit ihrem alten Repertorium, bringen Gutes; die Opéra Comique hat nun auch mit dem Offenbach'schen Robinson den beliebten Weg der faden Albernheit eingeschlagen. Und doch sind auch hier wieder die

Offenbach'schen Buffonnerieen den Revuen vorzuziehen, mit denen uns die Bühnen zweiten und dritten Ranges alljährlich zur Neujaarszeit beglücken, d. h. heimsuchen. In diesem Jahre nun scheinen jene Revuen noch unglücklicher als gewöhnlich auszufallen. Diejenige wenigstens des Theaters an der Porte Saint-Martin hat gleich bei der ersten Vorstellung Gelegenheit zu einem grenzenlosen Scandal gegeben, der aber in mehr als einer Hinsicht sein Gutes haben dürfte, denn er hat die im Gebiete der Schauspielkunst so indolenten Pariser gewaltig aufgerüttelt. Ueber das Stück selbst, das den Titel „1867“ führt, brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren: es ist, wie die meisten seines Gleichen, ein kümmerliches Sammelsurium von Ereignissen, Geschichten und Anekdoten des verflossenen Jahres, ohne irgend welche dramatische Handlung, ohne Saft und Kraft, ohne Geist und Leben, so daß man sehr gut die Worte Platen's darauf anwenden könnte: . . . „Alles schier so lappenhaft geflickt, und eins an's andere nur so hingenäht, daß ich den Bühnenschneider für den wirklichen Verfasser halte.“*)

Ein großer Mißgriff dabei war gleich zu Anfang die Vorführung der Welt-Ausstellung, an welcher die Pariser sich in natura bis zum Ueberdruß satt gesehen, und eine noch größere Ungeschicklichkeit, eine wahre Ver-spottung alles Anstands- (wir sagen nicht einmal Sittlichkeits-) Gefühls waren die eingestreuten Couplets, die fadenscheinigen Tricots, die falschen Waden und die ganze

*) Romantischer Oedipus.

jammervolle Misère des dortigen weiblichen Bühnenpersonals. Dazu die Clique, die mit bekannter Frechheit jedes triviale Bonmot, jede zweideutige Anspielung beklatschte und bejubelte, und bei den unsaubersten Situationen ein lautes da capo rief — kurz, endlich wird es dem Publicum zu arg, und Zeichen der Mißbilligung lassen sich hören. Gleich ist aber auch ein Polizist da, der einen der Pfeifenden beim Kragen packt (in jedem Theater befinden sich stets ein paar Duzend Municipal-Gardisten, Polizisten und Gott weiß, was sonst noch für . isten). Der Gepackte leistet tapferen Widerstand (ein Capitalverbrechen: „résistance à la force publique“), Soldaten eilen hinzu und packen ihn nicht mehr am Kragen, sondern an der Gurgel (so wenigstens berichteten einstimmig alle Zeitungen) und schleppen den Delinquenten, der sogar Hut und Rockschuß im Stiche läßt, auf die Wache. Nun aber erhebt sich das Publicum wie Ein Mann . . . „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“, die Clique wird überschrien und handgreiflich zum Schweigen gebracht, der Vorhang muß fallen und es darf nicht weiter gespielt werden, bis der unglückliche Delinquent wieder da ist. Es hilft kein Parlamentiren . . . der Vorhang geht schüchtern auf, fällt aber sofort angstvoll wieder herab bei einem Gebrüll von mehr als 2000 Personen; der Regisseur erscheint, aber man läßt ihn nicht zu Worte kommen; der Polizei-Commissar desgleichen, aber man empfängt ihn mit Pfeifen und Geheul . . . entsetzlich! Die tricolore Schärpe wird nicht mehr respectirt: man will den Delinquenten, und

solte man das ganze Gebäude (lieber Gott, im Grunde wär's kein so großes Unglück gewesen) über den Haufen werfen und sich wie Simson unter den Trümmern begraben. Eine vollständige Revolution! Mag, „der natürlich dabei war“, und von dem ich all' diese Details habe, versicherte mir, es sei wahrhaft köstlich gewesen, er habe sich königlich amüsirt. Endlich mußten die Häfcher nachgeben: der Unglückliche, der aber nun aus einem Martyrer zum Triumphator geworden war, erschien und nahm unter einem formidabeln Applaus wieder seinen Platz ein. Jetzt konnte das leidige Stück doch wenigstens zu Ende gespielt werden, und Térésa, die Wiederauferstandene, versuchte, die streitenden Parteien durch ein paar neue Lieder von der aller schönsten Sorte zu verföhnen. Aber selbst die einst so gefeierte Diva errang nur einen sehr mittelmäßigen Erfolg, und man ging schimpfend und grollend nach Hause, aber fester denn je entschlossen, auf dem guten Recht des Auspfeifens energisch zu bestehen. Gott geb' es!

Wann endlich (dies ist für jeden gebildeten, anständigen Theaterbesucher die Moral von der Geschichte) werden wir von der elenden, verächtlichen Claque und ihrer brutalen Tyrannei befreit werden? Die schlechten Stücke, die sich eben nur durch diese bezahlten Beifallskrufer halten, die man ähnlich wie die Tänzer der Opernbälle recrutirt, würden alsdann von selbst fallen. Quousque tandem?! Hoffen wir, bald. — Auch dieser Wunsch ist einer von den vielen, mit denen wir das neue Jahr beginnen. Möchte er bald in Erfüllung gehen!

III.

Ein Wort über die Pariser Kamine und ein Kaminabenteuer
in Pau. — Das Demolitionsholz und der Marschall Soult. —
Das Chauwetter und die Erlösung. — Eine wichtige Anmerkung.

Der Lenz hat keine Nacht: ein Schimmern
Der Sonne bleibt am Himmelsfaum;
Das Mondenlicht, das Sternensimmern
Schmückt hell die Welt zum Märchentraum.

Die Lüfte säufeln in den Zweigen
Ein Wiegenlied der Kindesruh,
Die thaugefüllten Blumen neigen
Ihr Haupt einander lächelnd zu.

Und wer vom Nachtigallgeföte
Aus seinem kurzen Schlaf erwacht,
Weiß nicht, ob ihm noch Abendröthe,
Ob ihm schon Morgenglänzen lacht.

„Verse? Und noch dazu ein Frühlingslied?“ ruft
vielleicht mancher ernstere aber mehr prosaische Leser.
„Und das bei zehn bis zwölf Grad Kälte!“ Ach, Du
lieber Gott, eben deswegen.

Wir saßen am Kamin, dessen weißer, blankpolirter
Marmor und reiche Bronze-Garnitur sich sehr brillant
ausnahmen, und in dessen hohem Spiegel die Pendüle
mit ihren Candelabern noch ein Mal zu sehen war.
Auch der sogenannte „gardefeu“ fehlte nicht, ein elegan-
tes Feuergatter, ebenfalls „von Gold“, das sich wie ein
Pfauenschweif ausspannt, um die Hitze zu mindern. Die
Hitze! Wenn sie nur wärmen und heizen wollten, diese
unglücklichen Kamine, so könnte man sich Marmor, Spie-

gel und Gold schon gefallen lassen und als Alotria mit in den Kauf nehmen; aber diese allein, ob sie auch noch so schön sind, genügen leider nicht, uns gegen die Kälte zu schützen. Wenn indeß die Nordländer über die mangelhaften Heizapparate klagen, so lachen die Pariser (sie lachen freilich stets, wenn man über etwas klagt) und sagen: „Sie sind ja aus der kalten Zone, wo es noch weit stärker friert, als bei uns; Sie sollten also doch an die Kälte gewöhnt sein.“ Ganz recht, d. h. nach französischer Logik; aber die superklugen Leute bedenken nicht, daß wir Bewohner der „kalten Zone“ (als wenn wir nicht weit vom Polarkreise wohnten!) uns gegen unsere fünfzehn und zwanzig Grad Kälte zehn Mal besser zu schützen wissen, als wir es hier in Paris vermögen, so wie unglücklicher Weise das Thermometer nur ein paar Grad unter Null fällt.

Im südlichen Frankreich, wo ein „noch milderes“ Klima herrscht, ist es vollends zum Verzweifeln, wenn es dort kalt wird. Ich vergesse nie eine erschütternde Scene in Pau, der prächtigen Hauptstadt der Pyrenäen. An einem Januarmorgen hatten wir wirklich zwei Grad Kälte und bereifte Dächer. Ich betrachte meinen Kamin, der mit Garnitur, Spiegel u. s. w. recht hübsch aussieht, und bekomme den unschuldigen Gedanken, daß ein kleines Feuer wohl nicht zu verachten wäre. Gewöhnt, mich selbst zu bedienen, was namentlich im südlichen Frankreich sehr zu empfehlen ist, gehe ich über den Corridor in die nahe Küche und hole mir den nöthigen Holzbedarf; es gelingt mir auch, die paar Scheite anzuzünden.

Aber sofort entsteht ein entsetzlicher Rauch und eine Minute später ein ebenso entsetzlicher Lärm. Mehrere Leute stürzen in mein Zimmer, der Wirth voran. „Herrrr!! (spr. Mofsiöh!!) um Gotteswillen, was machen Sie da? Wollen Sie das Haus in Brand stecken?“ — „Was ich mache, das sehen Sie: ein kleines Feuer in meinem Kamin, denn mich friert. Es will aber nicht brennen, wie es scheint.“ — „Das glaub' ich gern! Du meine Güte, der Kamin ist ja auch nicht zum Heizen!“ Damit griff er hastig nach der Wasser-Caraffe und schüttete ihren Inhalt auf die zwei unglücklichen Stücke Holz, um die „Feuersbrunst“ zu löschen. „Der Kamin ist nicht zum Heizen?“ fragte ich erstaunt, „wozu ist er denn sonst da?“ — „Wozu er da ist? Mon dieu, das sehen Sie ja; um die Pendüle und die Gandelaber darauf zu stellen, wie es in jedem feinen Zimmer sein muß.“ Ich schaute genauer hin und sah wirklich, daß es nur eine Holzverkleidung in Kaminform war; auch der schöne Marmor war nichts als eine elende ölfarbene Lüge. Draußen hörte ich noch den Wirth schelten: „Diese Deutschen sind wirklich oft eben so verrückt wie die Engländer. Wenn es hier ein bißchen frisch wird, so stellen sie sich an, als wollten sie erfrieren, und bei sich daheim haben sie sechs Monate lang Schnee und Eis.“ Also in Pau dieselbe Logik wie in Paris. Böse konnte ich freilich nicht werden, denn als ich zum Hause hinausstrat, lag die wundervolle Pyrenäenkette dunkelblau und silbern vor mir, und ich machte es wie die Bazzaroni in Neapel: ich stellte mich in die Sonne. Mittags an der Table-d'Hôte

fragte mich mein Nachbar, ein Vaske, ob es wahr sei, daß ich am Morgen in meinem Kamin Feuer angezündet hätte, und die übrigen Gäste lachten. Aber auch da konnte ich nicht böse werden; denn zu jedem Couvert gehörte ein Viter Jurançon — der köstliche Burgunder des Südens — und wer seinen Viter nicht austrank, war verfehmt.

Ganz so schlimm ist es nun freilich nicht mit dem hiesigen Kaminfeuer; aber viel besser auch nicht, wenigstens in gar manchen Häusern. So lange es bei dem gewöhnlichen Pariser Winter bleibt, der mehr feucht als kalt ist, läßt sich das kleine Ungemach eines schlecht geheizten Zimmers leicht ertragen. Man steht von Zeit zu Zeit von seinem Schreibtische auf, tritt an den Kamin, wärmt sich Hände und Füße und setzt sich dann wieder hin, um nach einer Viertelstunde dasselbe Manöver zu wiederholen. Aber wenn es wirklich kalt wird, wie in diesem Jahre, — dann wehe! Wer freilich ein russischer Fürst ist, oder auch nur ein simpler Privatmann, der aber wenigstens 4000 Franken Miethen zahlen kann, braucht nicht in jenen Weheruf mit einzustimmen. In allen neuen Häusern befindet sich nämlich im Keller ein sogenannter Calorifère, der das ganze Gebäude gleichmäßig erwärmt, wobei alsdann die Kaminheizung in den einzelnen Zimmern vollständig genügt; aber wen das Geschick zu einer bescheidenern Miethen ohne Calorifère bestimmt hat, der mag sehen, wie er fertig, d. h. wie er warm wird.

Der echte Pariser findet sich übrigens mit Resignation

in diesen Uebelstand; auch ist er von Natur heißblütig, und es muß wirklich Eis frieren, bevor er z. B. seinen Platz draußen vor den Caffeehäusern der Boulevards aufgibt und sich hinein setzt. Wer jedoch an bessere Tage gewöhnt war, nämlich an norddeutsche Oefen, der dachte vom 1. bis zum 12. Januar d. J., wo Chevalier's Universal-Thermometer am Pont-Neuf bis 13 Grad unter Null anzeigte, mit doppelter Sehnsucht an die Heimath und überfchaute dabei kopfschüttelnd seinen immer kleiner werdenden Holzvorrath. Und doch sollte derselbe, als er zu Anfang December von zwei halbbetrunkenen Arbeitern angefahren und aufgestapelt wurde, nach ihrer eigenen Versicherung mindestens für zwei Winter ausreichen. Nun aber ist er in zwei Monaten drauf gegangen. Dabei war es noch gar das Holz des Marschalls Soult!

Diese letzte Bemerkung, die meinen bescheidenen Kamin mit einer der größten, wenn auch nicht gerade reinsten Illustrationen des ersten Kaiserreiches in Verbindung bringt, verlangt zwei erklärende Worte.

Alle Welt brennt hier nämlich sogenanntes Demolitions-Holz, das in den letzten zehn Jahren zu einem bedeutenden Handelsartikel geworden ist. Einzelne Speculanten kaufen alles Balkenwerk der niedergerissenen Häuser massenhaft auf, lassen dasselbe zu Brennholz herrichten und etabliren sich mit ihrem Bureau auf dem Terrain selbst. Es heißt freilich bei diesem Geschäft wie auf den Pferdemarkten: Augen für Geld; denn es läuft viel Schwindel in Form von wurmstichigen oder halb-

vermoderten Balken mit unter. Aber wenn man sich ein Paar Arbeiter durch ein Trinkgeld und einige „petits verres“ (mit diesem zierlichen Ausdruck bezeichnet der Franzose das deutsche Kernwort Schnaps) geneigt macht, so kann man ganz vortheilhaft einkaufen. Der neue Boulevard Saint-Germain auf dem linken Seine-Ufer, der eine Haufmann'sche gerade Linie unerbittlich durch das Adelsviertel zieht, hat mehrere prächtige Privat-Hôtels rasirt, einzelne fast neue Gebäude und unter ihnen das Hôtel Soult. „Sie begreifen, Monsieur,“ sagte mir der Holzhändler mit wichtiger Miene, „daß, wenn ein Mann wie Soult, der über zwölf Millionen hinterlassen hat, sich ein Haus baute, er nur das beste Material dazu nehmen konnte; die Balken sind so gut wie neu, sehen Sie nur den Sägenschnitt: die schönsten Eichen von Fontainebleau sind nichts dagegen.“ Aber selbst herzogliches Holz verbrennt wie jedes andere; ist doch der Herzog selbst (Soult war Duc de Dalmatie) längst Staub geworden. Soult's Leichenbegängniß (im November 1851) war die erste derartige Feier, welche ich hier in Paris sah, und der dabei entfaltete großartige, aber theatralesche Pomp kam mir damals überaus seltsam vor. Später habe ich mich freilich auch daran, wie an so manches Andere gewöhnt.

Unter derartigen Gesprächen schoben wir mit Wehmuth, die indeß weniger dem verstorbenen Marschall, als einem neuen Holzankauf galt, den letzten Soult'schen Klotz in's Kamin, aber der kleine Karl aus Düsseldorf rief lachend: „Was klagen Sie? An Demolitions-Holz

wird es schon nicht fehlen, und sollte der Winter auch das ganze Jahr dauern!" Der kleine Karl macht oft sehr staatsgefährliche Bemerkungen. Das war am 11. Januar. Noch immer wehte der eisige Nordost und drang trotz aller vorgehängelten Luchanten unhöflich durch die Fensterritzen, — schlecht schließende Fenster bilden nämlich in Paris gewöhnlich das Seitenstück zu den schlecht heizenden Kaminen — und eigensinnig wie ein verzogenes Kind zeigte die kleine rothe Weingeistfäule draußen an der Hausmauer beständig zehn Minus-Grade. Die Winterfreuden hatten wir in unserem letzten Capitel geschildert, jetzt machten sich die Winterleiden geltend, und diese in weit höherem Grade als jene.

In so unwirthlicher Stunde (der Soult'sche Kloß wärmte trotz seiner vortrefflichen Qualität doch nur im nächsten Umkreise des Kamins) kommt der tröstliche Gedanke an den Frühling fast unwillkürlich, und als gar Einer unter uns an den Platen'schen „Winterseufzer“ erinnerte:

„Der Wind ist scharf, o wär' er lau!
Es schimmert der Schnee, o wär' es Thau!
O wäre die Erde grün!“

da recitirte ich die obigen Verse, und sende sie zugleich meinen Leserinnen als einen, freilich sehr verfrühten, Benzgruß hinüber, etwa wie ein Schneeglöckchen oder Veilchen, das sich unvorsichtig vor der Zeit hinausgewagt hat.

Bekanntlich ist aber, wenn die Noth am größten, auch immer die Hülfe am nächsten. Der mehrerwähnte Kloß war

noch nicht ganz zu Asche geworden, als der Wind sich plötzlich drehte und nicht mehr von der Nordsee, sondern, wie im „Lied vom braven Mann“, vom Mittagsmeer kam. Die Erlösungstunde hatte geschlagen und zwar in der Sonntagsfrühe des 12. Wie vergnügt wohl die zweimalhunderttausend halb erfrorenen Armen der reichen prächtigen Weltstadt diesen Tag des Herrn begrüßt haben mögen! Nur der Schlittschuhläufer-Club stand bei dem Bürger'schen Thauwinde gebeugt und rathlos; er hatte für den Abend ein neues großes Fest im Bois de Boulogne angefangt, und manche schöne Dame vom Eis-Sport betrachtete traurig ihre rothen Stiefelchen, deren silberne Schneide (nach der Vicomtesse de Renneville der höchste „chic“) nun wie das Schwert eines verstümmelten Kriegers ungenutzt verrosten konnte, — denn alles wurde zu Wasser. Viele gaben freilich nicht sogleich alle Hoffnung auf, denn nach dem ersten Eisfest vor acht Tagen im vorigen Capitel war ja auch momentan Thauwetter eingetreten*); aber dies Mal war es ganz anders. Das

*) Bei dieser Gelegenheit ein Wort über den ersten diesjährigen Tuilerienball, wo die wichtige Puderfrage denn endlich gelöst worden ist, und zwar negativ, denn J. M. trug ihr bekanntes schönes blondes Haar wie immer: ohne Puder. Ein durchaus glaubwürdiger dienstbarer Geist hat mir sogar die Toilette der Kaiserin an jenem ersten Ball-Abend auf das Genaueste geschildert: eine weiße Spitzen-Lüllrobe mit silbernen Sternen durchwirkt, der ganze untere Theil und die Schleppe mit weißen und gelben Atlasstreifen à la grecque besetzt, vor der Brust ein großes Rosen-Bouquet in Brillanten, an der linken Seite einen Ordens-

oben erwähnte verzogene Kind hatte über Nacht einen Sprung von fünfzehn Graden gethan und stand jetzt auf 5 über Null. Der Schmutz auf den Straßen erreichte freilich in den darauf folgenden Tagen nie dagewesene Proportionen, in den tiefer gelegenen Stadttheilen wurde die Anhäufung der aufgethauten Schneemassen geradezu gefährlich; aber Hr. Hausmann schickte seine Schaufel- und Besen-bewaffneten Cohorten: Männer, Frauen und Kinder, darunter, wie der Leser weiß, viel deutsche Landsleute, zumal Luxemburg, welches das Haupt-Contingent liefert, doch immer mehr deutsch als französisch ist. Wir erfuhren aber bei dieser Gelegenheit eine interessante statistische Notiz, und zwar in Form eines „Communiqué“, welches die Préfectur an die „Liberté“ richtete. Seitdem man nämlich den Modus der Verwarnungen („avertissements“) aufgegeben hat, regnet es „Communiqués“ in fast allen Zeitungen, sobald sich dieselben irgendwie eine

stern aus vielfarbigen Edelsteinen an einem breiten blauen Bande; dazu das berühmte Collier mit dem „Regenten“ und in dem — ich sage es gern noch ein Mal — ungepuderten Haar ein franzartiges Diadem von goldenen Trauben mit Smaragdblättern und Diamant-Thautropfen. Das ist doch gewiß detaillirt und dabei so zuverlässig wie ein Commissions-Rapport aus der Kammer. Der Ball selbst war übrigens nicht sehr animirt; die Majestäten erschienen erst gegen 10 Uhr und zogen sich bald nach 11 schon wieder zurück. Der Kaiser, ungepu . . . — ich kann noch immer den Puder nicht vergessen — ungewöhnlich freundlich, wollte ich sagen, unterhielt sich lange mit dem Marschall Canrobert, und erwiderte den Gruß des Marschalls Bazaine nur leicht und obenhin, ohne ihn anzureden, was man sehr bemerkt haben will.

allzu eingehende Kritik der Regierungs- oder Verwaltungsmaßregeln erlauben. Zu den am reichsten mit diesen Zurechtweisungen bedachten Blättern gehört natürlich die 'Liberté'. Dieselbe hatte während des Schneefalls und der starken Kälte laut über die Unzulänglichkeit der Straßenreinigung geklagt, und sich gewundert, daß die Municipalität, „die doch über so große Geldmittel zu gebieten habe“, nicht schnell genug für die Fortschaffung der Schnee- und Eismassen forge. Nun lesen wir die folgende Antwort in dem betreffenden „Communiqué“: „Die Schnee- und Eismassen hatten am 10. eine durchschnittliche Höhe von fünfzehn Centimetres erreicht, was, auf die ganze Oberfläche der Stadt Paris vertheilt, gegen anderthalb Millionen Kubikmeter ausmacht. Um dieses Quantum nun in etwa sechs Tagen fortzuschaffen, hätte man über 16,000 zwei- und dreispännige große Schuttarren nöthig gehabt, mit einem Personal von wenigstens 130,000 Mann, was im Ganzen täglich ungefähr eine Million gekostet haben würde. So viel Karren, Pferde und disponibele Arbeiter würden aber im gesammten Seine-Departement nicht aufzutreiben gewesen sein, von der praktischen Unmöglichkeit der Ausführung eines solchen Vorhabens ganz abgesehen. Die Préfectur hat es deshalb vorgezogen, sich auf die allernothwendigste Arbeit ihrer 2000 Straßenfeger zu beschränken und das Weitere dem Thauwetter zu überlassen.“

Wir müssen hier dem Baron Haußmann vollkommen Recht geben; man nennt ihn allerdings den Stadtkaiser, wie Rouher den Vizekaiser; aber der Eine wie der

Andere ist nicht allmächtig. Ist es doch der Kaiser selbst nicht, und das aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch als solcher den gewaltigen Naturkräften gegenüber ewig ein schwaches, hilfloses Geschöpf bleibt. Der Allmächtige winkt und der Boreas weht; der Eisglast des Nordens richtet sich drohend und schrecklich auf, er sendet seinen kalten Gruß unerbittlich über Städte und Länder und läßt die Schneewolken herabfallen als ein weißes Leichentuch. Alles erstarrt wie im Tode, und jedes lebende Geschöpf zittert angstvoll vor der nahen Vernichtung. Aber der Mensch muß es tragen; sein Kampf dagegen ist wie das Spiel eines Kindes und er steht rathlos und möchte verzweifeln. Doch siehe, plötzlich dreht sich die kleine Wetterfahne drüben auf dem Dache, und der Rauch der Schornsteine zieht nicht mehr zur Rechten, sondern zur Linken. Auch das ist der Hauch des Allmächtigen; aber es ist der milde Südwind, der Leben bringt und Erlösung. Und wieder steht der Mensch unthätig und wie ein müßiger Zuschauer; denn was er mit hunderttausend Brüdern und mit vielen Millionen an Gold nicht auf einer Handbreit Erde vollbringen konnte, das thut jetzt ein höherer Wille, groß und allgewaltig und über halb Europa in einer einzigen Nacht. Vor einem solchen „Abtiffement“ oder „Communiqué“ von Oben neigt sich selbst der Pariser Stadtkaiser; er thut es übrigens gern, denn das Thauwetter, das ihn zum Geständniß seiner Ohnmacht zwang, hat ihn von schlimmer Noth befreit. Fast möchte man zum Nutzen der buchstabirenden Jugend einen Fabelreim darauf

machen; der Reim an sich wäre freilich etwas hart, aber ich hätte dafür die Genugthuung, mein heutiges Capitel mit Versen begonnen und beschlossen zu haben:

Der Kaufmann ist ein großer Herr;
Der Herrgott aber kann noch mehr.

IV.

Vater und Tochter oder Droschkutscher und Marquise.

„Das physische Elend ist groß in Paris,
aber das moralische ist noch viel größer.“

l. Beuillot (Odeurs de Paris).

An scandaldösen Processen hat es von jeher in Paris nicht gefehlt; aber ich weiß gar wohl, daß man sich durch Erzählung derselben bei einem anständigen Lese-publicum keinen großen Dank verdient. Wenn ich trotzdem heute eine Ausnahme mache, so liegt der Grund davon zunächst in dem Umstande, daß der in Rede stehende Proceß eine zu große und außergewöhnliche Sensation gemacht hat, um denselben von meiner Seite, als guter chroniqueur des Pariser Lebens, mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, und dann auch darin, daß er uns, mehr als irgend ein anderer, ein frappantes Spiegelbild der hiesigen socialen Zustände, namentlich der höhern Gesellschaftsschichten, liefert. Daß diese, zur richtigen Beurtheilung unserer Zeit so wichtige Seite leider die Schattenseite ausmacht, ist freilich nicht meine Schuld.

Der Numismatiker betrachtet bekanntlich auch nicht allein die Vorderseite der Medaille, den „Avers“, sondern auch die Rehrseite, den „Revers“, und erst nach beiden bestimmt er den eigentlichen „Typus“. Oft ist sogar die Rehrseite wegen ihrer Inschriften, Jahreszahlen und Devisen weit wichtiger, als die andere, wenn sie nur ein bloßes Portrait enthält, was vorzüglich von den kostbarsten Münzen, den „redenden“, gilt. Diese gelehrte Notiz, die ich indeß einfach dem Leizmann verdanke, möge dies Capitel motiviren und entschuldigen.

* * *

Vor ungefähr zehn Jahren machte hier in Paris eine gewisse Madame de la Bruyère großes Aufsehen. Wenn man dies von einer Pariserin sagt, so gehört sie unter zehn Fällen neun Mal der demi-monde an; denn das Schiller'sche Wort, welches die beste Frau dadurch bezeichnet, daß kein Mensch von ihr spricht, paßt vielleicht nirgends besser als für Paris. Eine Frau aber, wie Madame de la Bruyère, die zu dem ehrbaren Titel Madamede, dem sie sogar fest ein Adelsprädicat anhängte, gekommen war wie ein vornehmer Industrie-Ritter zu seinen Orden, eine solche Frau wünscht gerade, daß alle Welt sie bemerke und von ihr spreche: je mehr Aufsehen und Gerede, um so besser. Was hat z. B. die Rigolboche, Anne Delion, Finette und wie jene armseligen Creaturen alle hießen und heißen, so „bedeutend“ und so „berühmt“ gemacht, als daß eben jeder Flaneur bis zum letzten Gamin sie kannte und auch grüßte, wenn sie

in ihrem „Salattorbe“ über die Boulevards fuhren, vor dem Café Riche, oder dem Café Anglais anhielten, sich von ihrem gepuderten Groom ein Glas Absinth holen ließen, während ihre abenteuerliche Carriole sofort von einem Duzend Gandins umlagert wurde, alsdann ungenirt wie ein Corporal das herz- und magenstärkende Gesöff (Pardon für den unfeinen Ausdruck, aber der Herrgott möge jeden Christenmenschen vor dem Absinth in Gnaden behüten!) hinuntergegossen und endlich mit Peitschentnall und Gelächter weiter kutschirten?

Ähnlich trieb es die la Bruyère, aber auch wieder nicht ähnlich; denn wenn die meisten jener Weiber wie Irrlichter eine kurze Zeit lang flackern und eine zweideutige Helle verbreiten, um alsdann in dem Sumpfe, der sie erzeugte, wieder zu verschwinden, so war sie haushälterisch, hielt ihr Sündengeld hübsch zusammen und brachte ihr Schäfchen sorgfältig in's Trockene. Dies „Schäfchen“ belief sich nach einem zwölfjährigen galanten Leben auf ca. anderthalb Millionen Franken, sowohl in gut angelegten Capitalien, als auch in einem reichen Hausrath, in Juwelen u. s. w. Nun dachte sie daran, sich in's Privatleben zurückzuziehen, und dazu gehörte vor allem, „ehrbar“ unter die Haube zu gelangen. Der Leser lächelt und nennt das einfach eine Absurdität. Das ist es auch und sogar mehr als das, nur mit dem Unterscheide, daß hier zu Lande eine solche Absurdität sehr gut möglich und nicht einmal eine große Seltenheit ist. Die zweite Hauptfigur zu einer solchen unwürdigen Komödie findet sich nämlich leicht. Wie oft ist es schon

vorgetommen, daß ein bis auf den Grund ruinirter Graf oder Marquis, dem schließlich der kleinste Garfoch kein Frühstück mehr creditiren wollte, sein Allerletztes verkauft, was ihm noch geblieben ist, nämlich seinen vornehmen Namen, und zwar an irgend eine reich gewordene Courtisane, die dadurch zur Gräfin oder Marquise wird und mit dem Wappenschild des saubern Herrn Gemahls ihre eigene nicht minder saubere Vergangenheit zudeckt. Welch' eine Ehe! möchte man unwillkürlich ausrufen, und Welch' ein Gatten- und Familien-Verhältniß bei solchen Antecedentien!

Die la Bruyère fand auch bald den gewünschten Strohhalm, und zwar in der Person des Marquis de Monbreuil aus dem edeln Hause de Guerry-Beauregard-d'Orvault. Seine Vorfahren besaßen alle jene Herrschaften, von denen ihm freilich nichts als der nackte Titel übrig geblieben war; und in der Bretagne kennt man das alte Geschlecht sehr gut, nennt aber dort in der guten Gesellschaft den letzten Abkömmling desselben nur mit einem mitleidigen Achselzucken. Der Marquis war schon zweiundachtzig Jahre alt, die Marquise gab für sich dreiunddreißig an; das Mißverhältniß war also auch in dieser Beziehung ein fast unerhörtes. Sie reisten deshalb, um denn doch in Paris selbst den Scandal einer solchen Trauung zu vermeiden (Anderer behaupten, auf höhere Weisung), nach Luxemburg, dem Geburtsorte der Braut, und ließen sich dort (im November 1866) trauen. Alsdann kehrten sie nach Paris zurück, wo die Marquise eine elegante Bel-Étage in der Rue Royale zu

12,000 Frs. jährlich mietete, sich einrichtete mit Dienerschaft, Wagen und Pferden und dem ganzen übrigen Luxus eines vornehmen Hauses, ihre Salons öffnete und „empfang“, wie man das hier nennt. Es läßt sich leicht denken, was alles für Leute diese neu gebackene Marquise, denn das war sie wirklich geworden, bei sich sah; respectable Personen jedenfalls nicht. Aber die sogenannten höhern gesellschaftlichen Regionen von Paris wimmeln von zahlreichem zweideutigen Gesindel, das für ein gutes Diner oder Souper auch noch einer solchen Edeldame bereitwillig den Hof macht. In der Regel zählt dann, wenn die Gäste fortgegangen sind, die Frau vom Hause mit ihren Lakaien das Silberzeug, ob noch alles complet ist, oder ob nicht etwa der oder die Eine oder Andere einen Theelöffel oder sonst etwas eingesteckt hat. All' dergleichen ist schon dagewesen.

Hätte nun die Geschichte bei dem eben Mitgetheilten ihr Bewenden gehabt, so wäre sie kaum der Rede werth gewesen und in dem lauten und bunten Treiben der Weltstadt, wie so manche ähnliche, schnell vergessen worden; aber auf ein Mal erscheinen die Eltern der Marquise vor Gericht mit einer Alimentationsklage; die Tagespresse bemächtigt sich der Angelegenheit, servirt sie als einen wahren Sonntagsbraten ihren Lesern — und der öffentliche Scandal ist in vollem Gange. Bald wird die Geschichte verwickelter, die entsetzlichsten Dinge kommen dabei zur Sprache, sogar Assisen-Verhandlungen stehen in Aussicht, kurz, die *chronique scandaleuse* ist auf acht, vierzehn Tage vollauf versorgt, und die Hauptblätter,

wie der ‚Figaro‘, das ‚Petit Journal‘ u. s. w. ziehen ein paar tausend Exemplare mehr ab, um die Neugier der Leselustigen zu befriedigen. Es hielt übrigens gleich von Anfang an schwer, aus den vielen widersprechenden Berichten die Wahrheit herauszufinden; der beste Weg blieb der, den auch ich für meine heutige Mittheilung eingeschlagen habe: nämlich uns an die gerichtlichen Verhandlungen und an die Darlegungen der beiderseitigen Advocaten zu halten. Wenn wir die unvermeidliche Parteisärbung abziehen, so dürften wir wohl das Richtige treffen, zumal wir nur die Thatsachen berücksichtigen.

Vor mehr als dreißig Jahren zogen die Eheleute Schuhmacher mit ihren zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, nach Paris. Sie waren nicht ganz mittellos, der Vater kaufte einen Fiaker und zwei Pferde und wurde Droschkentutscher. Die Mutter besorgte den Hausstand und die Erziehung der Kinder. Was bei der letztern herausgekommen, hat die Folgezeit gezeigt: die Tochter ist eben die frühere Madame de la Bruyère und jetzt die bewußte Marquise, und der Sohn ist vor einigen Tagen als Fälscher und Mörder zu zwanzigjähriger Bagnostrafe verurtheilt. Doch davon später; hören wir nur erst weiter. Die Eltern sind nach und nach alt geworden und mehr oder weniger arbeitsunfähig. Der Vater hat außerdem zwei Mal das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen und ist im Hospital schlecht curirt worden, das Fiakergeschäft geht auch nicht besonders, kurz, die beiden Eheleute befinden sich in Nahrungsorgen, die mit dem zunehmenden Alter immer bedrohlicher werden.

Ihre Tochter ist unterdessen die Marquise von Monbreuil geworden und lebt im Ueberfluß des Reichthums. Natürlich haben die Eltern sich in ihrer Noth an die reiche Tochter um Unterstützung gewendet, sind aber abgewiesen worden; sie rufen daher die Justiz an, ihnen Recht zu schaffen. Der Reichthum der Tochter, die noch dazu keine Kinder hat, ist notorisch. In dem Ehe-Contract heißt es ausdrücklich, daß sie ihrem Gemahl, dem Marquis, ein Capital-Vermögen von mehr als einer Million zubringt. Der Werth ihres Mobiliars, ihrer Wagen, Weine, Juwelen und Kleider beträgt außerdem gegen 400,000 Franken. Den Ursprung dieses Reichthums kennen wir bereits; im Proceße handelt es sich nur darum, denselben zu constatiren.

Zur richtigen Würdigung der Sache und der Personen ist aber durchaus eine kurze Charakteristik des Gemahls der Katharina Schuhmacher nöthig. Derselbe ist wirklich der letzte Sprößling der altadeligen Familie Monbreuil-d'Orvault u. s. w. Seine Lebensgeschichte ist die abenteuerlichste und seltsamste, die sich denken läßt. Seine Eltern, Großeltern und sämtlichen Verwandten, im Ganzen 22 Personen, waren als Opfer der Revolution auf dem Schaffot gestorben. Unter dem ersten Kaiserreich wurde der Marquis Soldat, zeichnete sich aus, avancirte zum Compagnie-Chef und wurde Ritter der Ehrenlegion. Beim Einzuge der Allirten schlug er sich indeß sofort zur Partei der Bourbonen, und soll sogar sein Ordenskreuz an den Schweif seines Pferdes gebunden haben und so durch die Straßen von Paris geritten

sein. Auch gehört er zu denen, welche in jenen Tagen auf die Vendôme-Säule stiegen, einen Strick um die Bildsäule des Kaisers legten und sie herabbriffen. *) Talleyrand beauftragte ihn dann mit einer sehr delicaten Mission, nämlich die Abreise der Königin von Westfalen zu überwachen, die sich in's Ausland flüchtete. Der Marquis arretirte sie im Walde von Fontainebleau und bemächtigte sich ihres Gepäcks, in welchem sich 80,000 Frs. in Gold befanden, viele Diamanten u. s. w. Talleyrand leugnete später diesen Auftrag; auch hat man nie erfahren, was eigentlich aus den confiscirten Geldern und Juwelen geworden ist; aber der Marquis wurde seinerseits arretirt und zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. Der ganze Sachverhalt dieses Abenteurers ist indeß nie aufgeklärt worden. Der Marquis fand Gelegenheit, zu entweichen und ging nach England, kam aber im Jahre 1827 zurück, um sich an Talleyrand zu rächen. Die Gelegenheit fand sich bald. In der Kathedrale von Saint-Denis wurde das feierliche Jahres-Gedächtniß für Ludwig XVI. gehalten. Der König war mit dem ganzen Hofe gegenwärtig. Plötzlich geht ein Herr auf Talleyrand los und gibt ihm eine solche Ohrfeige, daß der Minister fast zu Boden fällt. Jener Herr war der Marquis

*) Er war indeß nicht der Einzige, der solche heroische Demonstrationen gegen den besiegten Napoleon unternahm. Wie die vornehmen Pariser Damen zu den Kosaken auf's Pferd stiegen und ihnen zutranken, so wetteiferten gar viele frühere Bonapartisten mit einander, ihren Haß gegen den „Tyranen“ so eclatant wie möglich zu zeigen.

de Monbreuil. Er wurde auf's neue in's Gefängniß geworfen, aus welchem die Juli-Revolution ihn erlöste. Später verschwand er völlig, und in der Didot'schen Universal-Biographie wird sogar das Jahr 1856 als sein Todesjahr bezeichnet. Zehn Jahre später taucht er aber als ein achtzigjähriger Greis noch einmal auf, und zwar als Gemahl der berühmten Katharina Schumacher. Wer noch etwa einen Zweifel in Bezug auf den Charakter und die Gesinnung des Marquis haben konnte, dem wurde derselbe durch diese Heirath vollständig genommen.*) Man sagt sogar, daß der hohe Adel des Faubourg Saint-Germain, der sich, was sehr begreiflich ist, seines Standesgenossen unfählich schämte, eine Petition deshalb an den Kaiser gerichtet habe, die aber erfolglos geblieben ist. Ueberhaupt ist das Ver-

*) Für Den aber, der selbst dadurch noch nicht genügend erbaut sein sollte, machen wir die folgende charakteristische Notiz: „Die Marquise hatte zur Zeit ihres „Glanzes“ in der demimonde ihre Verehrer sehr geschickt auszubuten gewußt und sich von gar manchem derselben, außer den Geschenken, einen kleinen oder großen Wechsel für die Zukunft (namentlich von den Mino-rennen) ausstellen lassen. Auch diese Wechsel, im Betrage von über 150,000 Franken, stehen mit in ihrem Heirathsgut verzeichnet. Der Marquis hatte nun später nichts Eiligeres zu thun, als diese Wechsel zu Geld zu machen. Einige wurden, zur Vermeidung des öffentlichen Scandals, von den Eltern bezahlt, bei andern wurde der Marquis (horribile dictu!) klagbar. Die Gerichte indeß, denen eine solche Effronterie doch zu stark war, wiesen ihn ab, und noch dazu in einem Bescheid, den der Kläger gewiß nicht an den Spiegel des großen Salons seiner Frau Gemahlin gesteckt hat.

hältniß des Marquis zu dem jezigen Hofe ein eigenthümliches und gewissermaßen mysteriöses. So soll er aus den sogenannten fonds secrets der Civilliste eine jährliche Pension von 2500 Frs. beziehen, und kein Mensch kann sich erklären, weshalb und wofür. „Doch nicht für das damals in Roth geschleifte Ehrenkreuz?“ fragt ironisch die ‚Liberté‘, und hat nicht einmal ein Communiqué dafür erhalten.

Was die Marquise betrifft, so hat auch sie ein Recht auf das *audiatur et altera pars*. Wie uns ihr Advocat erzählt, soll ihr eigener Vater sie im fünfzehnten Jahre geradezu aus dem Hause gewiesen haben mit den Worten: „Du bist groß genug, um dir deinen Unterhalt selbst zu verdienen.“ Empörend und entsetzlich! Und auch dergleichen Fälle, so versicherte uns noch kürzlich ein Magistrat, sind in Paris nicht selten, wenn anders die Eltern nicht vorziehen, den Gewinn mit der Tochter zu theilen. Böge mir nicht der Respect vor meinem Leserkreise eine strenge Schranke, so könnte ich auch diese zweite Behauptung leicht durch Beispiele belegen; ich fürchte ohnehin schon, in Mittheilungen wie die heutige, die Grenze des Anständig-Erlaubten allzu nahe zu berühren.

Die Mittellosigkeit der Eltern, auf welche die Alimentationsklage sich stützte, wurde übrigens nur sehr ungenügend nachgewiesen. Ihr Advocat lieferte allerdings den Beweis für einen Verlust von 10,000 Franken, der seine Klienten im vorigen Jahre an der Börse betroffen. Aber wenn ein Droschkentutscher Börsengeschäfte von solcher Bedeutung machen kann, so steht die Behauptung,

„daß er oft kaum das tägliche Brod im Hause habe“, auf sehr schwachen Füßen, oder er ist ein so schlechter Wirthschafter, daß ihm eben nicht zu helfen ist. Das Gericht war wenigstens dieser Ansicht; denn es verurtheilte die Marquise nur zu einer jährlichen Rente von tausend Franken, die sie ihren Eltern in Zukunft auszahlen hat, und zu welcher sie sich (wir dürfen dies, um nicht parteiisch zu erscheinen, nicht verschweigen) bereits vor dem Proceß erboten hatte. Damit war derselbe zu Ende, wenigstens gerichtlich; in den Zeitungen wurde er aber noch nachträglich durch allerlei pikante Details weiter ausgebeutet. So hieß es unter Anderm, der Marquis werde seine Memoiren herausgeben, auch eine Scheidungsklage gegen seine Gattin anhängig machen, und die Marquise wolle mit ihrem Vermögen ein Asyl für reuige Süßerinnen gründen, selbst in's Kloster gehen, und was des albernern Zeugs mehr war.

Acht Tage darauf nahm aber die Geschichte eine neue und zwar sehr ernste Wendung; denn der Bruder der Marquise, Johann Schuhmacher, stand vor den Assisen, eines Mordanfalles auf seine Schwester angeklagt. Dieser Bruder, das zweite Kind, „dessen Erziehung die Mutter besorgt hatte“, ist ein noch junger Mann, aber mit einer sehr traurigen Vergangenheit. Durch Vermittlung seiner Schwester hatte er eine Stelle als Commis auf einem Wechsel-Comptoir erhalten, wodurch ihm die Aussicht auf eine anständige Versorgung eröffnet war. Leider sollte sie für ihn der Weg zur Galeere werden. Bei schlechten, oder richtiger, gar keinen Grundsätzen

verfiel er, wie so viele seines Gleichen, dem liederlichen Pariser Leben und erlag bei den großen Summen, die täglich durch seine Hände gingen, sehr schnell der Versuchung. Er veruntreute Gelder, und deckte das Deficit durch falsche Wechsel, war aber dabei sehr ungeschickt, so daß man bald seinen Betrügereien auf die Spur kam: die tausend Mal dagewesene Geschichte von dem Wasserkrüge, der endlich bricht. Der schlechte Patron konnte indeß noch von Glück sagen; denn die Eltern bezahlten die unterschlagenen Gelder. Es waren nur einige tausend Franken; aber doch wieder ein Beweis, daß sie nicht so ganz mittellos waren. Die Schwester, damals schon Marquise, verwandte ihren Einfluß, der sich ja nach allen Richtungen hin erstreckte, um die gedrohte Untersuchung niederzuschlagen. Dies passirte im vorigen Herbst. Der Bruder hätte also in sich gehen und sich vielleicht noch rehabilitiren können. Statt dessen kauft er einen Revolver und begibt sich damit zu seiner Schwester. Er behauptet freilich sehr bestimmt, er habe aus Lebensüberdruß und weil er die Schande seiner Lage nicht habe ertragen können, sich selbst erschießen wollen; aber diese Version fand bei der Jury keinen Glauben. Bei seiner Schwester vorgelassen, soll er sie um Geld gebeten haben und nach einem lebhaften Wortwechsel, den man sogar im Vorzimmer hörte, fielen zwei Schüsse. Die herbeigeeilten Diener fanden die Marquise über und über mit Blut bedeckt; die erste Kugel war ihr in die Wange gefahren, die zweite in die Schulter. Nun erst versuchte der Mörder, sich selbst zu tödten, und schoß sich in den

Mund, verwundete sich aber nur leicht. Auch die Verlegungen der Marquise waren nicht gefährlich, und, kaum wieder hergestellt, war ihr Erstes, ihre frühern Aussagen vor dem Untersuchungsrichter zurückzunehmen, um auch hier wieder die Sache zu vertuschen. Dies ließ sich aber bei einem Criminalfalle, der bereits dem Staatsanwalt überantwortet war, nicht machen, und Johann Schuhmacher, den man sofort nach der That arretirt hatte, wurde vor die Assisen gestellt. Die Verhandlungen dauerten nicht lange; sie lieferten freilich noch viele klägliche Belege für die moralische Verjunkenheit gewisser Regionen, in die der junge Mann hineingerathen war; wir wollen aber mit deren Erzählung unsere Leser verschonen. Die Bertheidigung, die der berühmte Lachaud, der „Mörder-Advocat“, wie man ihn seit langem nennt, übernommen hatte, war wider Erwarten sehr schwach und konnte auch die Thatfachen nicht umstoßen, so daß die Geschworenen den Angeklagten zu zwanzigjähriger Bagnosstrafe verurtheilten. Allgemein und vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, fand man dies Urtheil zu hart; auch hat der Advocat bereits beim Kaiser ein Gnadengesuch um Milderung eingereicht; aber das Gesetz ist streng und unerbittlich und keine Courtisane, die mit sich handeln läßt.

Man kann sich eines mitleidigen Gefühles nicht erwehren, wenn man der Eltern gedenkt. Wie schwer auch ihre Schuld in Bezug auf die verwahrloste Erziehung ihrer Kinder sein mag, sie haben sie hart gebüßt; denn der Sohn wie die Tochter, obwohl nach verschie-

dener Richtung, sind für ihr ganzes Leben verachtet und beschimpft, und die Schande Beider fällt gleich einem traurigen Schlagschatten auf Vater und Mutter zurück. Wer weiß: diese Familie ist vielleicht auch ein Opfer jener unseligen Sucht, die so viel Thoren nach Paris treibt, dort ihr Glück zu machen und reich zu werden. Wäre sie daheim geblieben, in ihrem Luxemburgischen Dörfchen, in einfachen, natürlichen Verhältnissen, fern von der gleißenden Verführung und übertünchten Misère der Weltstadt, sie hätte vielleicht in Frieden und Ehren fortgelebt, und die Kinder, vor der Ansteckung des bösen Beispiels gewahrt, wären gute, brave Menschen geworden. Vielleicht . . . — Paris ist ein gefährliches Erdreich: viel schöne Blumen und herrliche Gewächse, aber noch weit mehr Giftpflanzen und Unkraut; um sie zu erkennen und zu sondern, ist ein guter Gärtner nöthig; und der beste Gärtner ist hier die Gottesfurcht.

V.

Das neue Militairgesetz. — Der Senator Dumas und Archimedes.
— Nekrologe: der General Gêmeau; der Duc de Luynes;
der Akademiker Flourens, der Landschaftsmaler Rousseau.

„La nouvelle loi militaire! un sou!“ Das neue Militair-Gesetz! einen Sou! ruft und schreit man seit gestern von früh bis spät unter meinen Fenstern und in allen Straßen bis in die entlegensten Vorstädte, wo die Leute kaum Zeit zum Lesen haben und oft nicht einmal

lesen können. Aber die kaiserliche Prosa ist schon einen Sou werth, und man kauft deshalb bereitwillig das Blatt, das noch dazu ohne Präfecturstempel circulirt, dessen Verfasser also mit seinen Colporteurs zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt werden kann — verurtheilt werden muß, ruft der böse Girardin in schrecklicher Entrüstung und ist dabei innerlich seelenbergnügt, daß ihm dies kleine Häkchen geblieben ist, um daran sein Seil zu einem neuen Oppositions-Tanze zu knüpfen. Man legt ihm auch von oben her nichts in den Weg und läßt seiner ‚Liberté‘ alle mögliche Freiheit; denn man ist froh, das schlimme Gesetz, das nur unterwegs einige Haare hat lassen müssen, glücklich durchgebracht zu haben. Alles um des lieben Friedens willen! Tags darauf bekommen wir zum Morgentkaffee (eine gute Regalia wäre mir lieber gewesen!) den Budgetbericht des neuen Finanzministers an den Kaiser, nach welchem alles auf's Beste geht und steht, und worin man uns nur zum Schluß eine kleine Anleihe von 450 Millionen in Aussicht stellt, die man auch demnächst auf die eine oder andere Weise leicht beschaffen wird. Ich wundere mich dabei nur, daß der gute Mann nicht gleich das halbe Tausend voll gemacht hat: Alles um des lieben Friedens willen; aber, wie gesagt, eine Regalia wäre mir lieber gewesen.

Interessant ist und bleibt übrigens die ganze Proce-
dur bei Vorlage, Rapport und Discussion des Militair-
Gesetzes, weil überall der directe Einfluß des **Herrn**
auf das deutlichste zu Tage tritt. Und deshalb nannten
wir auch oben den Druckbogen zu einem Sou „kaiser-

liche“ Prosa, weil im Grunde der Kaiser selbst der Verfasser ist, oder doch die Hauptgedanken dazu geliefert hat. Schon an dem Rapport des Abgeordneten Gressier im Corps-Législatif konnte man dies deutlich sehen, und noch deutlicher neuerdings an dem Dumas'schen Bericht im Senat. Von der Rede des Staatsraths-Präsidenten sehen wir ganz ab; denn wenn dieselbe nicht im Cabinet des Kaisers ausgearbeitet wurde, so ist sie doch gewiß vorher Sr. Majestät zur Begutachtung d. h. zur Correctur vorgelegt worden. Der Senator Dumas hatte übrigens entschieden ein leichteres Spiel; denn der Eine Mann, der schon aus Princip opponirt hätte, der Marquis de Boissy, ist todt, und seine Nachfolger, der Baron Dupin, ist nur ein sehr geringer Ersatz, indem er höchstens den Stadt-Präfecten in der Expropriations-Frage des Montmartre-Kirchhofes anzugreifen wagte. Aber wer weiß, der Marquis de Boissy hätte vielleicht für sofortige Annahme des Militair-Gesetzes gestimmt, unter der Bedingung, dasselbe zuerst gegen den Erbfeind, England, in Anwendung zu bringen. Nun ist an die Stelle des „perfiden Albion“ das „gefährliche Preußen“ getreten; denn anders sagt man nicht, wenn von dem östlichen Nachbar die Rede ist.

Der Senator Dumas, der kürzlich an Flourens' Stelle zum immerwährenden Secretair der Akademie erwählt wurde, zog sich als Berichterstatter mit möglichstem Geschick aus der Klemme, da er als Gelehrter und noch dazu als Chemiker den rein militairischen Fragen

natürlich fern steht. *) Er überließ daher dieselben auch seinem eminenten Collegen von Fach, wie er sagte. Zur Entschädigung lieferte er uns dafür eine detaillirte Schilderung der schrecklichen modernen Kriegs=Zerstörungs= Werkzeuge, zu denen die Welt durch die unberechenbaren Hülfquellen der Mechanik, Physik und Chemie gelangt sei, und denen ein Staat wie Frankreich gewachsen sein müsse; Hülfquellen, welche die Wunder des Archimedes bei der Belagerung von Syrakus wieder zu verwirklichen drohten. Diese letzte Phrase, bei welcher nicht wenig alte Herren im Senat, die ihren Plutarch wohl seit einem halben Jahrhundert vergessen hatten, eine leise Gänsehaut verspürten, war von starker rhetorischer Wirkung, wenn sie auch, bei Licht besehen, nicht viel bedeutete, sondern mehr ein Schreckschuß zum Bangemachen war. Dem großen Archimedes und namentlich seiner Schraube alle Ehre; aber ich weiß nicht recht, ob nicht Ein moderner Vierzigpfünder ihm alle seine Maschinen und Apparate wie Spielzeug zusammengeschoffen hätte, selbst die famosen Brennspiegel einbegriffen, die ohnehin zur Legende gehören. Und nun gar einige Regimenter Zündnadeln oder Chassepots, und vollends der leidhaftige Gottseibeius: das Krupp'sche Monstrum! Schon der Umstand, daß der große Mann seine mathematischen Zeichnungen

*) Man hat auch schon ein Bonmot auf diese eigenthümliche Wahl gemacht, indem man sagt, der Senat habe deswegen einen Chemiker genommen, weil ein solcher am besten die Amalgamirung der verschiedenen Elemente des stehenden Heeres und der Mobilgarde zu Wege bringen könne.

auf dem Fußboden im Sande machte („Bertritt mir meine Zirkel nicht!“), hatte für mich stets etwas sehr Naives und Primitives, was sich allerdings mit einer Epoche entschuldigen läßt, wo derselbe Gelehrte *salva venia* im Hemde durch die Straßen der Stadt laufen konnte („heureka!“), weil er zufällig im Bade die Lösung eines schwierigen Problems gefunden. Dem sei aber, wie ihm wolle, der berühmte Syrakusaner hat, wenn auch von Weitem und mittelbar, doch vielleicht einigen Antheil daran, wenn das neue französische Militair-Gesetz im Senat unisono angenommen wird. *) Wer ihm das vor zweitausend Jahren gesagt hätte!

Ein Hauptredner im Senat, der sich, schon als Sachverständiger, gewiß sehr lebhaft an der Discussion betheiligte hätte, ist gerade Tags vorher durch den Tod abgerufen worden: der General Gêmeau. Er soll aber noch von seinem Sterbelager im voraus seine Zustim-

*) Was inzwischen, und zwar gleich am ersten Tage der Discussion, bereits geschehen ist. Eine solche hätte überhaupt ohne die Opposition Michel Chevalier's gar nicht stattgefunden; denn dieser gab unter den 126 Botirenden das einzige blaue Bulletin mit Rein. Seiner überaus bemerkenswerthen Rede gegen den Gesetz-Entwurf könnte man am besten die eigenen Worte des Redners zum Motto geben: „Wenn wir nur den Frieden aufrichtig wollen, so können wir ihn auch haben“; und auf der andern Seite der Rede des Admirals Bouet-Villaumez, der dafür sprach, ebenfalls dessen eigene Worte: „Vor der Hand, und wohl auf lange hin wird noch immer das Schwert die ultima ratio der Völker sein.“ Deutlicher ist es wohl kaum möglich, das Für und Wider in der großen Frage zu charakterisiren.

mung geschieht haben, was wir schon deswegen gern glauben wollen, weil der General überhaupt während seiner langen Carrière immer zu den „Zustimmenden“ gehörte. De mortuis nil nisi bene; wir wollen damit keinen Stein auf den Verstorbenen werfen. Aber hier zu Lande muß sich ein solcher Mann, der sich bei jedem Umschwung geschieht oben zu halten und weiter zu kommen wußte, schon gefallen lassen, daß man sich einzelner Episoden aus seinem Leben erinnert, die einen seltsamen, oft beinahe komischen Contrast mit seiner spätern Stellung bilden. Dabei braucht er noch kein Wetterfahnenheld oder Mantelhängervirtuos wie Talleyrand gewesen zu sein. Glücklich das Land, dessen geordnete politische Zustände seine Söhne vor solchen Alternativen bewahrt, denen auch die Bessern leicht zum Opfer fallen. Lehrreich bleiben aber derartige Fälle immer, und nur deshalb notiren wir den folgenden aus den hiesigen Zeitungen. Der General Gémeau war im Jahre 1848 Commandant der Straßburger Division und gehörte zu den Ersten, welche sich als Anhänger der proclamirten Republik bekannnten, und den republicanischen Elementen der Armee (denselben, die zwei Jahre später zu napoleonischen wurden) Geltung und Ansehen zu verschaffen wußten. Als man im März in feierlicher Procession den vom Bischof eingesegneten Freiheitsbaum auf dem großen Plage vor dem Rathhause pflanzte, hielt der General dazu die Rede, und sein Vivat, daß er der „göttlichen Drei“, d. h. der liberté, égalité und fraternité, brachte, wurde später noch oft scherzando citirt, nachdem der Freiheitsbaum längst wieder umgehauen

und in den Ofen geworfen war. Die armen Freiheitsbäume! Ich selbst, als ich im Jahre 1851 nach Paris kam, hatte noch einen unter meinem Fenster; es war aber nur eine Art Krüppelbirke, die kümmerlich vegetirte und eines schönen Morgens verschwunden war: man wußte nicht wie und wohin. Einer archimedischen Zerstückungsmaschine hatte es jedenfalls nicht bedurft, um sie aus dem Wege zu schaffen, und da es in jener Gegend keinen Hahn gab (es ist überhaupt verboten, in Paris Hähne zu halten), so krächte auch keiner danach.

Durch den Tod des Generals Gêmeau ist wieder ein Platz im Luxemburger Palast frei geworden; und von neuem taucht das Gerücht auf, das den Pfarrer der Madeleine, den bekannten Abbé Deguerry, zu dieser Würde bestimmt. Man scheint aber erst die Ernennung des Erzbischofs von Paris zum Cardinal abwarten zu wollen, der alsdann als solcher selbst im Senat den Vortritt vor seinem neuen Collegen behalten würde; von dem noch nie dagewesenen Falle ganz abgesehen, daß ein einfacher Pfarrer (freilich hier ein Pfarrer von nahe an hunderttausend Franken Einkünften) zu einer solchen Auszeichnung gelangen konnte. Der Einfluß des Abbé Deguerry ist übrigens fortwährend im Steigen; und seitdem derselbe den kaiserlichen Prinzen zur ersten Communion vorbereitet, ist er gewissermaßen ein Mitglied der kaiserlichen Familie geworden. Ueberhaupt ist ein Platz im Senat stets der Gegenstand der höchsten Ambition, und die Fälle sind sehr selten, wo Einer die ihm zuge dachte Auszeichnung zurückgewiesen hätte. Sie sind aber

dennoch vorgekommen, so im Jahre 1862 bei Drouyn de Lhuys, später bei dem Herzoge von Larochehoucauld und noch später bei dem kürzlich verstorbenen Duc de Luynes.*) Der Letztere hatte diese Auszeichnung in hohem Grade verdient, aber leider betrachtete er dieselbe nicht als eine solche. Seine politische Ueberzeugung zog zwischen ihm und der Napoleon'schen Dynastie eine unübersteigliche Schranke, und er war nicht der Mann, diese Ueberzeugung äußern Ehren, mochten sie auch noch so glänzend sein, zu opfern.

Ich gedachte schon früher einmal des edlen Verbliebenen, aber von dem Duc de Luynes kann man wohl zwei Mal reden. Es gab vielleicht in unserer Zeit keinen Millionair, der einen so noblen, uneigennütigen und viel umfassenden Gebrauch seines großen Vermögens gemacht hätte, wie der Duc de Luynes. Seine Mildthätigkeit und Dienstbereitwilligkeit waren sprüchwörtlich geworden; und wenn nirgends Hilfe und Unterstützung zu finden war, so ging man zu ihm und war sicher, nicht abgewiesen zu werden. Der Herzog von Morny, der trotz seiner exclusiven Parteistellung wohl geeignet war, große Eigenschaften und Verdienste auch bei den

*) Ganz neuerdings soll auch Thiers auf der Senatorenliste gestanden haben und vielleicht noch stehen, und zwar nach seiner regierungsfreundlichen Rede zu Gunsten Roms. Ob Thiers ablehnend geantwortet hat, wissen wir nicht; vielleicht ist auch das Ganze nur ein Gerücht müßiger Köpfe. Pitant wäre es aber jedenfalls, den Ex-Minister Louis Philippe's im Senatsaal, der frühern Pairs-Kammer, tagen zu sehen!

Gegnern anzuerkennen, soll einst zum Kaiser in Gegenwart des ganzen Hofes gesagt haben: „Sire, ich möchte gern den Duc de Luynes unter uns sehen,“ und auf die Frage, weshalb, hinzugesetzt haben: „weil er der einzige bedeutende Mann in Frankreich ist, der keine Feinde hat.“ Dieser Ausspruch war eben so charakteristisch wie wahr, und wohl selten hat Jemand den schönen Titel eines „homme de bien“ in so vollem Maße verdient, wie der Verstorbene. Er war es auch, der sich, als vor sieben Jahren die Sammlungen für den Peterspfennig begannen, mit dem Herzog von Carochefoucauld vereinigte, um jährlich dem Papste Jeder eine Summe von 100,000 Franken zur Disposition zu stellen. Beide Männer konnten bei ihrem außerordentlich großen Vermögen dies allerdings ohne übermäßige Opfer thun; aber es war für das ganze Land von so bedeutender moralischer Wirkung, daß gar Viele, durch dies hochherzige Beispiel angespornt, doppelt und dreifach gaben.

Speciell um Frankreich hat der Duc de Luynes sich durch die Schenkung seines Medaillen- und Antiken-Cabinetes an die kaiserliche Bibliothek verdient gemacht, einer wahrhaft königlichen Gabe in einem Werth, bei nur annähernder Schätzung, von mehr als einer Million. Als Privat-Sammlung war dieselbe unstreitig die bedeutendste in ganz Europa. Sie ist in zwei prächtigen Sälen der neuen Bibliothek aufgestellt; und es klang wirklich komisch, als kürzlich, gleich nach dem Tode des Herzogs, der Ober-Bibliothekar in einem unter- oder allerunterthänigsten Schreiben an den Kaiser um die Erlaubniß nach-

suchte, die Büste des Gebers dazu stellen zu dürfen, was denn auch allergnädigst gewährt wurde. Ueber die einfältigen Leute! möchte man, meiner Seel', wirklich hinzusetzen und über diese zerbrechliche Huldigung lachen; denn zu mehr als einer Gyps-Büste wird wahrscheinlich ihr tiefgefühlter Dank sich nicht versteigen. Das Andenken an den edlen Verstorbenen wird auch ohne jene Büste gesichert sein, und zwar bei den vielen Tausenden, denen er in seinem langen Leben Gutes gethan. Vielleicht erinnerte der Kaiser sich bei jener Schenkung an die oben erwähnten Worte Morny's; das Gerücht setzte wenigstens damals den Herzog auf die Senatoren-Liste. Der Bischof von Versailles, der die Leichen-Rede hielt, hatte den einfach-schönen Text gewählt: „Er ging dahin und that Gutes.“ Der Redner vermied sehr taktvoll alle politischen Anspielungen „Die irdischen Leidenschaften“, sagt schon Jean Paul, „bleiben zurück an der Schwelle des Grabes; nur die Liebe folgt hinüber.“ — „So war auch der Herzog“, fuhr der Bischof fort, „sofort nach Rom geeilt, weil es dort zu helfen galt, Verwundete zu pflegen, Unglückliche zu trösten, Verlassene zu schützen. Sein edles Herz machte in den Augenblicken der Noth keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Doppelt glücklich war er freilich, daß er dies Mal dem Papst und dessen heiliger Sache seine Sorgen und Mühen weihen konnte. Und so sollte er auch in Rom, dem eigentlichen Vaterlande seines frommen, gläubigen Herzens, sterben. Furchtlos und unererschrocken folgte er den Kämpfenden auf das Schlachtfeld, ein zweiter h. Martin

bedeckte er einen Schwerverwundeten mit seinem Mantel, ob einen Päpstlichen, oder einen Garibaldianer, er wußte es nicht; die kalte Nachtluft ergriff ihn, den fast Siebenzigjährigen, und warf ihn am nächsten Tage auf das Krankenlager, das sein Sterbelager sein sollte. Wenn je Einer, so ist der Herzog von Luynes auf dem Bette der Ehre gestorben!“*)

Noch zwei andere Männer, da wir doch einmal an den Nekrolog des verfloffenen Jahres erinnert werden, starben in derselben Zeit; sie standen freilich nicht auf der gleichen Höhe, wie der zuerst Genannte, aber sie haben doch auch ein Recht auf ein ehrendes Wort der Anerkennung, das ihnen übrigens bereits in vollem Maße zu Theil geworden ist. Der Eine ist der Akademiker Flourens und der Andere der Maler Rousseau.

Flourens hatte das Glück, als Akademiker populair zu sein, was mit seltenen Ausnahmen nicht gerade das Erbtheil der gelehrten Herren vom Institut de France ist. Die Meisten von ihnen, wenn sie einmal den lang ersehnten und oft nur nach harten Mühen und Kämpfen errungenen „Fauteuil“ inne haben, ruhen sich darin aus und zeigen nur in der alljährlichen öffentlichen Sitzung durch ihre stumme Gegenwart, daß sie noch am Leben sind. Männer wie Billemain, de Broglie, Viennet machen

*) Die Episode mit dem Mantel ist allerdings nicht officiell bestätigt worden, aber schon, daß sie überall Glauben fand, beweist, wie gut sie wahr sein konnte. Constatirt ist nur, daß der Herzog sich in den Feld-Lazarethen, wo er Tag und Nacht thätig war, ein Erkältungs-Fieber zuzog, welchem er nach wenigen Tagen erlag.

freilich eine glänzende Ausnahme, und nun gar Guizot und Thiers; und auch Hugo ist ja einer der Bierzig. Außerdem war gerade Flourens' letztes Werk, das vor kaum zehn Jahren erschien, sein bedeutendstes, wenigstens was die allgemeine Verbreitung desselben betraf: jeder Gebildete hatte es gelesen, oder mußte es lesen. Es handelte von der langen Dauer des Menschenlebens („de la longévité humaine“) und lehrte gewissermaßen die wichtigste und kostbarste aller Künste, nämlich sehr alt zu werden. Bei den Alten machte es daher das meiste Glück. Wir erfuhren aus jenem Buche zu unserm Erstaunen, daß man bis 20 Jahre ein Kind und bis 40 ein Jüngling sei, daß man bis 60 in der eigentlichen Lebensblüthe stehe, daß das Greisenalter erst mit dem 75sten Jahre beginne, und daß schließlich die wirkliche normale Lebensdauer des Menschen ein volles Sæculum umfasse oder (dies Oder war freilich ein schlimmer Hafen!) doch umfassen könne. Man hatte noch nie so viel „junge Leute“ in Paris gesehen, wie zu jener Zeit; und die Frauen vollends, die jene Theorien auch auf sich bezogen, und die ja ohnehin nie „alt“ werden, verjüngten sich mit jedem Tage. Leider war es dem Stifter dieser neuen Schule nicht vergönnt, durch sein eigenes Beispiel seine Lehre zu bekräftigen; denn er starb im „besten Mannesalter“, d. h. im 69sten Jahre. Trotzdem ist das erwähnte Buch, schon wegen der darin enthaltenen Lebensregeln und der überaus gesunden und klaren Auffassung des physischen Menschen, von großer und in mancher Beziehung vielleicht von höherer Bedeu-

tung, als die berühmte Hufeland'sche Matrobiotik. Man hat auch sonst Flourens, der ebenfalls von Hause aus Arzt war und sich nur später den Naturwissenschaften ausschließlich zuwandte, oft mit Hufeland verglichen, namentlich was seine edle und allgemein beliebte Persönlichkeit betraf. Das Lehrpersonal des Jardin des Plantes verliert in ihm einen seiner bedeutendsten Professoren. Auch seine physiologischen Werke gehören zu den besten ihrer Art und reihen sich denen seiner Vorgänger auf dem Lehrstuhl, Buffon und Cuvier, würdig an.

In Theodore Rousseau verliert Frankreich einen seiner vorzüglichsten Landschaftsmaler, dessen letzte Bilder noch auf der vorjährigen Weltausstellung allgemeine Bewunderung erregten. Rousseau war dabei durch und durch Künstler und seiner Kunst, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele ergeben; er lebte nur für sie und in ihr. Von der Außenwelt wußte er wenig oder nichts; sie kümmerte und berührte ihn kaum; nur äußerst selten kam er nach Paris, und es kostete ihn stets die größte Mühe, sein Malerhäuschen in Barbizon, mitten im Walde von Fontainebleau, zu verlassen.*) Dort unter seinen Eichen und Felsen war seine Heimath, dort dichtete er seine wundervollen Baumgruppen, und sah der Natur in ihrer nächsten Nähe jene ergreifenden Licht-Effecte einer Mondnacht oder eines hellen Sommentages ab.

*) Mancher meiner Leser erinnert sich vielleicht aus dem ersten Bande meiner „Lebenden Bilder“ der Schilderung von Barbizon und der dortigen Künstler-Colonie unter „Fontainebleau“.

Und dort, in den einfachsten Verhältnissen, war er zufrieden und glücklich und verachtete beinahe das große, prächtige Paris, wo man sich um seine Arbeiten wie um Reliquien stritt und dieselben, namentlich in letzter Zeit, mit Gold aufwog. Sein freundliches, mildes Wesen stand in harmonischem Einklange mit seiner reinen Kunst; Feinde kannte er nicht, nur Freunde und Bewunderer. So starb er auch; freilich in kalter Winterzeit; und die Bäume, die er so lieb gehabt, standen todt und entblättert, als der stille Leichenzug an ihnen vorüberging. Aber er selbst hatte zu oft den schönen Frühling in seinem kleinen Paradiese kommen sehen, um nicht an den schönern, den ewigen Frühling, zu glauben und auf ihn zu hoffen. Dem wird gewiß die Erde leicht sein!

VI.

Neue Manier über die Kammerverhandlungen zu berichten. — Censur und Censoren. — Heidelberger Erinnerungen. — Allzu leichte Kostüme im Chatelet-Theater. — Emile Augier's neuestes Stück: Paul Forestier. — Decadenz des französischen Drama's. — Gondinet's Schauspiel: Le comte Jacques. — Die Kaiserin und die Bäuerin.

Wenn ich ein politischer Schriftsteller wäre und als solcher über die hiesigen Kammer-Verhandlungen zu berichten hätte, so könnte ich mir es von nun an sehr bequem machen, nämlich so:

Der Leser weiß vielleicht nicht recht, was das sagen will, und ich, ehrlich gestanden, auch nicht. Aber die Pariser verstehen es sehr gut; denn sie wissen, mit Respect zu melden, was die Glocke geschlagen hat. Die ‚Opinion Nationale‘, die ich als Oppositionsblatt schon leiden könnte, wenn sie nur ihr albernes und gehässiges stereotypes Schelten und Mäkeln in Bezug auf Religion und Kirche unterwegs lassen wollte, hat den Ruhm, diese Art von Referat aufgebracht, richtiger wieder aus dem Staube der alten Censur-Epoche herausgeholt zu haben. Sie fängt nämlich jetzt, nach der Verurtheilung von zehn Journalen (eben wegen allzu freier Berichte über die Kammerverhandlungen) ihren täglichen Leitartikel über die innern Angelegenheiten Frankreichs immer folgendermaßen an: „Sitzung des Corps-Législatif. Das gestrige Protokoll wurde nach einigen kurzen Bemerkungen angenommen, und darauf bestieg der Abgeordnete Jules Fabre“ (oder sonst Einer von der Linken) „die Tribüne und drückte sich aus wie folgt,“ . . . und dann kommen zehn, zwanzig Zeilen Punkte mit der naiven Schlußbemerkung: „Der Leser begreift, daß wir die betreffende Rede nicht wohl anders wiedergeben können, da wir keine Lust und auch nicht genug überflüssiges Geld haben, jede Zeile mit 500 oder gar 1000 Franken zu bezahlen, welcher Eventualität wir uns aussetzen würden, wenn wir im Allergeringsten den Wortlaut der Rede zu verändern, oder gar irgend eine persönliche Bemerkung hinzuzusetzen wagten.“ Im Grunde ist es freilich nur eine lächerliche Wortklauberei, die aber durch die nicht

minder lächerliche Verfolgung der incriminirten Journale hervorgerufen ist. Um nun die kleine Pille noch pikanter zu machen, bringt die ‚Opinion‘ alsdann gewöhnlich gleich hinterher einen Artikel aus irgend einem regierungsfreundlichen Blatte, in welchem die Rede dieses oder jenes Ministers oder sonst Eines von der Rechten stark belobt oder beweihraucht wird, und fragt ironisch: „Wo fängt unser Recht an und wo hört es auf?“

Für den ernstern Leser ist übrigens der durch die neue Beschneidung der Zeitungen entstandene Verlust nicht so groß, wie man auf den ersten Blick glauben sollte; denn es bleibt ihm immer die Lecture der Kammer-Debatten selbst; und es fragt sich sehr, ob der beste Commentar z. B. zu einer Rede Jules Favre's oder Picard's so viel werth ist, als die Rede selbst, und ob der Commentator sich noch stärker und deutlicher ausdrücken kann als der Redner. Wenn je Einer, wie man im Mecklenburgischen und auch wohl noch anderwärts in Deutschland sagt, frei von der Leber weggesprochen hat, so war es neuerdings Jules Favre, und die Möglichkeit, eine solche Rede überhaupt gedruckt vor sich zu sehen und in jedem Kaffeehause lesen zu können — ich bitte die gestrengen Herren von der Opposition ganz gehorsamst um Entschuldigung — diese Möglichkeit beweist schon hinreichend, daß es so ganz und gar schlimm noch nicht ist, und daß wir hier in Paris gottlob noch nicht nöthig haben, uns das Imprimatur für unsere Artikel bei Gortschakoff oder Bismarck auszubitten, wie der genannte Abgeordnete wörtlich sagte.

Daß man zur Zeit von Deutschland aus nicht ohne ein mitleidiges Lächeln nach Frankreich, dem „Musterlande der modernen Freiheit“, hinüberschaut, mag schon eher und auch in Bezug auf die Preßverhältnisse der beiden Länder wahr sein. Aber die Deutschen werden sich dieses Vorzuges gewiß nicht überheben; denn wenn es ihnen jetzt besser geht, so ging es ihnen dafür früher um so schlimmer, und zwar just zu einer Zeit, wo in Frankreich so gut wie völlige Preßfreiheit herrschte. Das ist es auch eben, was die heißblütigen Franzosen nicht verschmerzen können: einst den Ton angegeben zu haben beim großen Intelligenz-Bankett (sie wissen in ihrer Noth noch immer hübsche Worte zu finden) und jetzt sich mit den Brotsamen begnügen zu müssen, die von des Reichen Tische fallen. Und daß dieser „Reiche“ obenein der verhaßte überrheinische Nachbar ist, fällt ihrer National-Eitelkeit doppelt schwer zu verwinden. Hat doch der neue Minister des Innern, Herr Pinard, der überhaupt sehr unglücklich debütirt, in seiner Erwiderung sogar von Censur und Censoren gesprochen, zwei Worte, die man aus dem Wörterbuche der Welt längst und auf ewig gestrichen glauben sollte, und die, wenn ein Minister unter Louis Philippe sie gewagt hätte, einen entsetzlichen Sturm hervorgerufen haben würden. „Wir gehen rückwärts, wie die Krebse!“ rief Jules Fabre, ganz wie s. B. der alte Isstein in der badischen Kammer, dem wir Heidelberger Studenten auf der Tribüne so laut applaudirten, daß man uns fast hinausgewiesen hätte.

Wir ließen uns damals oft eine Tour nach Karls-

ruhe nicht verdrießen und schwänzten gern ein paar Vorlesungen bei Vangerow oder Reichlin-Meldegg, nur um all' die schönen Sachen aus erster Hand zu haben. Abends beim Nachhausefahren wurde alsdann das Lied von Hoffmann v. Fallersleben gesungen:

„Mädel, o Mädel, was fällt dir denn ein,
Daß du den Censor willst frei'n?“

und Einige von uns brachten sogar dem Hecker ein Kühnes Lebehoch. Eine bunte Gesellschaft, in der ich mitten drin lebte, und vor deren spätern Excessen mich nur meine große Jugend und Unerfahrenheit schützte. . . . Ich sei zu nichts zu gebrauchen, sagten sie; denn ich trank nicht einmal Bier mit ihnen auf dem „faulen Pelz“. Aber ich duzte mich doch mit Florian Mördes; Karl Blind hatte mir sogar einen Besuch gemacht und Gustav v. Struve, der Phrenologe, Fleischverächter, Pflanzeneßer und Weltverbesserer, hatte einst meinen Schädel untersucht und mir große Dinge geweissagt, mir auch ein komisches Buch geschenkt, das er hatte drucken lassen, halb schwarz, halb roth, wie die alten Kalender, und worin seine Zeitungs=Artikel und Aufsätze enthalten waren: das Schwarze hatte der Mannheimer Censor passieren lassen und das Rothe gestrichen. Damals war dies eine wahre Heldenthat, über die der gute, hoffentlich längst abgekühlte Mann jetzt auf seiner amerikanischen Farm wohl selbst lächeln wird. —

Doch ich verirre mich und gerathe um mehr als zwanzig Jahre zurück, und das bloß wegen des häßlichen

Doppelwortes Censor und Censur, das doch in Paris sicher nicht wieder zur Geltung gelangen wird.

Daß übrigens eine Censur für die hiesigen Theaterstücke existirt, ist dem Leser bekannt, und ebenfalls, daß dieselbe sehr schlecht gehandhabt wird. Von „1867“, der scandaloſen Revue im Theater der Porte Saint-Martin haben wir schon kürzlich gesprochen, und eine Completirung jener Notiz in Bezug auf andere neue Stücke der diesjährigen Saison würde nichts Erfreuliches bieten. Im Chatelet-Theater behaupten noch immer „die Reisen Gulliver's“ ihre alte Anziehungskraft, an sich, wie das früher dort gegebene „Aschenbrödel“, ein ganz amüſantes Märchen, das aber, wie jenes, durch die Beigerichte ganz ungenießbar wird. Sogar die Polizei, die doch an „starken Tabak“ gewöhnt ist, mußte nach der ersten Vorstellung einschreiten und für die Ballet-Tänzerinnen eine mehr sichtbare Kostümirung, wenn auch noch so dünn und kurz, verlangen. Der Director (Hofstein heißt der würdige Mann), „stets bemüht“, wie Tags darauf ein kleines Theaterblatt meldete, „allen Reclamationen nach Anstand und Sitte ängstlich Rechnung zu tragen“, kaufte noch ein Duzend Meter Unterfutter zu besserer Bekleidung seiner zwanzig, dreißig Evasstöchter, und nun ging und geht alles gut.

Schlimm muß es aber vorher gewesen sein, denn der Polizei-Präfect hat zur Zeit an ganz andere Dinge zu denken als an die Volks-Ballete. Dank jenem Duzend Meter, wird nun der Gulliver seine ein- oder zweihundert Vorstellungen erleben und die strengen Kri-

titer, denen man nichts recht machen kann, reden lassen. Wie gesagt, da wäre die Censur am Platz, aber für dergleichen Productionen ist ihre Scheere stumpf; denn sie hält absichtlich ihren Operngucker verkehrt und sieht die Dinge so fern und klein, daß sie nichts genau erkennen kann. Handelt es sich aber um ein Stück von Victor Hugo, wie neuerdings um ‚Ruy-Blas‘, geschwind dreht sie ihren Operngucker um und setzt wohl noch eine Vergrößerungsbrille dazu auf; und dann erscheinen ihr alle Personen und Scenen des Drama's in so beunruhigenden Proportionen, daß sie erschrocken ihrer Bürgerpflicht gedenkt und ihr Veto einlegt. Manchmal wird aber auch die Censur von den Theater-Schriftstellern selbst als Knecht Ruprecht benutzt, um die Kinder bange zu machen, in so fern man unter Kindern diejenigen großen Leute verstehen will, die einfältig genug sind, ein bißchen Zeitungsgeklimper für baare Münze zu nehmen. Dann sieht man gespitzte Ohren und geheimnißvolle Mienen, hört allerlei bedenkliches Geflüster von überschrittenen Befugnissen, äußersten Mitteln als gerechte Nothwehr, und Alle sehen gespannt der Entscheidung entgegen. Diese läßt denn auch in der Regel nur so lange auf sich warten, als man die Neugier des Publicums wach gehalten hat. Dann kommt sie in ganz profaischer Lösung, und zwar als Nachricht, daß nun doch, nach Hintwegräumung aller, aller Hindernisse, nach Beseitigung aller, aller Schwierigkeiten, das bewußte Stück morgen oder übermorgen gegeben werde. Die Eingeweiheten lachen über die Leichtgläubigkeit der Menge, die sich immer von

neuem firren und fangen läßt; aber der Zweck, die Reclame, ist doch erreicht. Wie oft hat schon dies Stückchen, gewissermaßen als Vorspiel des betreffenden Theaterstückes, gespielt! Aber man versucht es trotzdem nochmals und stets mit Erfolg.

Selbst der große Emile Augier, der nach Bonnard's Tode jetzt nur noch mit Sardou das Bühnen-Scepter theilt (denn der jüngere A. Dumas ist seit Jahren verstummt), verschmäht dies Manöver nicht und hat es noch kürzlich für sein neues Stück „Paul Forestier“ nicht ohne Geschick benutzt. „Wie schade“, hörte man vor etwa vierzehn Tagen manchen ehrlichen Zeitungsläser und Theaterfreund klagen, „wie schade, daß Augier's neues Drama die Censur nicht passirt hat; es soll einzelne prächtige Scenen enthalten und alle seine frühern Arbeiten an Kühnheit übertreffen. Wenn doch der D (ich will das Wort lieber auf französisch schreiben) der diable die Censur und alle Censoren holen wollte!“ Verzeihen wir dem guten Manne diesen frommen Wunsch. Aber die Censur hatte blickwenig mit dem Stücke zu thun, und die Proben desselben nahmen ruhig und ungestört ihren Verlauf, während man in den Zeitungen noch immer geschäftig das Strohfeuer der Befürchtung und der Sorge vor Confiscation und Verbot schürte. Und bald darauf trat auch „Paul Forestier“ wohlgenuth und unbeirrt an das Lampenlicht des Théâtre Français. Wir sind dadurch um eines jener modernen französischen Dramen reicher geworden, wie wir sie seit Sardou und Dumas fils zu Duzenden haben; leider hat

es nur mit dem Reichthum nicht viel auf sich. Um dies neue Stück Augier's mit wenigen Worten zu charakterisiren, erinnern wir nur an die zwei großen Factoren, die fast allen jenen Productionen zum Grunde liegen: Ehebruch oder Maitreffen, oder beides. Es klingt hart; aber wir sind schon gezwungen, das Kind beim wahren Namen zu nennen. Will man mir überhaupt die Erzählung der Geschichte gestatten? — „So kurz, wie möglich“, höre ich neben mir sagen; und ich will es mir gesagt sein lassen.

Lea, eine von ihrem Gatten getrennt lebende Frau, ist die Geliebte Paul's. Der Vater, um der fatalen Sache ein Ende zu machen, erfindet eine kleine Intrigue, den Sohn zu einer anständigen Heirath zu zwingen, und dieser fügt sich resignirt in die Nothwendigkeit. Bald darauf erscheint Adolphe, ein Freund Paul's, und erzählt diesem seine Begegnung mit einer schönen Fremden (eben jene Lea, deren Mann aber unterdessen gestorben ist). Sie sei ihm anfangs geneigt gewesen, dann aber plötzlich verschwunden, und er habe sie jetzt wieder gefunden. Er bittet nun Paul, den Freier zu machen. Dieser erfährt die väterliche Finte, fühlt seine alte Liebe erwachen, wird eifersüchtig und will seine Gattin verlassen, um mit seiner frühern Geliebten durchzugehen. Paul's Gattin erfährt dies ihrerseits und will, in dem Wahn, sie sei an allem Schuld, sich das Leben nehmen. Da erscheint Lea, besänftigt und versöhnt sie und reicht schließlich ihrem zweiten Geliebten Adolphe ihre Hand. Paul fällt seiner Frau reuig zu Füßen, erlangt Verzeihung, und

der alte Forstier gibt dem jungen Paare zum zweiten Male seinen väterlichen Segen.

So trocken erzählt, würde nun allerdings das Stück selbst vor einem Pariser Publicum keine Gnade finden; aber nun kommt eine elegante Diction in meist hübschen Versen hinzu, ferner verschiedene unleugbar dramatische Situationen, endlich die Wahrheit und Natürlichkeit solcher Verhältnisse, d. h. nach französischen Begriffen, — und der Erfolg ist da. Die Montags-Kritiken haben wenigstens einen solchen fast unisono proclamirt; und wenn die hohen Herren vom Montags-Feuilleton ihr Urtheil abgegeben haben (an die lustige Persiflage Pontmartin's in seinen „jeudis de Madame Charbonneau“ darf man freilich nicht denken,*) so ist keine weitere Appellation zulässig. Nur Giner, G. Fournier von der ‚Patrie‘, wagte anderer Meinung zu sein und dieselbe ganz dreist auszusprechen. Er nennt Mugier geradezu einen dramatischen Waghals („oseur dramatique“), der nun gar seinen „Fils de Giboyer“, der doch schon so hart auf der Grenze des Erlaubten stand, übertroffen habe. „Entweder — oder“, sagt Fournier, und wir wiederholen die Worte gern, denn sie scheinen uns durchaus verständig und wahr, „entweder ist die Bühne, wie es die Meister aller Zeiten gewollt, ein großes Spiegelbild des menschlichen Lebens mit seinen Tugenden und Lastern, seinen Leidenschaften und Verirrungen, aber mit

*) Im zweiten Bande unserer „Lebenden Bilder“ sprachen wir von jenem pikanten Buche.

dem deutlich ausgeprägten Zweck einer höhern sittlichen Belehrung und Warnung, oder sie ist nichts als der öffentliche Lagerplatz für alle möglichen moralischen Verzerrungen, Ungeheuerlichkeiten und socialen Mißgeburten, die Mitleid und Ekel zugleich erwecken.“

Also auch hier, wie in so vielen andern Sphären, die deutlichste und betäubendste Decadenz; denn was können wir von den Theater=Dichtern zweiten und dritten Ranges Gutes und Erfreuliches erwarten, wenn die sogenannten Koryphäen sich nicht über die chronique scandaleuse der Boulevard=Trottoirs und ihrer Kaffeehäuser erheben? Was würde man z. B. von einem deutschen Schauspiel sagen, in welchem der „Held“ zur Beschönigung seines frühern liederlichen Lebens seiner Gattin versichert, die Maitressen wären eigentlich nur da, „pour faire prendre patience en vue d'un bonheur plus moral et plus sûr.“ Ich will die schlüpfrige Phrase nur lieber unübersetzt lassen; aber citiren muß ich dergleichen, um nicht in den Verdacht einer einseitigen Auffassung, oder gar einer gewissen, noch nicht ganz verwundenen Mancüne zu kommen, die ich gegen den Verfasser des „Fils de Giboyer“ bei dieser Gelegenheit noch einmal aufwärme. Oder ist etwa die folgende ebenfalls beschönigende und denselben Gegenstand betreffende Phrase besser, welche Lea (die Maitresse) an Camilla (die Gattin) richtet: Das Speisen dann und wann im Wirthshause thut der häuslichen Familientafel keinen Eintrag („l'auberge ne fait pas de tort à la maison“), von dem jämmerlichen Verse als solchen ganz abgesehen. Und

das schreibt derselbe Dichter, der vor noch nicht zwanzig Jahren den großen Monthyon'schen Jugendpreis davontrug, den ihm die Akademie in feierlicher Sitzung für seine „Gabrielle“ zuerkannte, ein Schauspiel, in welchem Augier das Familienleben als die wahrhaft poetische Seite des menschlichen Daseins hinstellt und der christlichen Sitte das Wort redet, noch dazu in Versen, die zehn Mal besser sind, als seine jetzigen, in denen er das Gegenteil glorificirt.

Ist also das Wort Decadenz zu stark? Hier in Paris gehört freilich Muth dazu, es auszusprechen, wie es Fournier gethan hat — ich zähle nicht, denn ich gehe obscur durch den Pariser Schwarm. Aber hierin tröste ich mich mit Heine, der einst an Campe schrieb: „Die Pariser sind ungezogene Leute. Ich spaziere täglich auf den Boulevards und setze mich sehr ostentativ vor die ersten Kaffeehäuser; aber kein Mensch grüßt mich.“ Der Leser wird mir glauben, daß ich mich darum keineswegs unglücklich fühle, vielleicht eben so wenig wie Augier, wenn er diese Chronik zu Gesicht bekäme. Auch wird ihm ja anderweitig Beifall und Lohn vollauf zu Theil. Das Gerücht geht sogar, er werde bei dem nächsten Ordensregen (am Geburtstage des kaiserlichen Prinzen), auf den viele hundert durstige Knopflöcher, wie trockene Pflanzen auf das endliche Begießen, warten, zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt werden. Wenn man nur dabei die Kaiserin nicht mit zu Rathe zieht; sonst wird mir bange für das rothe Halsband zu Ehren Paul Forestier's. Die hohe Dame hat in dieser Beziehung manchmal

ganz eigenthümliche Ansichten, so sehr sie sich auch sonst für das Theater und namentlich für die Künstler interessirt, wie sie noch kürzlich bewiesen hat. Die Geschichte ist freilich sehr einfach und bietet keine Emotionen, wie ein Augier'sches Tendenzstück. Aber eben deswegen möchte ich sie gern zum Schluß erzählen.

Im Théâtre du Gymnase wird seit einiger Zeit ein neues Schauspiel von Gondinet gegeben „Le Comte Jacques“. Gondinet ist nur ein kleines Kerzchen im Vergleich zu dem großen Gasfackelträger Augier; aber seine Stücke sind dafür anständiger und sehr amüſant. Im „Comte Jacques“ hat namentlich ein junges Landmädchen eine niedliche Rolle. Das ganze Unglück der Kleinen ist, keine tausend Franken zu besitzen, um heirathen zu können; denn so viel verlangt der Vater ihres Geliebten als Aussteuer. Die Noth und die Klagen des armen Kindes sind so natürlich und allerliebſt, daß die Schauspielerin, noch dazu eine junge Debütantin, durch ihr naives, hübsches Spiel allgemeinen Beifall erntete. „Wenn nicht anders“ (so heißt es in ihrer Rolle), „so gehe ich in die Elstheischen Felder und warte, bis die Kaiserin vorbeifährt. Dann werfe ich ihr meine Bittschrift in den Wagen. Sie ist ja so reich und so gut; sie kann mir leicht die tausend Franken geben.“ Alle Blicke richteten sich bei diesen Worten auf die kaiserliche Loge; denn die Majestäten wohnten zufällig der Vorstellung bei. Die Kaiserin lächelte und nickte der kleinen Bäuerin freundlich zu. Während des Zwischenactes ließ sie den Director zu sich bitten und erkundigte sich nach

der Debütantin. Die Auskunft war sehr befriedigend: die angehende Künstlerin ist die Tochter einer unbemittelten Wittwe und unterstützt mit ihrer Gage die Mutter und einen jüngern Bruder. „In diesem Falle“, sagte Ihre Majestät, „grüßen Sie doch die Bäuerin von mir und melden ihr, daß ich ihre Bittschrift angenommen habe und ihr die so sehnlich gewünschten tausend Franken schenke.“ Am andern Morgen brachte ein kaiserlicher Lakai der Kleinen die Summe.

Die Großen und Reichen dieser Erde haben es freilich sehr leicht und billig, Gutes zu thun; aber es kommt auch noch auf die Art und Weise an, wie sie es thun, und darin kann die Kaiserin wirklich als Muster dienen. Ich für meine Person wünsche jetzt nur noch, daß die kleine Bäuerin auch in Wirklichkeit einen Schatz habe, den sie nun heirathen kann, schon weil mir eine verheirathete Schauspielerin lieber ist als eine ledige. —

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Banning, G. A. **Der Bildersürmer** und seine Tochter. Eine niederländische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Holländischen übersetzt von **Dr. C. Lüding**. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. 212 S. 8°. geh. 18 Sgr.

Bresciani, P. **Osberich**, der päpstliche Zouave. Erzählung aus dem Jahre 1860. Aus dem Italienischen nach der vom Verfasser verbesserten zweiten Ausgabe übersetzt von **Silb. Hefler**. Zweite Aufl. Classiker-Format. 450 Seiten.
geh. 25 Sgr.

Brückmann, G. A. **Altes und Neues** aus dem Münsterlande und seinen Grenzbezirken. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens. 256 S. 8°. geh. 21 Sgr.

Caballero, Fernan, ausgewählte Werke.

17 Bände in 8°, elegant ausgestattet, à Band 24 Sgr.

Bd. I. II. **Die Möve**. Deutsch von **L. G. Lemde**.

Bd. III. **Die Familie Alvareda**. Deutsch von demselben.

Bd. IV. **Erzählungen I**. Deutsch von dems.

Bd. V. VI. **Elia oder Spanien vor 30 Jahren**. Deutsch von **Hedw. Wolf**.

Bd. VII. VIII. **Pagrimas**. Deutsch von **L. G. Lemde**.

Bd. IX. **Erzählungen II**. Deutsch von **Ludw. Clarus**.

Bd. X. XI. **Clemencia**. Deutsch von **L. G. Lemde**.

Bd. XII. **Servil und Liberal**. Deutsch von dems.

Bd. XIII. **Ein Sommer in Bornoß**. Deutsch von **L. Clarus**.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

- Bd. XIV. XV. **Dorfgeschichten.** Deutsch von L. G. Lemde.
Bd. XVI. **Volkslieder u. Volksmärchen.** Deutsch v. W. Hofaus.
Bd. XVII. **Erzählungen III.** Deutsch von L. Clarus.

Caballero, Fernan, ausgewählte Werke. Wohlfeile Volksausgabe (à Bdchn. 12 Sgr.) in Classifier-Format.

1. u. 2. Bändchen: **Clemencia.** Ein Sittenroman. Deutsch von L. G. Lemde. Zweite Aufl. 436 S. geh. 24 Sgr.
3. u. 4. Bändchen: **Vagrinas.** Ein Sittenroman. Deutsch von L. G. Lemde. Zweite Aufl. 388 S. geh. 24 Sgr.
5. Bändchen: **Erzählungen I.** Deutsch von L. G. Lemde. 212 S. geh. 12 Sgr.
6. Bändchen: **Erzählungen II.** Deutsch von L. Clarus. Zweite Aufl. 200 S. geh. 12 Sgr.
7. u. 8. Bändchen: **Elia oder Spanien vor dreißig Jahren.** Von Hedw. Wolf. Zweite Aufl. 310 S. geh. 24 Sgr.

Eichendorff, Jos. Freih. von. Vermischte Schriften. 5 Bändchen 1330 S. Class.-Form. geh. 2 Thlr.

Marcard, H. E. und M. Pyrmont und seine Umgebungen in geschichtlichen und landschaftlichen Schilderungen. Herausgegeben von H. E. Marcard. 112 Seiten. kl. 8°. eleg. geh. 15 Sgr.

Lenckhoff, A. Westfälische Geschichten. 2 Bändchen. 280 S. Class.-Form. geh. à 15 Sgr.

Wolf, Hedw. (Louise Thal). Novellen und Erzählungen. 8°. 417 S. geh. 25 Sgr.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Baderborn.

- Harfenlänge.** Sammlung auserlesener lyrischer Poesie religiösen Inhalts aus deutschen Dichterverken. Erste Sammlung. 248 S. Clavifor-Format. geh. 15 Sgr., cart. 18 Sgr., eleg. geb. 27 Sgr.
- Neue Harfenlänge.** geh. 15 Sgr., cart. 18^s Sgr., eleg. geb. 22¹/₂ Sgr
- Hensel, Luise M., Lieder.** Herausgegeben von Prof. Dr. C. B. Schlüter. 356 Seiten. 8°. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr.
- Hofäus, W. Ariemhild.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 190 S. 12. geh. 24 Sgr.
- — **Rosalinde** oder das Turnei von St. Johann. Romantische Humoreske. 80 S. 12. eleg. geb. 15 Sgr.
- Mariengefänge,** die, aus den Büchern der Oden und dem der Epoden des **Jacob Balde.** In deutsche Reimstrophen übersetzt von **C. B. Schlüter.** 104 S. 12. eleg. cart. 12 Sgr.
- Schlüter, C. B. Blumentranz** religiöser Poesien aus den Sprachen des Südens. Uebersetzt im Versmaße der Originale. 122 S. 12. eleg. cart. 18 Sgr.
- Sommerkind,** das, oder der Grund der Völkerwanderung. Ein episches Gedicht. 80 S. 12. eleg. geb. 15 Sgr.
- Walther von Aquitanien.** Heldengedicht in 12 Gesängen, übersetzt und mit Erläuterungen und Beiträgen zur Heldensage und Mythologie versehen von **Franz Linnig.** 160 S. 12. geh. 10 Sgr. cart. 12 Sgr.
- Beowulf.** Angelsächsisches Heldengedicht, metrisch übersetzt von **Moriz Heyne.** 135 S. 12. geh. 13¹/₂ Sgr.

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

PAIR



32101 041427772

